menden Zeit noch stärker belegen wollte, so brauchte man außer an den goldenen Halskragen von Schulenburg nur noch an Importstücke, wie die Beile von Sassenberg (Kreis Warendorf) im benachbarten Westfalen, die Goldscheibe von Moordorf bei Aurich, den Dolchstab von Apeldorn (Kreis Meppen) oder das Rapierschwert von Westerwanna im Lande Hadeln zu erinnern, um die enge Verbundenheit beider Gebiete gegenüber dem östlichen Deutschland hervorzuheben." — **Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung,** Bd. 66, Heft 1/2, 1939. Fr. Specht, **Sprachliches zur Urheimat der Indogermanen.** Die 74 Seiten umfassende Abhandlung von Specht ist eine gründliche Auseinandersetzung mit Studien zur indogermanischen Urheimatfrage von A. Nehring und W. Brandenstein. Nach Nehring ist das indogermanische Volkstum dadurch entstanden, daß ein mit der Pferdezucht vertrautes Volk von Asien her nach Europa einbrach und die dort sitzenden Völker unterwarf und ihnen „asiatische Kultur- und Familienformen" aufzwang. Specht hebt hervor, daß diese Ansicht Nehrings zunächst einmal keineswegs originell ist: „Die Verschmelzung zweier einander fremder Völker zum indogermanischen Urvolk ist z. B. von Feist und später ausführlicher von Güntert und Wahle vertreten worden. Auch sie lassen das Erobervolk aus Asien über Südrußland vorrücken, nur erfolgt bei ihnen die Vereinigung in Mittel- und Norddeutschland; Nehring dagegen verlegt sie nach Südrußland." Nehring tritt äußerst selbstbewußt auf, wie Specht nachweist, entspricht diesem Selbstbewußtsein nicht die Bedeutung und Gediegenheit seiner Aufstellungen. Specht führt eine große Anzahl von Wortgleichungen zwischen dem Griechischen und Altindoarischen bzw. dem Griechischen und Armenischen an. Es handelt sich um Worte, die die Berührung mit der Kultur des Orients voraussetzen; da sie sich nur bei einer Gruppe von Indogermanen finden, nicht aber gemeinindogermanisch sind, sprechen sie gegen die Ansetzung der Urheimat des Indogermanentums in Südrußland. Eingehend zeigt Specht, daß es unmöglich ist, auf Grund der Ackerbauterminologie die Indogermanen in zwei Teile zu scheiden. Zwar hält er selbst die Ackerbauterminologie für verhältnismäßig jung, doch ist sie für ihn, wie er an anderer Stelle zeigen will, „im allgemeinen noch vor der Völkertrennung geprägt worden". Den Wert der Buchengleichung für die Urheimatfrage sucht Specht gegen Bestreitung wieder sicherzustellen. Dabei behandelt er ausführlicher (S. 57ff.) die göttliche Verehrung der Eiche bei allen Indogermanen und erklärt einleuchtend den Ersatz alter indogermanischer Namen für die Eiche durch andere Baumnamen eben daraus, daß diese Namen heilig und ehrfurchtgebietend waren. Dieser Exkurs über die Eiche dient dazu, die Grundbedeutung des Baumnamens „Buche" eben als Buche zu sichern. Diese Feststellung ist bekanntlich für die Urheimatfrage von großer Bedeutung, denn hatten die Indogermanen einen alten Buchennamen, so kann ihre Urheimat nur innerhalb der Buchengrenze gelegen haben, also nicht in Südrußland oder im angrenzenden Asien. Im letzten Teil seiner Abhandlung setzt sich Specht mit Brandenstein auseinander, der viel Scharfsinn aufwendet, die Kirgisensteppe als Urheimat der Indogermanen zu beweisen. Die gründliche Nachprüfung Spechts zeigt wiederum, daß Brandensteins Annahme nicht aufrechtzuhalten ist. Durch 16 Gleichungen versucht Brandenstein eine Sonderstellung des Arischen innerhalb des Indogermanischen aufzuzeigen, doch sind alle diese Gleichungen unhaltbar. übrigens ist Brandenstein gezwungen, für das indogermanische *médhu- „Honig" willkürlich eine andere Bedeutung anzusetzen, da in der Kirgisensteppe der Honig fehlt. Specht zeigt demgegenüber, daß, wie bisher auch allgemein angenommen, die Urbedeutung „Honig" für dieses indogermanische Wort unzweifelhaft feststeht. „Von einem Beweis, die Urheimat der Indogermanen hätte in Asien gelegen, kann trotz der Sicherheit des Tones, mit dem er (Brandenstein) für seine Ansichten eintritt, überhaupt keine Rede sein." Zur Auseinandersetzung mit Nehring ist auch auf G. Deeters' Ausführungen in „Indogermanische Forschungen", Bd. 56, 1938, Seite 138ff., zu verweisen. — **Wörter und Sachen,** Neue Folge, Bd. 2, Heft 1, 1939. Otto Paul, **Exegetische Beiträge zum Awesta.** In weitausgreifender Untersuchung packt Otto Paul die Deutung einer bisher unverstandenen Awestastelle an und deutet zwei Worte, die nur an dieser Stelle vorkommen. Seine Darlegungen sind zugleich eine Vorstudie zu einer Darstellung der Rolle der Schlange in der indogermanischen Mythologie, die er vorbereitet.

O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Juli Heft 7

Ahnenerbe – Germanenkunde

Ein Rückblick auf unsere Kieler Tagung

Eine große politische Bewegung, die revolutionär sein will, kann sich nicht damit begnügen, den Boden umzubrechen, der in dem vergangenen Zeitalter von dem Schutt lebensfremder und lebensfeindlicher Gedankenwelten und Einrichtungen überdeckt worden ist. Unmittelbar und aus dem kraftvollen Lebenswillen stammend, greift sie die vorhandenen, unhaltbar und unlebendig gewordenen Zustände unmittelbar an; denn das Leben steht keinen Augenblick still, es will gemeistert sein, und unsere erste Pflicht ist noch immer die Forderung des Tages. Aber wie jeder Tag ein Ring in einer lebendigen Kette ist, so ist auch die Forderung, die er stellt, keine voraussetzungslose Augenblickssache. Sie erheischt die Erfüllung von Aufgaben und Gesetzen, die uns von ferner Vergangenheit her und für eine ferne Zukunft gestellt sind. Sie erfordert eine ständige Ausrichtung, oder, wie wir einem der neueren Forschung entnommenen Vergleichswort sagen können, eine ständige Ortung nach jenen großen Richtpunkten, an denen wir die ewige Ordnung erkennen, in die wir hineingestellt sind. Und mit der Forderung des politischen Tages wollen und müssen wir zugleich die Gesetze jener großen Ordnung erfüllen.

Wenn unsere Kieler Jahrestagung unter dem Leitgedanken „Politik und Wissenschaft" gestanden hat, so können wir wohl, wenn wir beide Begriffe recht verstehen, sie als den Ausdruck jener beiden Forderungen ansehen, die dem einzelnen und der Gemeinschaft im Laufe der Tage und Jahre gestellt sind. Eine Zeit freilich, die unter „Politik" nichts anderes verstand als das notdürftige Inganghalten eines Mechanismus, dessen Lebenszweck mit einem scheinbar reibungslosen Ablauf erfüllt zu sein schien, eine solche Zeit hatte, bei aller scheinbaren „Förderung der Wissenschaften" kein echtes und inneres Verhältnis zur wirklichen Wissenschaft. Und eine Wissenschaft, die ihren Zweck mit einer toten Stoffanhäufung, mit einem Rückzug in das Gebiet der „reinen Betrachtung" oder gar mit einer lärmenden Zurschaustellung sogenannter „Probleme" für erfüllt hielt, konnte nie und nimmer einen lebendigen Einfluß auf die Politik ausüben, wenn man unter dieser die tatbereite Erfüllung völkischer Lebensgesetze versteht. Die verflossene Zeit des Parlamentarismus hat uns eine Anzahl von Typen beschert, die eine wissenschaftliche Laufbahn als bequemen Ausgangspunkt für eine politische Geschaftlhuberei größten

Stiles ansahen; die in Kommissionen und Ausschüssen das große Wort führten, als umworbene Ausschußparlamentarier an der Quelle der wissenschaftlichen Forschungsgelder saßen, deren Strom weise zu den Rechtgesinnten zu leiten wußten und nebenher gegen entsprechende Zahlungswilligkeit Ehrendoktorhüte in Menge verliehen. Aber der Erfolg war, daß Wissenschaft und Politik in Wirklichkeit immer mehr auseinanderfielen; daß jener Typ des politisierenden Wissenschaftlers wie auch der des wissenschaftlich dilettierenden „Politikers“ die Wissenschaft und die Politik gemeinsam so lange vor dem Volke lächerlich machten, bis sich aus diesem Volke selbst ein gesunder Widerstand dagegen geltend machte.

Die große politische Umwälzung hat diesen ganzen Schwarm von „Doktors, Magistern, Schreibern und Pfaffen“ hinweggefegt, und keiner ist ihr dankbarer dafür, als der wahre Wissenschaftler selbst, der meistens in jener Zeit der politisch-wissenschaftlichen Betriebsamkeit still beiseite stand, um in dieser wirkenden Stille seine Kräfte zum Dienste des Vaterlandes zu kehren und die Grundlagen zu einer neuen, völkischen Wissenschaft zu erarbeiten, die ihrem Wesen nach nichts anderes sein konnte, als die erste Dienerin der völkischen Politik. Sie hat sich damals aus dem politisierenden Getriebe herausgehalten — nicht weil sie in lebensfremder Beschaulichkeit unpolitisch hätte sein wollen, sondern weil sie ihr Wesen und Wollen reinhalten wollte für den Tag, an dem eine echte völkische Politik ihrer bedürfte. Und die politische Bewegung, die diese große Erneuerung vorbereitete, hat sich nicht zu voreiliger Festlegung auf bestimmte wissenschaftliche Sondermeinungen verlocken lassen; sie hat klare und eindeutige Grundforderungen auch an die Wissenschaft gestellt, und sie hat ihren Widerhall gefunden.

Wissenschaft mit politischem Wollen verbunden bedeutet nicht, daß man jede einzelne wissenschaftliche Untersuchung oder Feststellung unter einem politischen Gesichtswinkel trifft, oder gar, was noch unleidlicher ist, die schlichte und klare wissenschaftliche Aussage durch pseudo-politische Phrasen und Werturteile ersetzen zu können glaubt. Es kommt darauf an, daß der Wissenschaftler sein wissenschaftliches Gesamtwollen mit einem politischen Gesamtwollen in Einklang bringt; so wie ein Soldat jederzeit seine gesamte Persönlichkeit für seinen soldatischen Zweck einzusetzen bereit ist. Es geht auch nicht darum, vom Standpunkte wissenschaftlicher Einzeltatsachen Forderungen an eine Politik zu stellen, die jederzeit auf das Ganze ausgerichtet sein muß. Wer durch sein Wissen an der Erhaltung und dem Aufbau der Nation schaffen will, dem liegt es fern, Kapitän und Steuerleuten unseres deutschen Schiffes vom Sonderstandpunkt aus in ihr Handwerk zu reden und ihr Tun mit nur-theoretischer Kritik zu begleiten. Er kennt den Kurs, der jeden verpflichtet, und er kennt auch seine besondere Aufgabe: als Lotse oder als Ausguckmann die Steuerung des Schiffes nach Kräften zu erleichtern. Wissenschaft ist das Bemühen um klare Tatsachenschau und Erkenntnis jener waltenden Gesetze, die der große Politiker aus Instinkt und aus Wissen erfüllt. Hier liegt der Unterschied, hier liegt aber auch das, was beide verbindet. Denn auch der Politiker stellt sich immer wieder die Frage nach dem letzten Sinn seines Tuns; auch er fällt die großen Entscheidungen aus Erkennen und Tatwillen zugleich. Er stellt sich vor allem auch die Frage nach dem Woher der Kraft, die in ihm wirkt; nach Wesen und Art des Gesetzes, zu dessen Vollstreckung ihn sein Wille drängt.

So aber gibt es keine Wissenschaft, die der schöpferischen völkischen Politik näher steht als die Wissenschaft von dem Wesen unseres Volkstums, das in uns wirkt, das zum politischen Handeln drängt, dessen letzter Sinn ja immer nur die Erfüllung der Gesetze dieses Volkstums sein kann. Weit gespannt ist freilich der Rahmen des Wissens um die Wurzeln dieses Volkstums. Sie ruhen im heimischen Boden, aus dem sie stetig neue Schößlinge nach oben treiben; sie sind aber auch weit draußen in der Welt zu finden, wo verstreute Samen aus früheren Blüten unserer Volkheit sich in fremdes Erdreich

gesenkt haben. Dies alles gehört zur Wissenschaft von unserem Ahnenerbe. Forschung und Lehre sind die beiden großen Zweige unserer Tätigkeit: rastlose Erforschung alles dessen, was als lebendiges Zeugnis sinnvoll begriffen werden kann; klare und lebendige Lehre von dem, was wir als Wurzel, Zelle oder Blatt am Baum unseres Ahnenerbes erkannt haben.

Wenn wir die Ergebnisse unserer Forschung alljährlich einem breiten Kreise von Volksgenossen in einem Querschnitt vorlegen, so ist damit bei weitem nicht alles erfaßt, was in unseren Forschungsstätten geschaffen und erarbeitet ist. Vieles, ja das Meiste ist noch in lebendigem Flusse, und es ist erst dann zur Mitteilung reif, wenn es bis zur sicheren Feststellung gediehen ist. Doch ist eine solche Heerschau der gewonnenen Erkenntnisse immer auch für die Schaffenden selbst von lebendiger Bedeutung wegen der Fülle der gegenseitigen Anregungen, wegen des Widerhalles, den man gerade bei den unbefangenen Hörern findet und wegen des „urkräftigen Behagens“, das ein wirklich lebendig gemachtes Wissen nicht nur den Herzen der Hörer vermittelt, sondern auch denen der Vortragenden zurückzugeben vermag.

Unsere Kieler Tagung hat, das dürfen wir freudig gestehen, diese unsere Absichten erfüllt. Die ungewöhnlich hohe Zahl der Teilnehmer, der lebendige wissenschaftliche Geist der Kieler Alma mater, die ausgezeichneten Ausgrabungen der alten Sachsenfesten, der frische Wind, der von Meer zu Meer über die sonnige kimbrische Halbinsel wehte, und nicht zuletzt die freudige innere Anteilnahme, mit der wir wohl jedem Vortrag und jeder wissenschaftlichen Führung folgen konnten — das alles hat keinen Augenblick einen Beigeschmack von „trockener Wissenschaft“ alten Stiles gehabt (dafür sorgte schon die Gastfreiheit der drei Nordmarkstätte Kiel, Heide und Schleswig); es hat uns vom Wissen zum Erleben geführt und damit den Zweck jeder Wissenschaft erfüllt. Pl.

Nach einem Empfang der Tagungsteilnehmer durch den Oberbürgermeister der Stadt Kiel in den Räumen des Rathauses eröffnete der Kurator des „Ahnenerbes“, Prof. Dr. W. Wüst die Tagung in der festlich geschmückten und bis auf den letzten Platz gefüllten Aula der Universität Kiel. Anschließend sprach der Rektor der Kieler Universität Prof. Dr. P. Ritterbusch über „Politik und Wissenschaft“. Er wies auf die Auseinander-Entwicklung von Wissenschaft und wirklichem Leben im 19. Jahrhundert hin. Erst in unserer Zeit konnte dieser Gegensatz überbrückt werden, weil wir Politik und Wissenschaft durch das Vorbild des Führers wieder als Kunst sehen gelernt haben und dadurch eine lebendige Verbindung hergestellt wurde.

Am nächsten Tage gab Prof. Dr. H. Harmjanz, Frankfurt a. M., einen Überblick über die wissenschaftlichen Gemeinschaftswerke des „Ahnenerbe“. Er stellte vier große Aufgabenkreise heraus, die in ständiger Fühlung mit der Wissenschaft der Universitäten bearbeitet werden: das Forschungswerk „Wald und Baum“, der „Atlas der Deutschen Volkskunde“ (Prof. Dr. Harmjanz), das „Sachwörterbuch für Germanenkunde“ und das „Handwörterbuch der indogermanischen Mythologie“ (Prof. Dr. Wüst). Prof. Harmjanz betonte das Besondere der Entstehung dieser Werke als Gemeinschaftswerke eines ganzen Kreises von Wissenschaftlern. Mit einem aufschlußreichen Querschnitt durch den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Arbeiten schloß Prof. Harmjanz seine Ausführungen ab.

In dem folgenden Vortrag über „Sinnbilder im vorgeschichtlichen Ornament“ zeigte Prof. Dr. G. Schwantes, Kiel, neue Wege der Sinnbildforschung auf. An Hand eines umfangreichen Lichtbildmaterials untersuchte er die Steinbohrungen an den Großsteingräbern im Zusammenhang mit kultischen Axtbohrungen. Seine weiteren Ausführungen über das Sonnenzeichen wurden auf eindrucksvolle Weise von Dozent Dr. R. Wolfram, Wien, vertieft. Dr. Wolfram arbeitete besonders die Bedeutung der Sinnbilder

im Volksleben heraus und ihre Verwurzelung im Brauch. Den größten Teil der Beispiele entnahm er seiner ostmärkischen Heimat, die sich auch auf diesem Gebiete als durchaus nordisch bestimmt erwies.

Der Nachmittag wurde eingeleitet durch die grundsätzlichen Ausführungen des Kurators des „Ahnenerbe" Prof., Dr. W. Wüst, München, unter dessen unmittelbarer Führung das Handwörterbuch der Indogermanischen Mythologie entsteht. Prof. Wüst betonte, daß man den Bedeutungsgehalt eines selten belegten Wortes nicht voll erschöpfen könne durch Zusammenstellung mit lautlich ähnlichen Wortformen. Hier muß neben der Herausarbeitung der Grundbedeutung des Wortes eine Heranziehung von begrifflich verwandten Formen aus anderen Sprachen des indogermanischen Kulturkrieses Klarheit schaffen. Als Beispiel führte Prof. Wüst die Untersuchung des altpersischen Wortes tačara durch.

Als nächster Redner behandelte Dr. Ranke, Kiel, das Thema „Die Toten im Recht und Brauch der Lebenden"; in germanischer Vorstellung leben die Toten nicht als lebender Leichnam oder körperlose „Seele" weiter, sondern als Lebewesen in einem neuen Leib. Von dieser Vorstellung her sind die Bräuche zu verstehen, die von der Zeit der altnordischen Sage bis in unsere Tage auf germanischen Boden bei Totenbestattungen und Ahnenverehrung fortleben. Im Anschluß daran wurde die Ausstellung eröffnet: „Das Luftbild im Dienst der Dannewerk-Forschung; die Holzbauten von Haithabu in Plan und Bild; Ergebnisse der Landesaufnahme: Methodik, Siedlung, Heerwege; die nordischen Fresken im Dome zu Schleswig; die Schrifttumsarbeit des ‚Ahnenerbe'."

Der bekannte Erforscher germanischer Himmelkunde, Dr. e. h. O. S. Reuter, Huchting b. Bremen, sprach am nächsten Tag über „Ortung und Seefahrt". Unsere germanische Richtungsrose leitet sich von der Beobachtung der Süd—Nord-Linie her und bewahrt daher aus ältester germanischer Zeit bis heute den methodischen Vorzug vor der Windrose der antiken Mittelmeervölker. Die grundsätzlich himmelskundliche Richtnahme hat die germanische Hochseeschiffahrt so früh schon ermöglicht. In kurzen Umrissen berichtete Dr. Reuter über seine astronomische Ortsbestimmung Winlands an der Ostküste Nordamerikas, das um das Jahr 1000 von Leif Erichsson als dem ersten Europäer betreten wurde. Die Vergleichung der im Bericht erwähnten Sonnenstände am fernen Orte mit den gleichzeitigen in der Heimat lassen die Lage Winlands mit genügender Genauigkeit auf Süd-Georgia oder Nord-Florida berechnen.

Nach der Wiedervereinigung der Ostmark mit dem Reich begann das „Ahnenerbe" auch hier mit seiner Tätigkeit. Den ersten Arbeitsbericht über die in diesem Rahmen getriebenen vorgeschichtlichen Forschungen gab Dr. K. Willvonseder, Wien; im Vordergrund stand die Fortsetzung der Grabungen an der altsteinzeitlichen Mammut-Jägerstation in Unterwisternitz (Südmähren). Die zweite große Ausgrabung soll in Karnburg, einer früheren karolingischen Pfalz nördlich Klagenfurt, stattfinden, wobei besonders die merkwürdige feierliche Handlung mit dem „Herzogbauer" untersucht wird. Durch Übernahme der „Materialien" zur Urgeschichte der Ostmark in den „Ahnenerbe-Stiftung-Verlag" ist es möglich, allmählich die reichen Fundbestände der Museen und Sammlungen der Ostmark der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der anschließende feinsinnige Vortrag von Dr. J. Werner, Frankfurt a. M., über „Die Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes", in dem nachgewiesen werden konnte, daß die ursprünglich fremden Motive von nordischen Künstlern stilistisch neu gestaltet wurden, leitete zu einem geschlossenen Vortragskreis über die Altsteinzeit über. Hier berichtete Dr. A. Bohmers, Mauern, über „Die Mauerner Höhlen und ihre Bedeutung für die Stufeneinteilung der Altsteinzeit". Nach einer kurzen Erklärung der Lage der Höhlen und ihres Profiles wies Dr. Bohmers auf die Schlüsse hin, die für die Erweiterung der Kenntnis des Alters der späteiszeitlichen Schichten aus diesen geologischen Studien gezogen werden können. Hierauf folgte eine Beschreibung der Kulturstufen, besonders die der neuen Altmühlstufe. In diesem Zusammenhang wurde auf die Schwierigkeiten des deutschen Urgeschichtlers bei der Bennenung von Kulturstufen hingewiesen. Während man auf der ganzen Welt nur ein System benutzt, hat er zwischen sieben Systemen zu wählen. Bohmers empfahl, Grundsätze zu schaffen, die das Einfügen von neuen Stufen in ein System regeln. Ergänzend sprach Dr. Schütrumpf, Berlin, über „Die pollenanalytische Datierung der altsteinzeitlichen Funde von Mauern" und erklärte die erstmalige Anwendung einer neuen Methode, Pollenanalyse und Sedimentpetrologie miteinander zu verbinden. Darauf berichtete Prof. Dr. Wetzel, Tübingen, über die Faustkeilfunde der Grabung Bocksteinschmiede. Die Bocksteinschmiede im Lonetal (Württemberg) wurde 1932 entdeckt und 1933—35 ausgegraben. Die Bearbeitung der reichen Funde der Hauptbesiedlung der Höhle konnte noch nicht abgeschlossen werden. Die wahrscheinlichste Deutung des ganzen Profils stellt die Faustkeilkultur der Bocksteinschmiede an den Anfang der letzten Eiszeit. Anschließend schilderte Prof. Dr. Gripp, Kiel, „Eiszeitklima und älteres Paläolithikum in Nordwestdeutschland" und gab damit die Voraussetzungsmöglichkeiten für die Auffindung von Spuren der älteren Altsteinzeitmenschen in diesem Gebiet. Über seine Grabungen bei Ahrensburg und Pinneberg hielt Alfred Rust, Ahrensburg, Vortrag. Am Fundplatz Stellmoor fand er in einem verlandetem Teiche in etwa 6 Meter Tiefe eine eiszeitliche Kulturschicht der Hamburger Stufe mit der ältesten Kunst des Nordens und versenkten Opfertieren (Ren). In vier Meter Tiefe wurde eine Kulturschicht der Ahrensburger Stufe mit den ältesten bekannten Holzgeräten und einem 2¼ Meter langen Kultpfahl mit aufgestecktem Renntierschädel angetroffen. Da die Ahrensburger Kunst sich bis in die Germanenzeit hinein auswirkte, konnte Rust den Nachweis einer bodenständigen Entwicklung führen. Der Vortrag von Dr. H. Schwabedissen, Kiel, über „Die Entstehung des Nordischen Kreises in der mittleren Steinzeit" und eine Vorbesprechung über die Schaffung einheitlicher Bezeichnungen für Zeitstufen und Fundgruben der älteren und mittleren Steinzeit schloß die sich bis in den späten Abend ausdehnende Vortragsreihe ab.

Am Vormittag des letzten Tages wurde besonders der deutsche Ostraum und seine Beziehungen zum Norden behandelt. Dr. habil. E. Petersen, Rostock, sprach über „Die völkerwanderungszeitlichen Funde Ostdeutschlands und die Frage der Restgermanen". Der Redner wies an Hand der Bodenfunde nach, daß die bisher geltende Anschauung von der völligen Entleerung des Raumes ostwärts der Elbe und Saale durch die Germanen um etwa 400 nicht mehr aufrecht erhalten werden könne. Im 6.—7. Jahrhundert verstärkt sich das nordgermanische Element von Ostholstein bis zum Frischen Haff so sehr, daß man in Norddeutschland zu dieser Zeit eine „Vorwikingerschicht" erkennen kann. Aus der Verzahnung von germanischem und frühslawischen Altsachen folgerte Dr. Petersen, daß wohl auch in Ostdeutschland nördlich der Sudetenländer jene Abhängigkeit der Slawen von den Franken, vielleicht auch von Nordgermanen und Goten, bestand, die für Böhmen und Umgebung durch die historischen Quellen über den Franken Samo und sein Slawenreich überliefert ist.

Die folgenden Vorträge von cand. präh. Bernt von Zur-Mühlen, Königsberg, und Dr. W. Neugebauer, Elbing, beschäftigten sich mit den Wikingerfunden in Ostpreußen, wobei zur-Mühlen besonders auf die Frage nach der Herkunft der auf dem Wikinger-Friedhof Wiskiauten, Kreis Fischhausen, bestatteten Nordleute einging. Dr. Neugebauer sprach über das wikingische Gräberfeld von Elbing und die dadurch wahrscheinlich werdende Lage Trusos auf dem Gebiete der jetzigen Stadt Elbing. Anschließend berichtete Dr. K. A. Wilde, Stettin, über die Grabungen zu Wollin und den Stand der Jomsburg-Forschungen. Er kam zu dem Ergebnis, daß die „Vineta-Frage" mit den Mitteln der Spaten-Forschung nicht eindeutig zu beantworten sei. Die Gleichsetzung der seit dem

10. Jahrhundert genannten Orte Jumne, Vineta und Jomsburg mit dem späteren Wollin erhält durch das nunmehr festgestellte Bestehen der Stadt seit dem 10. Jahrhundert eine sichere Grundlage. Die vielfach im Nordteil der Siedlung gesuchten Einzelzüge der romanhaften Jomsburg-Überlieferung (Hafen) sind nach den bisherigen Untersuchungen wahrscheinlich.

Als letzter Redner des Vormittags setzte sich Dr. H. Jänichen, Breslau, mit den „Beziehungen zwischen Skandinavien und der deutschen Ostseeküste im Lichte der Sagenforschung" auseinander. Seine Untersuchung ging von den wikingischen und altgermanischen Ortsnamen aus, deren Grenzen fließend sind, weil die Wikinger vielfach nur die alte germanische Tradition des eroberten Gebietes fortsetzten. An Hand von Beispielen aus Pommern zeigte Dr. Jänichen, daß die ptolemäische Karte von Groß-Germanien erfolgreich aus der wikingischen Überlieferung ergänzt werden kann.

Einen Ausschnitt der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen der europäischen Völker und Stämme des Frühmittelalters gab Dr. L. Hussong, Trier, mit seinem Referat: „Herstellungsorte und Datierung der karolingischen Keramik in den Rheinlanden". Auf Grund des Nachweises der wichtigsten Töpferei-Zentren im Rheinlande, ihres Formenschatzes und der Herstellungszeit einzelner Formen, deren Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist, lassen sich Handelsbeziehungen bis Holland und Schweden verfolgen. Eine Abgrenzung karolingischer und ottonischer Keramik könnte auch für die Geschichte der frühmittelalterlichen Handelsstadt Haithabu wichtige Anhaltspunkte ergeben.

Im folgenden Vortrag berichtete Dr. K. Hucke, Breslau, über „Die Ausbreitung der Sachsen in Nordwestdeutschland vom 6.—8. Jahrhundert." Besonders erschwert wird die Sachsen-Forschung dadurch, daß die Bodenfunde nur eine Abgrenzung des sächsischen Bereiches im beschränkten Umfang erlauben. Dr. Hucke ging auf die sächsische Bestattungsform vom 6.—8. Jahrhundert ein und stellte als besonders bemerkenswert die Pferdebestattungen auf den Friedhöfen heraus und folgerte daraus, daß die Gräber dieses toten Geleittieres auf eine bestimmte Art der Wodan-Verehrung hinweisen und in ihrem Vorkommen die Grenzen des sächsischen Machtbereiches deutlich machen.

Anschließend sprach der Hauptschriftleiter von „Germanien", Dr. J. O. Plaßmann, Berlin, über „Die Ostpolitik Heinrichs I." Dr. Plaßmann sah in der Wiedergewinnung der „Elblinie" die größte schöpferische Tat des Königs, weil hiermit der Ausgangspunkt zum ehemals germanischen Ostraum wiedergewonnen war. Zur Erfüllung dieses „Gesetzes der Elbe" gehörte auch die Sicherung des nordelbischen Gebietes gegen die Flankenstöße der Dänen und gegen das Einströmen der nordgermanischen Kräfte in den deutschen Elbraum. So konnte die Ostpolitik Königs Heinrichs als die Durchführung eines klaren und durchdachten, auf lange Zeiträume ausgerichteten politischen Programms nachgewiesen werden, in dem der große König eines der Lebensgesetze des von ihm endgültig zusammengefügten deutschen Volkes erkannt hatte. Nach diesem Überblick über die staatsmännische Planung Heinrichs I., berichtete Dr. M. Rudolph, Braunschweig, über die Königspfalz Heinrichs I. zu Werla, die wegen ihrer überragenden militärischen Bedeutung am Oker-Übergang als Feste gegen die Ungarn ausgebaut wurde. Der Gesamtumfang der Pfalz wurde durch Fliegeraufnahmen festgestellt. Bisher sind im Vorgelände nur Probegrabungen und eine Flächenabtragung durchgeführt worden, doch soll im Jahre 1940 die Hauptburg vollständig freigelegt werden. Der abschließende Vortrag von Dr. H. Jankuhn, Kiel, über „Die Bedeutung der Gußformen in Haithabu", machte die Wechselbeziehungen zwischen dem nordgermanischen und dem fränkischen Reich deutlich. Neben Formen, die aus dem fränkischen oder englisch-irischen Gebiet kommen, tauchen auch Gußformen auf, die uns zeigen, daß rein nordgermanisches Gedankengut hier im Kunstgewerbe nachzuweisen ist und daß Haithabu auch auf diesem Gebiet maßgeblich an der Ausformung des auf die Ostsee beschränkten Kunstkreises beteiligt war.

Den Abschluß der Tagung bildete eine zweitägige Besichtigungsfahrt zu den wichtigsten Grabungs- und Fundstätten in Schleswig-Holstein, die von Dr. Jankuhn und Dr. Kersten musterhaft vorbereitet war, und welche die im Hörsaal gehaltenen Vorträge zum Teil praktisch veranschaulichte und vertiefte. Beginnend mit einer Führung durch das „Museum germanischer Trachten" in Neumünster von Direktor Schlabow, ging die Fahrt zum Lockstedter Lager — Peißen, wo ein Schnitt durch den Heerweg und ein steinzeitlicher Hügel mit sächsischen Neubestattungen gezeigt wurden. Die sächsisch-fränkische Auseinandersetzung wurde deutlich an drei Burgen: „Burg" von Itzehoe, Kaaksburg, Krinkberg in Verbindung mit der karolingischen Missionskirche Schenefeld. Anschließend folgte die Besichtigung einer Reihe von Großsteingräbern in Hademarschen, Albersdorf und Bunsoh. In Heide fand der erste Tag seinen Abschluß durch einen Empfang des Bürgermeisters.

Am nächsten Tag wurde nach Besichtigung der Ausgrabungen an der Stellerburg ein großer Überblick der Befestigungsanlagen um Haithabu (Kograben, Dannewerk) gegeben; von dort aus ging die Fahrt nach Haithabu und Süderbrarup — Thorsberger Moor. Ein festlicher Empfang durch den Bürgermeister der Stadt Schleswig im alten Ständesaal des Rathauses bildete den Ausklang der Tagung.

Gr.

Melchior Franck (⅄1639) als Förderer musikalischer Volkskunde

Von Hans Joachim Moser

Am 1. Juni vor dreihundert Jahren starb als Coburger Hofkapellmeister ein Greis, der hilflos den seelischen wie wirtschaftlichen Nöten des Dreißigjährigen Krieges ausgesetzt war, Melchior Franck. Aus schlesischer Familie zu Zittau geboren, aber dem Namen nach wohl ursprünglich am Main beheimatet, taucht er 1601 in Augsburg auf, wo Hans Leo Haßlers tonsetzerische Meisterschaft den künstlerischen Anstoß seines Lebens bedeuten sollte. Ihn, der damals an die Spitze der Nürnberger Stadtpfeifer trat, begleitete Franck an die Pegnitz, wo auch seine ersten Tonwerke, getreu dem Vorbild seines Lehrers, im Druck erschienen. Zwei Jahre später gewann Franck als Dreißigjähriger seine Lebensstellung am damals glänzenden Hofe des Sachsenherzogs Johann Casimir, und Coburg wurde nun auch der bevorzugte Druckort seiner schier unübersehbaren Notenveröffentlichungen. Seine geistlichen Werke seien hier nur insofern erwähnt, als er auch in ihnen durch bescheidene Haltung bei frischer Bildhaftigkeit (etwa eines Evangelienjahrgangs) Volksnähe bewies und sich von jener artistischen Experimentiersucht bewußt fernhielt, die gerade damals viele junge deutsche Musikertalente behext nach Welschland starren ließ. Das Schwergewicht seines Schaffens liegt für uns auf der weltlichen Seite, und es ist kein geringes Zeichen des Dauerwerts und der Durchschlagskraft, daß aus diesem Gestaltungsbezirk sich an die fünfzig Neudrucke — einen instrumentalen Denkmälerband ungerechnet — in Chorbüchern unserer Zeit zusammengefunden haben. Nur bei wenigen Meistern des 16. und 17. Jahrhunderts kann in gleichem Umfang von praktischer Aktualität für uns gesprochen werden. Die höhere Gegenwartsbedeutung des alten Melchior dagegen ist bisher kaum wesentlich gesichtet worden, von der hier die Rede sein soll: seine damals fast einmalige Neigung, „tönende Volksaltertümer", Brauchtümliches, in den Gesichtskreis zu ziehen und als Themenquelle auszuwerten. Das verdient um so wärmer anerkannt zu werden, als mit dem Beginn des Barock (wenn man den Pater Werlin in Seon ausnimmt) die Volksliedliebe der Reformationszeit so gut wie erloschen war und eine — artistisch gewiß schätzbare, volkhaft jedoch meist ärmliche — Epoche nicht nur der

Gelehrtenpoesie, sondern auch der kennerhaften, individualistisch-ästhetischen Zimmermusik anging. In dieser Zeitenwende steht Melchior Franck „konservativ" da — das heißt aber nicht „reaktionär" aus Unfähigkeit, das Neue zu begreifen und mitzufördern, sondern „bremsend aus Bodenständigkeit und Unwillen gegen das modische Vernachlässigen alter deutscher Schollentreue".

Dabei könnte man sagen, daß Franck selbst bei solch scheinbarer Rückständigkeit im Grund fortschrittlicher gewesen ist als die damaligen Neutöner der Hochrenaissance mit ihren Prunkmadrigalen und problematischen Generalbaßmonodien; denn er lebt im Volkslied nicht mehr mit der selbständigen Naivität der Spätgotik, sondern er sieht es als Köstlichkeit, als liebliche und absonderliche Kuriosität bereits mit dem allumfassenden Lebensgefühl des Barock — nicht viel anders als nachmals Sebastian Bach, wenn er Volksliedbrocken in seine Bauernkantate und in das Quodlibet der Goldberg-Variationen aufgenommen hat oder wie Händel mit den Posthornsignalen seiner Zeit die chaldäischen Magier zu Belsazar reisen läßt.

Schon Francks frühestes weltliches Werk von größerem Umfang, die 1602 in Nürnberg erschienenen „musikalischen Bergreihen" zu vier Stimmen[1], sind gegenüber den Villanellen, Kanzonetten, Balletti und Madrigalen jener Jahre als merkwürdig altertümliche Gattung behandelt: wie bei den Freiberger Bergknappenmusiken singt immer der Tenor einzeln die erste Zeile vor, die Vollstimmigkeit des Chors gibt den Rest der Strophe; und wenn bei Luthers Urkantor Johs. Walter in Torgau der Ausdruck „in bergreihenweis" auf schlicht volkstümliche Akkordik Note gegen Note gezielt hatte, so schaut doch auch bei Franck durch die barock ausladenden Kontrapunktranken das schlichte Grundgerüst homophoner Harmonik hindurch. Von den 21 Nummern geht nur die erste das Knappschaftswesen an („Das Bergwerk woll'n wir preisen"), alle andern sind Liebeslieder. Aber diese sind größtenteils alter Themenbestand des vorigen Jahrhunderts, und auch das ist unzeitgemäß, daß im Quartettsatz oft noch der Tenor mehr von der Kernweise bewahrt als der Sopran: die konstruktive Gewölb-Achse ist wichtiger als der malerische Umriß.

Noch tiefer in die Schätze der Vergangenheit greift Franck mit den „Alten und neuen Reuterliedlein" vom nächsten Jahr zurück, indem er sogar die uralte Weise des neueren Hildebrandlieds wieder aufnimmt: „Ich will zu Land ausreiten" — es ist (wenn man von einem Quodlibetsplitter bei Nikolaus Zangius 1609 absieht) das späteste Auftreten jener ehrwürdigen Epenmelodie wohl des 13. Jahrhunderts. In andern Nummern schenkt er uns die einzigen Fundstellen kostbarer alter Volkslieder, so (ich dekoloriere einige Schnörkelmelismen) die bei F. M. Böhme, Altdt. Ldb., fehlende Balladenweise:



[1] Neudruck von Bruno Grusnick (Lübeck) in Blumes „Chorwerk" bei Kallmeyer in Wolfenbüttel.

Oder ebenda das prachtvoll kernige

„Traut Hensichen über die Heidn reit,
er schoß nach einer Tauben,
da stolpert ihm sein apfelgrau's Roß
wohl über ein' Fenchelstauden."

Dieselben beiden Volksweisen bringt Franck auch, zu Einzelzeilen zersprengt, in seinen Quodlibets vom gleichen Jahr — auch hierin auf eine 1450—1550 blühende Gattung als erster wieder zurückgreifend —, wenn kurz nach Franck noch einmal Christof Demantius in Zittau 1609 diese Form des Farrago oder „Bettlermantels" aufgegriffen hat, so wohl als Nachahmer des Coburger Meisters, der hier abermals seiner Volksliedneigung nach Lust frönen konnte. Im Lauf seines Lebens hat Franck diese Stücke aus Volksliedflicken auf ihrer zehn gebracht und sie im „Musikalischen Grillenvertreiber" von 1622 vereint — ich habe anderswo gezeigt[2], wie diese Sammlung Ausgangspunkt für die Nürnberger Marktrufer-Quodlibets des Erasmus Kindermann geworden ist und von da bis in die Mozartzeit vor allem auf Augsburger Boden fortgewirkt hat. Welch volkskundlich wertvollen Einsprengsel sich in diesen — übrigens auch kontrapunktisch höchst geschickt kombinierten — Stücken Francks finden, mag nur e i n Beispiel erhellen: ein schwäbisches Tanzlied, das seiner ganzen Haltung nach bis auf die Bauernreigen von Neithart v. Reuenthal über „Metzen Hochzeit" bis zu Hans Hesseloher zurückgehen:



Davon ist allein schon die Reihe der Bauernnamen belustigend und kennenswert. Daniel Speer, der schicksalreiche Breslauer in Göppingen, hat daraus in seinen „Tafelschnitzen" von 1685 eine ganze „Schwäbische Bauernhochzeit" entwickelt.

Aus Francks nächsten Veröffentlichungen wären der (auch gelegentlich neugedruckte) Satz des „Wilhelmus von Nassauen" oder das frische „Ich kam für einer Frau Wirtin Haus" sowie mehrere lebensvolle Jagdlieder zu nennen. Zweifellos ist Franck auch oft sein eigner Textdichter gewesen; welch kräftige Volkssprache er da manchmal gesprochen, belegen aus den Lilia musicalia von 1616 die Redensarten[3] von einer Ungetreuen, die „den Heiligen die Füß hätt' abgeschworen, daß er der Hahn im Korbe sei", ihn aber dann „in grünen Wald nach Pfifferlingen schickte", so daß sie zur Strafe bald „vor Kalk mußt' mauern mit Koth". Ein andres Tanzstück des gleichen Druckwerks schließt immer mit dem Bauernkehrreim: „Juch, juch :||, von ihretwegen ein Bein entzwei!"

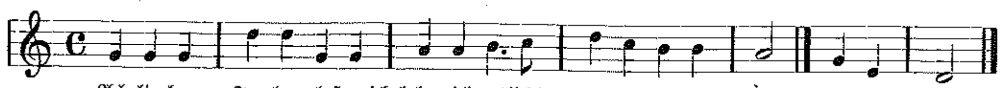
In seinem „Newen teutschen musicalischen frölichen Convivium" Coburg 1621/22) fesselt Franck nicht nur durch das alte Fuhrmannslied „Zeuch, Fahle, zeuch", das er für acht-

[2] Corydon, das ist: Geschichte des mehrstimmigen Generalbaßliedes und des Quodlibets im deutschen Barock (2 Bde., Litolff, Braunschweig 1933).
[3] Aloys Obrist, Melchior Franck (Diss. Berlin 1892), S. 28.

stimmigen Doppelchor setzt, oder durch den hübschen Dialog „Wo find' ich denn dein's Vaters Haus" (Neudruck im Kaiserliederbuch für gemischten Chor), der noch in Ditfurths Fränkischen Volksliedern von 1855 als lebendes Lied nachklingt, sondern vor allem durch eine „Spinnstube" für Männerquartett. Ähnlich wie in den alten Weihnachtsspielen sich die erwachenden Hirten kurze Fragen zuwerfen, beginnen auch hier drei Solotenöre: „Glück zu ein'm guten Abend!", „Dank sollst du davon haben!", „Wo 'naus, ihr Bauersknaben?" und dann setzt das Tutti fort: „Wir woll'n uns wieder stellen ein, / da wir gestern gewesen sein, wird wied'r ein Spinnstub'n sein". Das nächtliche Treiben in einer solchen wird nun mit äußerster Drastik zehn Strophen lang gemalt; jene kräftige Erotik, die man auch hie und da bildlich dargestellt findet[4] und die schließlich zum fast allgemeinen Verbot dieser Hauptthegestätten des Volksliedsingens geführt hat, regiert die jungen Männer wie die Mädchen. Die Lichter werden gelöscht, „die Spindel entfiel der Letzten", und das Küssen macht den Mädchen so viel Durst, daß es in der Schlußstrophe heißt:

„Die Zung' wollt ihn'n ankleben,
so mußten sie Netzwasser han,
und wollt' auch trinken der Spielmann —
wir legten 's Geld wohl an."

Eines von Melchior Francks Quotlibets (1611) umschließt eine besondere Kostbarkeit, deren Wert bisher m. W. nicht erkannt worden ist, das Spruchliedchen



Das ist, wie zahlreiche selbständige Zitate zeigen und das Verschen in Grimms Märlein „Die Zwei Brüder" beweist („Ach, lieber Jäger, laß mich leben, ich will dir auch zwei Junge geben"), nicht — wie Erk und Böhme glaubten — ein Abzählreim oder ein Bruchstück aus der 6. Strophe des Liedes „Igel und Leineweber", sondern ist der älteste Beleg einer gesungenen Märcheneinlage. Jenes Lied ist offenbar, wenn auch seine Melodie schon im Lautenbuch von P. Fabricius 1603 und sein Text im Venusgärtlein (Hamburg 1659) begegnet, von einem Zunftfeind der Leineweber um jenes Märchenlied nachträglich herumgedichtet worden. Der Fund bei M. Franck ist darum wichtig, weil erst vor wenig Jahren ein namhafter Germanist meine Behauptung (Niederdt. Zs. f. Volkskunde 1932), wie in Hertha Gruddes Ostpreußischen Volksmärchen seien diese Verse ehedem stets gesungen worden, nach dem Grundsatz „Was nicht in den Akten steht, existiert nicht", hat für falsch erklären wollen. Seitdem sind noch eine ganze Reihe Märchenmelodien aus Lothringen, Westfalen, Sudetendeutschland und besonders in den deutschen Siedlungen Polens und Ungarns hervorgekommen, und Melchior Franck schenkt uns nun den weitaus frühesten Beleg aus dem binnendeutschen Raum!

Franck schaute eben, um mit Luther zu reden, „dem gemeinen Mann aufs Maul". Er betont schon im Vorwort zu den Bergreihen von 1602, die Bergleute hätten als Sänger „vor andern gemeinen Laien billigen Ruhm und Lob". Und er setzt bewußt zwanzig Jahre später „deutsche" Tänze, weil ihn ärgert, daß seit längerem bei uns immer nur fremde Couranten und Gagliarden gedruckt worden seien. Am schönsten aber zeigt sich des Meisters vaterländische Gesinnung im gleichen Jahr 1623 in seiner Vorrede zum „Musikalischen Lustgärtlein":

„Cornelius Tacitus meldet in seinem leswürdigen Buch, welches er de moribus Germanorum geschrieben, von unsern alten Vorfahren, den Deutschen, daß sie sich nicht beflissen, die rittermäßigen Taten ihrer tapferen Kriegshelden zu beschreiben, sondern die schlichte Cantica, ohne Zweifel rythmica, gefasset, und in ihren conviviis und Zusammenkünften davon gesungen. Gleichwie aber die Nachlässigkeit unserer Vorfahren sehr beklaget wird, als welche den Römern und Griechen, so der ihrigen Schlachten und Streiten mit prächtigen Worten weitläufig, auch bisweilen wider die teure Wahrheit beschrieben, gefolget haben. Also wird von vornehmen Leuten dafür gehalten, daß es sehr nützlich, wenn nur solche Cantica Historica auf uns geraten und kommen wären. Solche würden vielen Sachen große Nachrichtung geben, und oftmals die Sachen an Tag bringen, nach welcher heutiges viel die Gelehrten vergeblich forschen, und darüber in Zweifel geraten.


Neue Musicalische Intraden, auff allerhand Instrumenten/ Sonderlich auff Violen zugebrauchen/ mit 6. Stimmen Componirt/

Durch

Melchiorem Francum, Fürstlichen Sächsischen Capellmeistern zu Coburg.

CANTUS.

Gedruckt zu Nürmberg/durch Balthasar Scherff/In verlegung David Kauffmanns.

M DC.VIII.

Titelblatt eines Werkes von Melchior Frank

Denn obwohl etliche wenig noch vorhanden, so gibt es doch der Augenschein, daß dieselbigen teils verfälschet, teils aber sehr zerstümmelt worden. Daher dann nichts Gewisses daraus kann geurteilet und geschlossen werden. Sollten die obgedachten Cantica Historica und Heroica noch vorhanden sein, würden sie noch manchen sonderlich in dieser letzten Welt zu der recht alten redlichen Deutschen Tugenden anmahnen und verursachen.

„Wenn dann die Musica Heroica Veterum Germanorum, welche sie bei ihren angestellten Conviviis auch sonsten ehrlichen Zusammenkünften und Solennitäten gebraucht, nunmehr vergangen, als haben meinem geringen Erachten nach diejenigen Componisten nit unrecht getan, welche angedeuteten defectum anderswoher ersetzet und zu behelf menschlicher erlaubter Fröhlichkeit, zu welchem Ende denn nächst Gottes Ehr und der Kirchenerbauung die Musica aufkommen, mit annehmlichen und huldreichen inventionibus und compositionibus sich hören und sehen lassen, angesehen, daß die Welt ohne das sich zum Untergang neiget und Trübsal auf Drangsal folget und fast alle Lieblichkeit und zugelassene Freud

[4] Nürnberger Schembartbücher, besonders die deutsche Folio-Hs. 442 der Pr. Staatsbibl., Berlin.

verschwinden will, auf solchen scupum (Zweck) habe ich auch in dieser Arte gesehen und sollte mich zum besten contentieren, wenn denselbigen ich erreichet hätte."

Noch in seinem spätesten weltlichen Werk zeigt Franck echte Liebe zu volkstümlichem Brauch: in den Chören zu einem „herrlichen Acta Oratorio" (wir würden sagen: einer Schuloper) über den Kreuzzug des Gottfried von Bouillon (Coburg 1630). Da bringt er als „Sommerlied" ein 23strophiges Kampfstück zwischen Bauernburschen und -dirnen in einer Tanzordnung „nach sehr altem Gebrauch der Thüringer"; die Melodie ist wieder von Reuenthalscher Anmut und Gesundheit:



Es ist ein altes Streitlied zwischen Sommer und Winter, und wenn die Melodie kurz zuvor auch als niederländischer Hochzeitstanz und schon 1537 in England als „Die Jagd ist auf!" bekannt war, um in Shakespeares „Wie es Euch gefällt" als Lied „O sweet Olivier!" wiederzukehren, so braucht Franck es keineswegs den „angelländischen Geigern" abgelauscht zu haben, sondern es kann gut und gern alten nordwestgermanischen Gemeinbesitz darstellen.

Ebendort das erzählende Lied eines Soldaten „Ich komm' daher ohn' allen Spott, ein' guten Abend geb' euch Gott" trägt seine Herkunft von den alten Boten-, Rätsel- und Kränzelliedern an der Stirn.

Genug mit diesen Proben. Auch eine genauere Untersuchung der zahlreichen Instrumentaltänze Francks, von denen Franz Bölsche eine reichliche Auswahl neu vorgelegt hat, würde neben allamodischem Zeitgut einen beachtlichen Anteil alter mitteldeutscher Fiedelmusik an den Tag bringen. Immer wieder zeigt sich an Melchior Franck der schöne Grundzug einer Verwurzelung im nie aussaugbaren Erdboden von Volkstum und Heimat — er stellt damit ein Vorbild für das deutsche Kunstgestalten aller Zeiten dar; und hat er selbst auch nur hochtalentierte, nicht geniale Werke geformt, so hat er doch selbstlos und artgetreu jenen Humusboden mit geschaffen, aus dem dann die seltenen Genies erster Ordnung Kraft und Stärke ziehen, um jene Leistungen höchsten Ranges hervorzubringen, die den ewigen Ruhm unseres Volkes bilden.

Wir können sehr zufrieden sein, daß Völker von so starker, schöner, edler Bildung, von so keuschen Sitten, biederm Verstande und redlicher Gemütsart, als die Deutschen waren, nicht etwa Hunnen oder Bulgaren die Römische Welt besetzten; sie aber deswegen für das erwählte Gottesvolk in Europa zu halten, dem seines angeborenen Adels wegen die Welt gehörte, und dem dieses Vorzugs halber andere Völker zur Knechtschaft bestimmt waren, dies wäre der unedle Stolz eines Barbaren. Der Barbar beherrscht; der gebildete Überwinder bildet.

Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1748/91)

Zunftsagen

Von Rudolf Siemsen

In dem Aufsatz über „Die Metzgergilde beim Fasnachtsbrauch" hat J. O. Plaßmann[1] auch auf Privilegien der Zünfte hingewiesen, die nach sagenhaften Überlieferungen auf historische Ereignisse meist kriegerischer Art zurückgeführt werden. In der hier vorliegenden Arbeit soll auf diese Zunftsagen und das, was sie uns zu sagen haben, eingegangen werden.

Die deutsche Zunftgeschichte verzeichnet die Erzählung von der Mordnacht in Zürich als eine ruhmvolle Tat der eidgenössischen Metzger. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts pflegte das ehrsame Züricher Metzgergewerk am Aschermittwoch einen militärischen Umzug zu halten, bei dem ein Ehrenbanner und ein Ehrenzeichen, ein aus Holz gefertigtes Löwenbild, Eisengrind[2], Eisengrimm[3] oder Isengrind[4] genannt, unter Musik mitgeführt wurden. Nach dem dabei ebenfalls erscheinenden „Brautpaar", das zum Schluß in einen Brunnen geworfen wurde, hieß der Zug „der metzgeren brutt" (Knuchel S. 22). — Alten Berichten zufolge geht dieses Recht der Metzger, einen Fasnachtsumzug zu halten, auf Kriegslorbeern zurück, die sich ihre Vorfahren durch tapferes Streiten für die Stadt in der sogenannten Mordnacht von 1350 pflückten, als ein verräterischer Anschlag des Stadtfeindes das bestehende Regiment Zürichs beseitigen sollte[5]. Adlige Feinde der Stadt hatten sich heimlich eingeschlichen und z. T. bei abtrünnigen Bürgern verborgen. In einem Wirtshaus wurde der Verratsplan besprochen, demzufolge in der Nacht die Häupter der Stadt beseitigt werden sollten. Die Verschwörer achteten aber nicht auf einen Bäckerjungen, der Eckenwiser genannt, der hinter dem Ofen liegend ihre Reden mit anhörte, unbemerkt davonlief und dem Bürgermeister Bericht erstattete. Es gelang, die Feinde zu überraschen und zu vertreiben, wobei sich die Metzger durch besondere Tapferkeit auszeichneten. Daher wurde ihnen dann der Fasnachtsumzug gestattet.

Eine ganz ähnliche Geschichte wird von der Mordnacht in Luzern 1333 erzählt[6]. Hier wurde der Anschlag auf der Straße von einem Bettlerjungen mit angehört. Die Verräter bemerkten ihn und zwangen ihn zu eidlicher Schweigepflicht. Daraufhin eilte er zur Zunftstube der Metzger und berichtete sein Wissen dem Ofen, so daß die anwesenden Metzgerknechte alles vernahmen und die Bürger zur Rettung der Stadt zusammenrufen konnten. Zur Erinnerung an dieses Ereignis sei, so heißt es, jährlich am „Güdismontag" in der Fasnacht der sogenannte Landsknechtenumzug abgehalten worden, bei dem die adlige Zunft die feindlichen Österreicher und die Metzgerzunft die Luzerner Bürger darstellten. Beide Parteien lieferten sich zu Wasser und zu Lande eine fröhliche Schlacht (Pfyffer S. 318f., Anm. 144).

Während also die Volksüberlieferung beiden Zunftfesten einen genau bestimmten historischen Ursprung zuweisen will, stellen die Datierung zu Fasnacht, das Spiel mit dem Brautpaar, der Brunnensturz und das Scheingefecht einen Zusammenhang mit

[1] Germanien 11 (1939), S. 109.
[2] Bluntschli, Hans Heinrich: Memorabilia Tigurina oder Merckwürdigkeiten der Stadt und Landschafft Zürich. 3. Aufl. Zürich 1742. S. 290.
[3] Erni, J. H.: Memorabilia Tigurina. Neue Chronik oder fortgesetzte Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich. Zürich 1820. S. 342.
[4] Knuchel, Eduard Fritz: Die Umzüge der Klein-Basler Ehrenzeichen. Basel 1914. S. 22.
[5] Stumpf, H. Johan: Schweytzer Chronick ... Fortgesetzt von H. Johan Rudolph Stumpf. Zürich 1606. Bl. 491b, 492. — Tschudius, Ägidius: Chronicon Helveticum. Hrsg. v. Johann Rudolff Iselin. Basel 1734. I, S. 385ff. — Simler, Josias: Von dem Regiment der Loblichen Eydgenoßschaft. 2. Aufl. fortgesetzt von Hans Jacob Leu. Zürich 1735. S. 101ff. — Lauffer, Jacob: Beschreibung helvetischer Geschichte. Zürich 1736/37. IV, S. 29ff.. — Bluntschli, a. a. O. S. 290ff. — Erni, a. a. O. S. 341f.
[6] Tschudius, a. a. O. I S. 326. — Pfyffer, Kasimir: Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern. Zürich 1850. S. 59f. — S. auch Plaßmann, Germanien 11, S. 109.

Bräuchen her, die als Frühlingsfeste volkhafter Gemeinschaften vielfach bekannt sind und einen späten und plötzlichen, d. h. künstlichen Ursprung beider Feste wenig wahrscheinlich sein lassen. Die Volkskunde des deutschen Zunftwesens gibt uns durch eine Fülle solcher Erzählungen über den Ursprung handwerklicher Feste die Möglichkeit, deren Sinn und Wahrheitsgehalt nachzuprüfen und sie zunächst als Sagen und nicht als historische Nachrichten[7] zu kennzeichnen.

Die Schuhmacher führen das von ihnen seit alter Zeit ausgeübte Recht, das Reichswappen, den doppelköpfigen kaiserlichen Adler, auch ihr Zunftwappen nennen zu dürfen, auf ein von Karl IV. (1347—1378) verliehenes Privileg zurück, das nach den Heldentaten eines sagenhaften Schustergesellen Hans von Sagan in der Ordensschlacht von Rudau (1370) ihnen zugesprochen worden sein soll. Dieser Schuhmacher ergriff, als die Schlacht für den Deutschen Orden schon fast verloren schien, ein Banner, hob es hoch empor, sammelte die Reste des Ordensheeres, täuschte den Feind und schlug ihn vernichtend. Der Orden gewährte dem tapferen Hans von Sagan eine Bitte. Und er bestimmte: Jährlich am Donnerstag zu Christi Himmelfahrt solle der Orden seiner Zunft eine Mahlzeit von Hühnern und Hechten und mit gutem Märzenbier ausrichten[8]. Wichtig ist nun, daß das Reichswappen tatsächlich von den Schuhmachern geführt wird[9]. Mir ist nicht bekannt, daß dieses Recht je von Seiten der Obrigkeit angezweifelt worden ist. Ferner ist das „Schmeckebier", die Himmelfahrtsmahlzeit der Königsberger Handwerker, im 16. Jahrhundert regelmäßig vom Orden hergerichtet worden[10]. Während also das behauptete Privileg wirkliche Anerkennung besessen hat, läßt sich nicht nachweisen, daß es jenen sagenhaften Ursprung genommen hat[11]. Kein einziger zeitgenössischer Bericht über die Rudauer Schlacht von 1370 weiß von einem Schuhmachergesellen Hans von Sagan, der früheste Beleg stammt von 1575 (David), ist also bereits 200 Jahre jünger. Da die Schustersage bis in die neueste Zeit hinein überall im Handwerk lebendig war, außerdem die angeblich damals erworbenen Vorrechte (Reichswappen und Schmeckebier) auch wirklich bestanden haben, bleibt uns nur noch der Ausweg zu der Vermutung, daß sich hier die Zunftsage eines alten Brauches, dessen Ursprung man nicht mehr kannte, bemächtigt hat, um dieses Stück Zunftleben historisch konkret und damit dem Bewußtsein greifbar zu machen. Ein Bestreben, das, wie wir sehen werden, vielen Zunftsagen zugrunde liegt.

Es ist neuerdings gelungen, im Falle der Königsberger Schustersage den Weg der Entstehung teilweise sichtbar zu machen. Franz (a. a. O.) hat auf den historisch bezeugten Herzog Balthasar von Sagan, der 1455 als Söldnerführer im Dienste des Ordens stand, hingewiesen (S. 157f.). In dem Kampf des Ordens mit dem abtrünnigen Kneiphof zu Königsberg wird dieser Balthasar zum Retter der Ordenssache, nachdem schon das Hauptbanner in großer Gefahr verlorengegangen war. Die Vermischung dieser historischen Angelegenheit mit der Schuhmachertradition wird durch eine abgelegene Überlieferung wahrscheinlich gemacht, nach der Hans von Sagan bei der Werbung um ein schönes

[7] für die sie zuletzt noch O. D. Potthoff, Kulturgeschichte des deutschen Handwerks, Hamburg 1938, S. 181, 182, 188 gehalten hat.
[8] Stein, Caspar: Das alte Königsberg, 1644. Übertragen von A. Charisius. Königsberg 1910/11 S. 45, 48f., 51. — David, Lucas: Preußische Chronik. Hsg. v. E. Hennig und F. Schütz. Königsberg 1812—17. VII S. 81ff. — Erleutertes Preußen ... Königsberg 1724. — Blumenbach: Der Schusterheld von Königsberg. Neues Vaterländisches Archiv I Lüneburg 1825. S. 58ff.
[9] Noch heute ist es z. B. auf dem Ladenschild eines Meisters in Braunschweig-Riddagshausen zu sehen.
[10] Franz, Walter: Hans von Sagan. ZsfVk 47 (1938) S. 161f., dort Belege von 1523, 1527. — Hennenberger, Caspar: Erclerung der preussischen grössern Landtaffel. Königsberg 1595. S. 210.
[11] Pape, der diesen Beweis gern geführt hätte, ist an dem Mangel an Urkunden gescheitert, worauf neuerdings Franz, a. a. O., hingewiesen hat. — Pape, Richard: Hans von Sagan. Königsberg 1900.

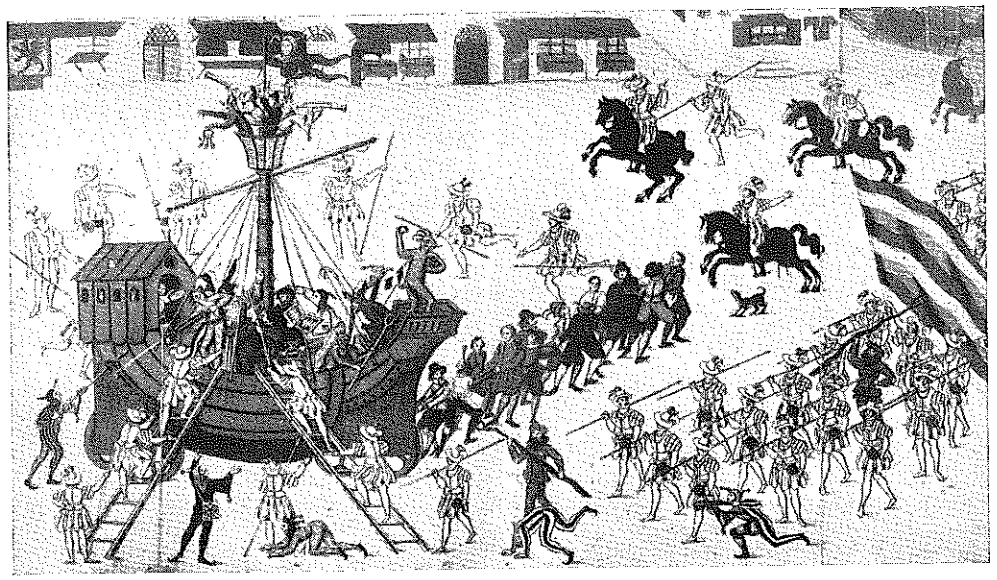


Abb. 1. Der Schembartlauf von 1539

Kneiphöfer Bürgerkind einen ritterlichen Nebenbuhler namens Balthasar gehabt haben soll (Franz S. 160f.)[12].

Nachdem das Problem so weit geklärt erscheint, bleiben für die Zunftsagenforschung noch folgende Fragen offen: Woher haben die Schuhmacher das Reichswappen, und welches ist der wirkliche Ursprung des Schmeckebiers? Und was sagt uns die im Handwerk entstandene Volkssage vom Schusterheld über die sie gestaltenden Kräfte?

Auch die Messerschmiede erzählen von einem Helden ihres Gewerks. In einer Tatarenschlacht (1437) soll das kaiserliche Heer schon fast der Übermacht des Feindes erlegen und Kaiser Sigismund (1410—1437) selbst in Gefahr gewesen sein, als der Messerschmied Georg Springenklee[13] eingriff. Er soll sein Hemd in das Blut der Gefallenen getaucht und auf eine Lanze gesteckt haben[14]. Dann schwang er hoch das blutrote Banner und sammelte die Reste des Kaiserheeres. Der Feind befürchtete das Vorhandensein größerer Truppen und wurde völlig aufgerieben. Der dankbare Kaiser gewährte dem Schmiedehelden eine Gnade, und Springenklee erbat sich und allen Messerschmieden ein Wappen. Seitdem führen sie die kaiserliche Krone, durch welche drei Schwerter gehen[15]. Nach einer anderen Überlieferung soll aber schon Karl IV. (1347—1378) 1350 das beschriebene

[12] Vorbstädt, Frida: Zwischen Memel und Danzig. Pillkallen 1931. S. 29f.
[13] Die Namen der Sagenhelden sind echte Gesellennamen: „Hans von Sagan" gehört dem Typus an, der die Benennung der wandernden Gesellen nach deren Heimatort vornimmt. „Springenklee" = „Spring in den Klee" ist ein lustiger Spottname, wie solche häufig beim Gesellenmachen verliehen wurden. Vgl. Trathnigg, Gilbert: Gesellennamen, Zs. f. Mdaforschg. 12 (1936) S. 98ff. — Ein Georg Springinklee von Bopfingen war z. B. 1567 unter den drei besten Schützen beim Augsburger großen Armbrustschießen. — von Stetten, Paul: Geschichte der Heil. Röm. Reichs Freyen Stadt Augspurg. Frankfurt und Leipzig 1743. S. 579.
[14] Die germanische Heerfahne, die rote Blutfahne, ist nach Herbert Meyer dadurch entstanden, daß ursprünglich ein Stück Tuch in Blut getaucht und an den Speer gebunden wurde. Diese Erkenntnis wird also von der Springenkleesage bestätigt. — Meyer, Herbert: Heerfahne und Rolandsbild. Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil. hist. Kl. 1930. S. 495f. — Ders., Sturmfahne und Standarte. Zs. d. Sav. Stift. f. Rechtsgesch. 51 (1931) S. 206.
[15] von Lersner, Achill August: Der Weit-berühmten Freyen Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn Chronica. 1706. I S. 480. — Berlepsch, Hermann Alexander: Chronik der Gewerke. St. Gallen 1850—53. VII S. 131f. — Ammann, J. J.: Nachträge zum Schwerttanz. ZsfdA 34 (1890) S. 188, Vers 498ff.

Wappen verliehen haben[16]. Georg Springenklee selbst wurde Stadthauptmann von Prag!

Auffällig sind die Entsprechungen zwischen den Sagen von Springenklee und Hans von Sagan: beide vollbringen rettende Waffentaten, wobei die Erhebung der Fahne wichtig ist und sollen dafür von Karl IV. ein Wappen erhalten haben. Solche Parallelen weisen gewiß auch auf gegenseitige Beeinflussung der Zünfte durch die wandernden Gesellen. Jedoch glaube ich nicht, daß die hier besprochenen Erscheinungen sich allein durch die einmalige Erfindung einer solchen Sage und die dann erfolgende Weiterverbreitung in gegenseitiger Beeinflussung erklären lassen, sondern sehe in dem Gesamtbereich der Zunftsagen das Abbild einer in ihrer Vielgestaltigkeit einheitlichen Lebensform der deutschen Zünfte. Weiteres Material muß zur Unterstützung dieser Ansicht herangezogen werden.

Auch die Bäcker wollen vom Kaiser ein Wappen erhalten haben und führen wie die Schuster den Reichsadler. In der Schlacht bei Mühldorf 1322, wo sich Ludwig von Bayern (1314—1347) und Karl der Schöne von Österreich (1314—1330) trafen, haben sie Ludwig den Sieg erstreiten helfen[17]. Außer der Wappenverleihung soll Ludwig ihnen noch ein eigenes Zunfthaus in München am Platze einer Linde (der altgermanischen Gerichtsstätte) erbaut haben. Auch sie geben an, Verdienste um die Errettung der Person des Kaisers zu haben. Ein Gedicht spricht von Versammlungen, die die Bäckergesellen unter der Linde abgehalten haben sollen (Berlepsch VI S. 152ff. Hormayr S. 484ff.). Nach ihren Heldentaten in der Schlacht habe der Kaiser ihnen dann eine Bruderschaft, Statuten, Siegel und den Reichsadler als Wappen verliehen.

In München wollen aber wiederum auch die Schuhmacher[18] tapfer gewesen sein und dafür 1295 von Ludwig, der damals noch nicht volljährig war, das Kindl, das Münchner Stadtwappen bekommen haben (Burgholzer S. 105). Ein weiteres Privileg, das bis zum Ende des 18. Jahrhunderts anerkannt war (ebd. S. 106f.), leiten sie von Ludwig her: Jährlich durften sie an ihrem „Tänzeltag" in der Hofkirche Gottesdienst halten, alle Quartal dort eine Messe lesen lassen und ein ewiges Licht brennen. Während in diesem Fall das sogenumwobene Vorrecht in historischer Zeit tatsächlich anerkannt war, läßt sich der Ursprung wiederum nicht sicher in der angegebenen Form nachweisen.

Die Wiener Bäcker sollen sich unter Karl IV. bei der Belagerung der Stadt die Ehrennamen „Löwenschützen" und „St. Markusbrüder"[19] und ein Wappen mit Krone, zwei Löwen und Schwert verdient haben (Grenser S. 13ff.). Eine andere Überlieferung, die den doppelköpfigen Reichsadler als Wappen nennt, berichtet von der Belagerung Wiens durch die Türken 1683[20]. Damals soll eine türkische Sprengmine unter einem Wiener Backhause entdeckt und unschädlich gemacht worden sein. Auch leiten die Bäcker von diesen Taten das Recht zu einem jährlichen Gesellenumzug mit Fahnenschwenken am Osterdienstag her. In Dresden hielten die Bäcker regelmäßig am 28. Dezember einen Umzug,

[16] Weigel, Christoph: Abbildung der gemeinnützlichen Hauptstände... Regensburg 1698. S. 366. — Frisius, Fridericus: Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica. Leipzig 1708—1734. S. 385f. — Grenser, A.: Zunftwappen und Handwerkerinsignien. Frankfurt a. M. 1889. S. 66f. — Böheim, Wendelin: Handbuch der Waffenkunde. Leipzig 1890. S. 612. — Schmid, W. M.: Passauer Waffenwesen. Zs. f. hist. Waffenkd. VIII (1918—20). S. 322

[17] Burgholzer, Joseph: Stadtgeschichte von München ... 1796. S. 96ff. — von Hormayr, Joseph Frh.: Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. N.F. 1. Stuttgart 1830. S. 460, 464, 484ff.

[18] Auch die Tuchmacher. Weininger, Hans: Das Wappen der Münch'ner Tuchmacher und Schuster. Westermanns Monatshefte 18 (1865), S. 502.

[19] Die Marxbrüder bildeten eine der berühmten mittelalterlichen Fechtergesellschaften der städtischen Handwerker; auch sie beriefen sich auf kaiserliche Privilegien. — von Stetten, Paul, der jüngere: Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg. Augsburg 1779—88. II S. 678f.

[20] Tschischka, Franz: Geschichte der Stadt Wien. Stuttgart 1847. S. 350.

wobei sie ihre Willkommen (große Trinkgefäße für feierliche Gelegenheiten) und Pokale sowie besonders große Gebäckstücke[21] mitführten und ein Fahnenschwenken vor dem Schloß veranstalteten[22]. Nach der dortigen Überlieferung soll dieses Fest ein vom Kaiser verliehenes Privileg sein, weil 1529 bei Belagerung der Stadt Wien ein Bäcker in seinem Keller eine türkische Mine entdeckte[23]. Diese beiden Sagen lassen Beeinflussung der Dresdner Zunft durch Wanderburschen, die von Wien kamen, vermuten. Sie zeigen, daß der Sinn der Sage erhalten blieb, während die historischen Angaben (1683 oder 1529) schwanken.

Auch die Münsterschen Bäcker wollen bei den Wiener Türkenkämpfen (und zwar 1683) mit dabei gewesen sein[24]. Die Taten dreier Handwerksgenossen haben ihnen vom Kaiser Leopold I. (1658—1705) das Recht zur Feier ihres „guten Montags" eingetragen[25]. Auch diese Angaben sind wenig stichhaltig, denn bereits 1608 verbietet der Münstersche Rat den „guten Montag", während sich die Bäcker dagegen sträuben und sich auf das Alter dieses Brauches berufen[26].

Bei der größeren Zahl dieser Art Zunfttraditionen gelingt der Nachweis, daß sie keine historischen Nachrichten, sondern Volkssagen sind. Mit dieser Feststellung ist die Gesamtfrage allerdings noch nicht abgetan. Die einheitliche Struktur der Sagen ermöglicht die Lösung der Frage nach dem Inhalt und der anderen Frage nach den Lebenserscheinungen, deren Ursprung durch sie geklärt werden soll.

Bei der Behandlung des ersten Problems fällt der überwiegend kriegerische Charakter der Sagen auf[27]. Sämtliche bisher angeführten Beispiele sind solche Kriegssagen. Insgesamt lassen sie sich nach Art der Kämpfe in zwei Gruppen einteilen.

Die eine Art von Sagen erzählt von großen Schlachten des Reiches, bei denen die Handwerker dabei gewesen sind. So spielen besonders die Türkenkriege eine wichtige Rolle. Die Kürschner von Hermannstadt in Siebenbürgen leiten ihren Schwerttanz von einer Waffentat gegen die Türken bei Talmesch am Rotenturmpaß ab, wo sie einen Sachsengrafen aus dem Getümmel erretteten[28]. Dafür durften sie ihren Schwerttanz jeweils bei der Amtseinweisung eines neuen Sachsengrafen aufführen[29]. Sogar die Trierer Wollenweber, einst die mächtigste und angesehenste Zunft der Stadt, haben ihren Beitrag im Kampfe um die deutsche Ostmark geleistet, indem sie durch 8000 streitbare Männer ihrer Gilde dem Kaiser den Sieg gegen die Türken ermöglichten. Dafür sollen sie vom Kaiser geadelt worden sein[30]. — Die Neißer Fleischergesellen feiern ihren Umzug an einem

[21] Das öffentliche Zurschaustellen und Herumführen besonders großer Gewerbeerzeugnisse, vor allem großer Würste durch die Metzger (Stein, a. a. O., S. 15f.), gehört zu den Vorfrühlingsbräuchen; es bezweckt reichen Nahrungssegen.

[22] Klemm, Gustav: Chronik der königlich sächsischen Residenzstadt Dresden. Dresden 1837. II S. 357.

[23] Auch Ziska kennt diese Tradition, verwirft sie aber, da die Minen immer nur bis unter die Stadtmauern aber nicht weiter in die Stadt hinein gereicht hätten. — Pezzl, Johann: Chronik von Wien. Fortgesetzt von Franz Ziska. Wien 1824. S. 141.

[24] ebenso die Erfurter Bäcker. Thüringische Vaterlandskunde 1 (1801), Sp. 118ff.

[25] Huyskens, Der „gute Montag" der Bäckerknechte zu Münster. Zs. f. vatl. Gesch. u. Altkde. 61, I (1903) S. 217ff.

[26] 1610 und 1623 werden diese Verbote wiederholt. Huyskens, a. a. H., S. 218. Auch hier werden einzelne Handwerker, die sich auszeichneten, namhaft gemacht, so Jürgen Lechter (Huyskens 219), Joseph Schulz aus Bolkenhain in Schlesien, Michael Albrechter aus Wien. Plaßmann, Josef Otto: Geschichtliches und Volkskundliches zum „Guten Montag" der Münsterer Bäckergilde. Auf Roter Erde. S. 137. Münster i. W. 1929.

[27] Worauf auch Wolfram hinweist. Wolfram, Richard: Schwerttanz und Männerbund. Kassel 1936. S. 16.

[28] Müller, Friedrich: Siebenbürgische Sagen. Kronstadt 1857. S. 251f.

[29] Wittstock, O.: Über den Schwerttanz der Siebenbürger Sachsen. „Philol. Studien", Festgabe für Sievers. Halle 1896. S. 358.

[30] Züscher, P.: Geschichtliche Nachrichten über die ehemaligen Zunfthäuser in Trier. Trier. Archiv, Ergänzungsheft 1. Trier 1901. S. 29f. — Ladner, in einem Forschungsbericht im Jahresbericht der Ges. f. nützl. Forschg. zu Trier. 1854. S. 43.

Montag im Februar. Er soll an eine Hussitenschlacht erinnern[31]. Aber bereits in der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld (955)[32] haben die Zunfthandwerker an der Seite Kaiser Otto I. gestanden. Die Augsburger Weberzunft bewahrte im 19. Jahrhundert noch den Helm und Schild eines ungarischen Anführers, den sie damals getötet haben[33]. Damals hätten sie sich Wappen, Fahne, Ehrenschild und feierlichen Umzug verdient.

Welcher Wahrheitsgehalt liegt in diesen Sagen? Obwohl sie nicht wörtlich genommen werden dürfen, bleibt die Möglichkeit, daß sie Zeugnisse ruhmreicher Taten der Handwerker sind. Und selbst wenn man diese Annahme nicht gelten lassen wollte, da sie nicht unmittelbar beweisbar erscheint, bliebe doch noch die Tatsache, daß die deutschen Handwerker in ihren Organisationen die Erinnerung an die großen entscheidenden Schlachten des Reiches bewahrten. Die historischen Sagen beweisen, daß der Zunfthandwerker im Mittelalter und darüber hinaus bis in die Neuzeit ein politisches Geschichtsbewußtsein besaß, das das Schicksal des Reiches dauernd lebendig vor Augen führte. Da sich diese Sagen bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein lebendig erhalten haben, legen sie Zeugnis dafür ab, daß die breite Masse des deutschen Stadtvolkes auch in der Verfallszeit des Ersten Reiches, als die deutschen Teilgewalten über die Reichsmacht siegten, das echte Reichsbewußtsein treu bewahrten. Der wandernde Handwerksbursch kannte auch nach dem 30jährigen Kriege nur ein deutsches Volk und ein Deutsches Reich. Er vermochte in jedem Fall seinen Blick über enge territoriale Grenzen hinweg zu erheben und das Ganze zu sehen. So blieb die Idee des Reiches im Volke erhalten.

Das Vorwalten der Türkensagen[34] sowie der nachhaltige Eindruck, den die Türkenkriege allgemein im Volksbrauch hinterlassen haben, zeigen, wie sehr die Zünfte, die natürlichen Gemeinschaftsformen des deutschen Stadtvolkes, das Wissen um die Bedeutung des deutschen Ringens gegen den asiatischen Feind lebendig erhielten. Die Türkensagen erzählen uns weiter, daß die Handwerksverbände die Erwerbung ihrer Vorrechte unbewußt dadurch rechtfertigten, daß sie kriegerische Verdienste um Volk und Reich als Berechtigungsgrund angaben.

Aber auch im kleineren Kreis bewährten sich die Gewerke. Wenn dem reichsstädtischen Gemeinwesen Gefahr drohte, so waren sie mit den Waffen zur Stelle. Ein recht altertümliches Handwerksfest, die „Höge" der Hamburger Brauknechte, soll auf die Waffentaten der Brauer im Dienste der Stadt zurückgehen[35]. Auch die schon besprochenen Schweizer „Mordnächte" gehören ja hierher. In Konstanz wollen die Metzger einmal den anstürmenden spanischen Feind abgeschlagen haben, wobei sich ein Geselle ganz besonders auszeichnete[36]. — Auch das altertümliche Schuhmacherfest zu Stolp i. P., wo zu Pfingsten in der Windelbahn, einer in Rasen ausgeschnittenen „Trojaburg", getanzt wird, hat eine

[31] Potthoff, O. D.: Illustrierte Geschichte des deutschen Fleischerhandwerks. Berlin 1927. S. 185.

[32] Berlepsch, a. a. O., VI, S. 137. — von Stetten, Augspurg (1743) S. 41. — Riehl, Wilhelm Heinrich: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1862. — Die erste kritische Behandlung erfuhr diese Sage durch Riehl, S. 300. Vgl. unten S. 23. — Grenser, a. a. O., S. 4. — Sieber, Siegfried: Etwas über Zunftsagen. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 54 (1916) S. 55. — Dirr, Pius: Augsburg. (Stätten der Kultur 20) Leipzig o. J. (1917) S. 32ff. — Vetter, August: Alt-Augsburg. Augsburg 1922. S. 2. — Auch die Zuger Gesellschaft vom großmächtigen Rat führt ihre Freiheiten auf Kaiser Otto zurück. — König, Marie: Bäuerliche Burschenschaften. NdZfVk. 16 (1938) S. 195.

[33] Weininger, Hans: Das Wappen der Augsburger Weber. Westermanns Monatshefte 23 (1867/68) S. 219f.

[34] In Deutsch-Mähren werden Frühlingsbräuche zum „Andenken an die Vertreibung der Mongolen" geübt. von Reinsberg-Düringsfeld, Otto Frh.: Das festliche Jahr, Leipzig 1863, S. 80.

[35] Schlüter, Matthias: Tractat von denen Erben in Hamburg. Hamburg 1698. S. 355f.

[36] Berlepsch, a. a. O., V S. 91, VI S. 137f. Ähnlich in Freiburg: Berlepsch V S. 91. Die Berner Metzger feiern ihr „Rüblimahl" in Erinnerung an die Schlacht bei Laupen 1339. — Krebs, Werner: Alte Handwerksgebräuche mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Schrift. d. Schweiz. Ges. f. Vk. 23. Basel 1933. S. 257f.



Abb. 2. Reiftanz

Ursprungssage. Einst sollen die Weber eine Herzogin in ihrem Stadtschloß arg bedrängt haben, als die „Schuhknechte" sie aus ihrer Not befreiten[37].

Die Gesamtheit dieser Waffensagen spiegelt eine bekannte Tatsache der mittelalterlichen städtischen Kulturgeschichte wider: Die Zünfte waren neben ihren anderen Aufgaben gleichzeitig wichtige Wehreinheiten der Stadt[38]. Ihre festgefügten Verbände bildeten die Grundlage zu einer dauernd schlagbereiten städtischen Kriegsmacht. In den Zunftgemeinschaften wurde regelrecht eine allgemeine Wehrpflicht verwirklicht[39]. Als Mitglied der Zunft mußte der Bürger in dieser Waffendienste für die Stadt im Innern und notfalls auch im Felde leisten. So bekannt diese Tatsache in der Zunftforschung ist, so verbreitet ist aber auch die Ansicht, die Obrigkeit habe (ohne eigentliches Zutun der Zünfte) diese als Wehrorganisation „benutzt"[40]. Das Überwiegen der Kriegssagen jedoch schon zeigt m. E. mit aller Deutlichkeit, daß die Handwerker mit großem Stolz auf ihre rühmlichen Waffentaten zurückblickten.

Besonders auffällig ist an dieser Sagengattung eine mehrfach wiederkehrende Bindung der wehrhaften Zunft an das Reichsoberhaupt, den Kaiser persönlich. Zu den schon besprochenen Beispielen (Errettung des Kaisers aus Lebensgefahr) nenne ich noch folgende Überlieferungen[41]: Die Tuchmacher[42] haben Karl V. (1519—1556) eine Leibgarde von

[37] Rutz, E.: Das Windelbahnfest der Stolper Schuhmacher, In: Uecker, Pommern in Wort und Bild. Stettin 1904. S. 379f. — Herr Professor Höfler macht mich darauf aufmerksam, daß hier eine Erinnerung an einen Kultkampf um eine Jungfrau vorliegen kann.

[38] Darauf hat bereits Berlepsch (VI S. 137f.) hingewiesen. Vgl. Plaßmann, Germanien 11 S. 109.

[39] Aus einer Unzahl von Zunftstatuten geht hervor, daß der Nachweis über den Besitz von Waffen und Harnisch zu den Bedingungen beim Meisterwerden gehörte. Die Zunftmeister waren im Kriegsfall vielfach die Hauptleute ihrer Organisation.

[40] Neuerdings hat dem noch Potthoff, Kulturgeschichte des deutschen Handwerks, S. 49f., Ausdruck gegeben.

[41] Die bayrischen Haberer, ein geheimes bäuerliches Volksgericht, leiten sich von Kaiser Karl d. Gr. ab, der im Untersberg bei Salzburg sitzt. Wolfram, a. a. O., S. 228.

[42] Die Zittauer Tuchmacher wollen König Wenzel erzogen haben. Peschek, Christian Adolph: Handbuch der Geschichte von Zittau. Zittau 1837. II S. 81. — Knothe, Hermann: Geschichte des Tuchmacherhandwerks in der Oberlausitz. Neues Lausitzisches Magazin 58 (1882) S. 251. — 1527 sollen die Nürnberger Tuchmacher von Karl V. für ihre Verdienste als Leibgarde besondere Insignien und das Recht eines Umzugs erhalten haben. von Huber-Liebenau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. Sammlung gemeinverständlicher wissen-

1000 (nach anderer Sage 4000) Mann zu einem Zug nach Afrika (1535) gestellt. „Sie trugen ein Schlachtschwert und einen langen zweischneidigen Dolch, sie waren blutrot gekleidet[43], weshalb sie die deutschen Blutmänner hießen.“ Für ihre Heldentaten erhielten sie das Recht, Krone, Zepter und Burgundisches Kreuz im Schild zu führen[44]. — Der Schwerttanz der Überlinger Rebleute wird auf eine ähnliche Überlieferung zurückgeführt: 100 Mann stritten „einst“ tapfer für den Kaiser. Auf ihrer Fahne führen sie seither den doppelköpfigen Reichsadler[45].

Auch in der Stadtgemeinschaft haben die Handwerker nach sagenhaften Überlieferungen treu zur Obrigkeit gestanden. Wenn mehrere Traditionen davon erzählen, daß dieses oder jenes Handwerk bei Unruhen und Empörungen treu zum Rat gestanden habe, so darf man dabei natürlich nicht vergessen, daß auch die Aufrührer ja meist organisierte Zünfte waren. Hier spalteten sich manchmal die Parteien. Merkwürdig ist, daß gerade die Metzger es sich zur Ehre anrechnen, in aufrührerischen Zeiten zur stärksten Stütze der Ratspartei gehört zu haben. So die Nürnberger Metzger (außerdem dort die Messerschmiede) im Jahre 1349, als die Zünfte unter der Führung der Schmiede den alten Rat verjagten (Berlepsch V, S. 103), von wo das Recht zum berühmten Schembartlauf stammen soll, ferner die Metzger in Zittau 1368 (Berlepsch V, S. 103; Peschek II, S. 56) und Bautzen 1405—1408[46].

Besonders bemerkenswert für die politische Einstellung des mittelalterlichen deutschen Stadtvolkes ist die Tatsache, daß sich diese Sagen fast immer entweder auf die Treue zu Kaiser[47] und Reich oder zu den reichsfreien Städten beziehen, während Sagen, die von Landesfürsten (den Exponenten der reichsgegnerischen Territorialgewalten) in der beschriebenen Weise erzählen, mir bisher nicht bekannt geworden sind[48]!

Eine weitere ähnliche Überlieferungsgruppe berichtet von Kämpfen der Zünfte im Dienste der Ordnung gegen Raubritter und Räuber. Das berühmteste Beispiel dieser

schaftlicher Vorträge, Heft 312. Berlin 1879. S. 29. — Ein Fischer soll 1394 den König Wenzel aus der Gefangenschaft in Wien errettet haben. Diese Erzählung gehört aber nicht eigentlich zu dem hier besprochenen Sagentypus; denn als Belohnung für die Tat wurde ausschließlich der Fischer mit seiner Familie ausgezeichnet, nicht aber — wie sonst — die übergreifende politische Einheit der Zunft! Weigel, a. a. O., S. 497f.

43 aber ohne Panzer und Helm. — Piger, Franz Paul: Handwerksbrauch in der Iglauer Sprachinsel in Mähren. ZsfVk. 2 (1892) S. 273.

44 Dittmann, Theodor: Dat Nyge Munster. Flensburg 1925. S. 125. Nach einem Dokument vom Ende des 16. Jahrhunderts. — S. auch Weigel, a. a. O. S. 595.

45 Ammann, a. a. O., S. 194. — Kaiser Friedrich III. (1440—1493) soll den Buchdruckern den Reichsadler als Wappen verliehen haben. Weigel, a. a. O., S. 254. — Oschilewski, Walter G.: Der Buchdrucker. Jena 1935. S. 41f. — Erinnert sei auch an die bis in die Gegenwart bekannte Neujahrsgratulation der Halloren beim Reichsoberhaupt, bei welcher Gelegenheit früher die Fahne geschwenkt wurde. v. Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O., S. 10.

46 Sieber, Zunftsagen, S. 57. — Lausitzisches Magazin 1770, S. 230ff. Der letzte Fall kann in unserem Zusammenhang von ganz besonderem Wert sein: das Laus. Mag. druckt ein von 1409 datiertes Privileg ab, das König Wenzel den Bautzener Fleischern verlieh. Für ihre ratstreue Haltung in den Unruhen von 1405—08 erhalten sie eine Freifahne, dazu die Bestätigung ihrer sämtlichen überlieferten Gerechtigkeiten, Freiheiten, Zusammenkünfte, Quartale, Übungen und Aufzüge. Wenn diese Angaben des Magazins verläßlich sind, so zeigt uns das Beispiel, daß solche Privilegien, von denen oft erzählt wird, auch historisch echt sein können. Und noch eine weitere Frage könnte dieses Beispiel klären helfen: die Umzüge und altertümlichen Bräuche, deren Ursprung, weil er in Wirklichkeit nicht mehr bekannt ist, mit solchen Sagen motiviert werden soll, sind m. E. keinesfalls auf solche sagenhaften Ereignisse zurückzuführen. Sie sind, wie weiter unten gezeigt werden soll, älter, aber sie konnten bei Gelegenheit solcher Ruhmestaten und Verdienste von der Obrigkeit ausdrücklich privilegiert und bestätigt werden, wie hier durch König Wenzel im Jahre 1409 in Bautzen. Die Sagen sprechen allerdings nicht von Bestätigungen alter Überlieferungen, sondern nur von der ersten Einführung der Bräuche.

47 Eine Antwerpener Fasnachtsgesellschaft heißt die „Königsgesinnten“! v. Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O., S. 42.

48 ausgenommen vielleicht die Erzählung von dem Metzger Michael Mord, der für den Mainzer Bischof (allerdings nicht gegen Kaiser und Reich, sondern gegen einen anderen Fürsten!) kämpfte. Weigel, a. a. O., S. 491.

Gattung ist die Erklärungssage des Egerer Fahnenschwingens der Metzger. Sie hat durch Siegl und Sieber eine ausführliche Behandlung erfahren[49]. Während Siegl (S. 82f.) an den historischen Wert der Sage von der Erstürmung der Raubritternester Neuhaus und Graslitz (1412) glaubte, hat Sieber dem mit Recht widersprochen (S. 50). Die erste Nachricht über ein Zunftprivileg ist in der Chronik des Pankratz Engelhart von 1560 (!) enthalten, wo berichtet wird, daß die Egerer Tuchmacher wegen ihrer Tapferkeit im Jahre 1412 die Erlaubnis zu einem Ehrentanz, zur Fasnachtsfeier und zum „Schiffziehen“ erhalten hätten. Diese Privilegien wurden 1560 tatsächlich ausgeübt. Genaue Nachrichten über die Art der genannten Bräuche liegen nicht vor. Ich glaube jedoch, daß das Schiffziehen mit den vielfach bezeugten Schiffsumzügen der Fasnachtszeit (so z. B. beim Nürnberger Schembartlauf[50]) zusammenzustellen ist, die letztlich auf feierliche Kultbräuche der Germanen zurückgehen, wie sie uns aus dem flandrischen Weberumzug von 1133[51], noch weiter zurück aus dem Bericht des Tacitus[52] vom Wagen der Nerthus und schließlich aus den zahlreichen Schiffsbildern der bronzezeitlichen Felszeichnungen hinreichend bekannt sind[53]. Für diesen Brauch erscheint somit erwiesen, daß er älteren, und zwar heidnisch-religiösen Ursprungs ist. Im 16. Jahrhundert waren diese Bräuche in ihrer alten Bedeutung nicht mehr bekannt, wurden aber unverstanden als Belustigung weiter ausgeübt. Wenn wir nun annehmen, daß die Egerer Tuchmacher tatsächlich sich 1412 militärisch auszeichneten, so besteht die Möglichkeit, daß ihnen dafür ihr alter Brauch von der Stadtobrigkeit privilegiert wurde[54]. Im Jahre 1560 war das aber bereits vergessen und die Bestätigung in eine Ursprungssage verwandelt.

Derjenige Brauch, der sich in Eger bis in die Gegenwart hinein erhalten hat, das Fahnenschwingen der Metzger, ist noch nicht einmal 1560 als Privileg genannt. Die Sage hat sich vielmehr nur mündlich überliefert. Die Metzger sollen ebenfalls 1412 die „Sonne von Neuhaus“, das Wahrzeichen der Raubritterburg, erobert haben[55]. Daß sich von dem vermeintlichen Privileg kein Dokument mehr anfindet, entschuldigt die Zunft mit einem Brand, der Lade und Papiere vernichtete.

Mit der Egerer Sage hat die Erzählung vom „grünen Montag“ in Erfurt Ähnlichkeit. Dieses Pfingstfest wollen die Schuhmacher von Kaiser Rudolf von Habsburg (1273—1291) erhalten haben, weil sie ihm bei der Niederlegung einer Reihe von Raubfesten halfen[56]. Hier überrascht eine Mitteilung, die Pabst[57] machte: Die Erfurter seien damals auf dem Schloß Dienstberg zum Bier (!) gewesen, dabei aber von den Edelleuten

49 Siegl, Karl: Zur Geschichte des Fahnenschwingens der Egerer Fleischerzunft. Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 51 (1913) S. 82ff. — Sieber, Zunftsagen. — Pröckl, Vinzenz: Eger und das Egerland. Prag und Eger 1845. I S. 47f. — v. Rheinsberg-Düringsfeld, a. a. O., S. 48. — John, Alois: Das Fahnenschwingen der Fleischer in Eger. ZffVk. 17 (1907) S. 201ff.

50 Vgl. dazu jetzt Köhler, Werner: Vom Nürnberger Schembartlaufen, Germanien 11 (1939) S. 103ff.

51 Grimm, Jakob: Deutsche Mythologie[4], I S. 214ff. Hier wie in Eger 1560 dieselbe Zunft!

52 Tacitus: Germania, Kap. 40.

53 Almgren, Oscar: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt a. M. 1934. S. 17, 23ff., 27f., 29f., 37f., 63, 77, 319ff.

54 Vgl. dazu die Ausführungen von Sieber, Zunftsagen S. 51f., 57f., über das Alter des Fahnenschwingens.

55 Diese „Sonne von Neuhaus“ ist heute noch erhalten. Das Sonnenbild trägt menschliche Gesichtszüge und ist von 10 Strahlen umgeben. Nach der Abbildung bei O. D. Potthoff, Illustrierte Geschichte des deutschen Fleischerhandwerks, S. 185, ist eine Ähnlichkeit mit den bekannten Masken der süddeutsch-österreichischen Faßnachtsbräuche unverkennbar. — Für das Alter des Fahnenschwingens spricht vielleicht auch das Alter des Aufführungsortes. Es findet auf dem Marktplatz zwischen dem „uralten Gasthof zum roten Rössel“ und dem Rolandbrunnen statt. Siegl, a. a. O. S. 103.

56 Röll, Louis: Das Handwerkerfest in Erfurt am „grünen Montag“. Illustrierte Zeitung 103 (1894) S. 192. — Berlepsch, a. a. O. IV S. 157.

57 (Pabst): Der grüne Montag zu Erfurt. In: Der Erfurter Stadt- und Landbote. III (1846) S. 217.



Abb. 3. Weib mit Bütte

beraubt worden. Daraufhin habe der Habsburger 1289 das Schloß mit Hilfe der Bürger zerstört. Ich vermute, daß hier die Königsberger Schustersage eingewirkt hat, so daß die Überlieferung vom „Schmeckebier“ unverstanden in die Erfurter Tradition eingefügt wurde.

Wenn uns schon bei den letzten Beispielen mehrfach altertümliche Bräuche entgegentraten, die sich als Erben heidnisch-germanischer Kulte auswiesen[58], so ist dasselbe von einem weiteren berühmten Zunftbrauch zu sagen, dem noch heute zu Fasnacht geübten Münchner Schäfflertanz[59]. Der kunstvolle Reiftanz, dessen innere Verwandtschaft mit dem Schwerttanz Wolfram (S. 72, 74f.) bewiesen hat, soll ein Vorrecht der Böttcherzunft sein, weil diese in den schweren Zeiten der Pest durch ihren lustigen Aufzug die geplagten Bürger zu neuem Lebensmut emporgerissen hätte[60]. Dasselbe wird von den Metzgern in München gesagt, die seither das Recht zu ihrem „Metzgersprung“ haben. Dieser Brauch stellt bekanntlich eine öffentliche Taufe[61] der ausgelernten Lehrjungen in einem Kostüm von Kalbfellen zu Fasnacht dar, wobei die Burschen in den Fischbrunnen springen müssen[62]. Die Erfurter Böttcherzunft besitzt dieselbe Pestsage wie ihre bayrische Schwester[63]. Dort trug der Vortänzer beim Reiftanz eine weibliche Puppe, „die Pest“ geheißen, vor den Leib gebunden[64]. Die von ihm geschwungene Pritsche zeigt seine Verwandtschaft mit dem allbekannten Hanswurst an. Der Münchner Schäfflertanz kennt diese Figur ebenfalls[65]. Dort gehört ein Weib dazu, die „Gredl in der Butten“, die schon in den Nürnberger Schembarthandschriften abgebildet ist. Die Gredl war nach der Volksüberlieferung ein Bauernweib, das sich als erstes nach der Pest wieder mit einem gefüllten Eierkorb in die Stadt wagte. —

[58] Über den germanisch-religiösen Ursprung des Zunftbrauches vgl. die Arbeiten von Werner Köhler und J. O. Plaßmann in Heft 3 (1939) dieser Zeitschrift und in Kürze Verf., Germanengut im Zunftbrauch.

[59] Burgholzer, a. a. O. S. 118. — Berlepsch, a. a. O. IX S. 72f. — Sieber, Zunftsagen, S. 56. — Sepp: Der Schäfflertanz und sein unvordenkliches Alter, München 1893.

[60] Fernau, C.: Münchener Hundert und Eins. München 1840. 1. Heft S. 54ff. — Panzer, Friedrich: Bayerische Sagen und Bräuche. Bd. I. München 1848. S. 230ff.

[61] Plaßmann geht näher auf diesen Initiationsritus ein. Germanien 11, S. 110f.

[62] Fernau, a. a. O. S. 57ff. erzählt, daß der Metzgerumzug von kleinen Metzgerbuben hoch zu Roß eröffnet wird. Die Sättel dazu lieh damals die königliche Sattelkammer! — Berlepsch, a. a. O. V S. 117. — Krebs, a. a. O. S. 280. — Die Reichenberger Tuchmachergilde will sich ihr von Kaiser Leopold I. (1658—1705) verliehenes Wappen durch nicht näher bezeichnete Leistungen während der Pest verdient haben. Grenser, a. a. O. S. 103f.

[63] Röll, a. a. O. S. 192.

[64] Abb. in der Illustrierten Zeitung, a. a. O. S. 191. In Frankfurt wurde der Küfertanz auf dem zugefrorenen Main aufgeführt. Dabei wurde „die Pest als altes Weib“ in einen Brunnen geworfen. Sepp, a. a. O., S. 9f.

[65] Panzer, a. a. O. S. 230f. — von Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O. S. 67. — Fehrle, Eugen: Deutsche Feste und Jahresbräuche. Leipzig-Berlin 1936. S. 58f.

Da der Metzgersprung nach der Sage 1517 bei der Pest entstanden ist, urkundlich aber bereits 1426 bezeugt wird, ist auch dieser Brauch älter und nicht so entstanden, wie die Sage behauptet. Ich glaube, daß man zur Bekämpfung der Pest damals die noch bestehenden alten heiligen Bräuche wieder zur Anwendung gebracht hat. Sie sind ursprünglich Kultbräuche mit schadenabwendender Kraft[66]. Ihr wirklicher oder geglaubter Erfolg ließ dann die Sage von ihrer übelabwehrenden Macht aufkommen. Der Hanswurst und „Gredl in der Butten“ werden sich unschwer als eine Abart des bekannten Maipaares, dessen Vereinigung dem Lande Segen bringt, deuten lassen[67].

Hier vermag uns die Sagenforschung wesentliche Aufschlüsse zur Bewertung der deutschen Zunftgeschichte zu geben: Die mittelalterlichen Zünfte waren Träger eines in der germanischen Religion wurzelnden Brauchtums. Diese Kulte waren in ihrer ursprünglichen Bedeutung zum Teil noch bis in das ausgehende Mittelalter bekannt und lebendig. Damit werden die Zünfte als bodenständige, volkhafte Gemeinschaftsformen gekennzeichnet, in deren Wesen höchste germanische Lebenswerte sich ausprägten. Ein solches Bild der deutschen Zunft geht weit über das von der Nationalökonomie gezeichnete Schema der Zunft als einer allein wirtschaftlichen Zweckmaßnahmen unterworfenen, künstlich gegründeten Organisation hinaus. Es bietet die Grundlage für eine Geschichtsbetrachtung, die die überragenden Leistungen des mittelalterlichen deutschen Handwerks in dem Ethos der Gemeinschaft, der Zunft, begründet sieht.

Wenden wir uns nunmehr noch der Frage zu, wie denn die Privilegien, deren Ursprung die Sagen zu klären suchen, geartet sind, so fällt uns zu allererst die Zahl der Zunftfeste auf, deren Entstehung gedeutet werden soll. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß diese Feste großenteils von sehr ehrwürdigem Alter sind. Die moderne Forschung konnte sie und ihre Verwandten als Nachfahren religiöser Bräuche der Germanen erweisen. Nicht alle Feste sind noch so lange Zeite als Kulte lebendig geblieben wie etwa der Schäfflertanz. Früher oder später hat man in christlicher Zeit ihren Sinn vergessen: sie unterlagen einer „kultischen Entleerung“[68], wurden aber weiter beibehalten. Nach dem Schwinden des religiösen Inhaltes wandelten sich die alten Kulte zu Belustigungen um, als die sie heute noch im Schwange sind. Die nunmehr völlig unverständlichen Bräuche aber wurden mit Sagen umsponnen. Da das Volk es immer vorzieht, sich konkret auszudrücken, schloß man die Bräuche an bestimmte historische Ereignisse an. Dieser Vorgang vollzog sich, wie schon geschildert, entweder in der Weise, daß gelegentlich einer hervorragenden Auszeichnung der Zunft die alten Feste öffentlich anerkannt wurden[69], was man später dann als Beginn deutete, oder, wie beim Schäfflertanz so, daß die letzte religiöse Anwendung des Brauches den Anlaß zur Sage gab.

[66] Bereits Sepp hat (a. a. O.) den Schäfflertanz auf religiöse Wurzeln zurückführen wollen. Ebenso den Metzgersprung. Er hielt diesen allerdings für ein Sühneopfer des ehemaligen Vegetariers für die Tötung tierischen Lebens! Sepp, Der Metzgerbrunnensprung und die Stierkämpfe. München 1893. Eine von ihm erzählte Stadtsage führt aber den Brunnensprung auf Kaisertreue zurück: Die Metzgerjungen seien am Fasnachtsmontag (!) in den Stadtbrunnen gestiegen, um die Pläne der Verschwörer gegen die kaisertreuen Ratsherren auszukundschaften. Kaiser Ludwig habe dann den Metzgersprung als Fasnachtsbrauch eingeführt. Sepp, a. a. O., S. 13. — Die Ähnlichkeit mit den Zürcher und Luzerner Traditionen ist groß, so daß Beeinflussung innerhalb der wandernden Metzgergesellenschaft nicht ausgeschlossen erscheint. — Für den Schäfflertanz wies Sepp auch auf die Parallelen des Oberammergauer Passionsspiels, das sich auf Gelöbnisse während der Pest von 1634 beziehen soll, jedoch 1622 schon bezeugt ist, hin und ferner auf die bekannte Echternacher Springprozession, die als Dank für das Aufhören des Veitstanzes 1374 begründet sein soll. — Sepp, Schäfflertanz, S. 3.

[67] Vgl. auch das Brautpaar der Zürcher Metzger. Auf diese Frage gehe ich in meiner in Kürze erscheinenden Arbeit „Germanengut im Zunftbrauch“ ein.

[68] Meschke, Kurt: Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis. Leipzig-Berlin 1931. S. 6.

[69] Grundsätzlich meint das auch Plaßmann. Vgl. Auf Roter Erde, S. 140, 149f. — Ders., Der gute Montag und die Münsterschen Gilden. Heimat und Reich, Juniheft 1939, S. 220—222.

Sämtliche Sagen äußern sich über den Ursprung bestimmter Erscheinungen oder Besitzrechte und werden daher nach dem Gebrauch der Volkssagenforschung zu den *aitiologischen Sagen* gerechnet[70].

Der Rahmen dieses Aufsatzes macht mir ein ausführliches Eingehen auf die einzelnen Feste unmöglich, jedoch bleibt dies einer größeren Arbeit (vgl. Anm. 67) vorbehalten. Hier sei noch einmal kurz auf das „Schmeckebier" der Königsberger Schuhmacher hingewiesen. Im Festbrauch der Zünfte spielt der feierliche Umtrunk, der Zutrunk, der „Willkommen" eine außerordentlich wichtige Rolle. Zahlreiche Statuten enthalten Strafvorschriften für ein Verschütten von Bier und für ungehöriges Benehmen beim Trunk überhaupt. Diese Ordnungsvorschriften haben die Zünfte mit den Statuten der altdänischen Gilden[71] gemeinsam. Ihre häufige Wiederkehr spricht m. E. für die besondere Bedeutung des gemeinschaftlichen Biertrunkes: Es geht zurück auf den feierlichen Opfertrank germanischer Religionsbräuche[72].

Es erscheint mir für die Beurteilung des handwerklichen Geistes und der zünftigen Lebensanschauung von Wert, daß die Sage den tapferen Schusterhelden sich ein Festmahl[73] als Gnade ausbitten läßt. Allgemein ist es sehr aufschlußreich, zu sehen, was für Bitten die Zünfte im Falle einer gewährten kaiserlichen Gnade gestellt haben: eine *Fahne*[74], ein *Wappen*[75] oder ein *Fest*! Die Feste waren besonders geschätzt, weil das Wissen um ihr hohes Alter ihnen den Charakter des Ehrwürdigen verlieh. Fahnen und Wappen aber sind Ehrenzeichen, deren Wert mit rationalen und materiellen Maßstäben nicht erfaßt werden kann. Die beiden Sagen von Georg Springenklee und Hans von Sagan betonen ausdrücklich, daß die Erhebung des Banners schicksalwendend für Heer und Schlacht wurde. In der Bannererhebung liegt der eigentliche Ruhm des Handwerkers, der sich zum Heerführer macht, begründet. In der Fahne sah das Volk damals wie heute das Symbol höchster Lebenswerte, für das der Soldat notfalls freiwillig das Leben opfert.

Der Besitz von Fahne und Wappen (vgl. Weigel S. 145, 595f.) verlieh der Zunft das höchste Ansehen, er war eine Angelegenheit der Ehre der Gemeinschaft. Nach der Überzeugung des alten Handwerkers konnte man sich gar nichts Besseres ausbitten als ein solches Ehrenzeichen. Es muß mit aller Deutlichkeit auch darauf hingewiesen werden, daß keine einzige Sage berichtet, die Zünfte hätten sich *materielle Vorteile* gelegentlich einer hohen Auszeichnung erbeten[76]! Ebenso ist es bemerkenswert, daß die volkhafte

[70] *Höfler*, Otto: Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt a. M. 1934, I, S. 299.

[71] *Pappenheim*, Max: Die altdänischen Schutzgilden. Breslau 1885.

[72] *Grönbach*, Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen. II Hamburg 1939. Kap. „Um den Bierkessel".

[73] Die Brüsseler Schuhmacher erzählen: Kaiser Karl V. (1519—1556) sei einst unerkannt in der Stadt umherspaziert und dabei in das Gelage der Schuhmacher, die ihren Heiligen, St. Crispin, feierten, hineingeraten. Er wurde willkommen geheißen und zum Mittrinken eingeladen. Für ihre Gastfreundschaft verehrte er ihnen ein Handwerksschild mit Stiefel und Krone. — *Weininger*, Hans: Das Wappen der niederländischen Schuhflicker. Westermanns Monatshefte 20 (1866) S. 620. Grenser, a. a. O.: S. 93.

[74] Die Leipziger Bäckerinnung rühmt sich ihrer von Gustav Adolf verliehenen „Schwedenfahne". 1842 übersandte König Karl XIV. Johann von Schweden den Leipzigern eine getreue Nachbildung der alten Fahne. — *Vogel*, Emil Ferdinand: Einige Worte über die im Jahre 1631 vom König Gustav Adolf von Schweden an die Bäcker-Innung zu Leipzig geschenkte Fahne. Leipzig 1842. — Während hier die Sage berichtet, die Fahne sei für bewiesene Tapferkeit der Bäcker in der Schlacht bei Breitenfeld (1631) verliehen worden, hat Vogel auf Grund zweier ihm bekannter Quittungen über große Brotlieferungen der Leipziger an die in Süddeutschland weilende schwedische Armee (S. 13 Anm., S. 14 Anm.) zuerst die Ansicht vertreten, daß *diese* Leistungen der Anlaß zur Auszeichnung gewesen sind. Interessant ist, daß die stolzen Bäcker dieses Verdienst in eine Kriegstat verwandeln. — S. auch Berlepsch, a. a. O., VI S. 158ff.

[75] Über Zunftwappen allgemein vgl. auch von *Maurer*, Georg Ludwig: Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. Erlangen 1870. II S. 409ff.

[76] Die Zunftgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts geht infolge der ihr eigenen Weltanschauung von der Annahme aus, daß materialistische Zielsetzungen ursprünglich in den Zünften maßgebend gewesen seien. Darüber vgl. Verf., Germanengut im Zunftbrauch.

Überlieferung nichts von den einzelnen großen Handwerksmeistern, von den Künstlern, Dichtern und Philosophen in den Reihen der Zünfte berichtet. Sie sagt nur von den wehrhaften Taten tapferer Zunftgenossen[77]. Volkssagenforschung und Geschichtsschreibung können aus diesen Zunftsagen, die *Volksbekenntnisse* sind, entnehmen, welchen Einfluß das realpolitische *Schicksal des Reiches* im Volke ausgeübt hat.

Damit kennzeichnen sich diese Sagen auch vor allen Dingen als Zunft-, das heißt Gemeinschaftssagen und nicht als Berufssagen[78]. Sie legen Zeugnis ab, wie hoch das Handwerk Kühnheit, Tapferkeit, Treue und Ehre schätzte, und sind ein beachtenswertes Selbstbekenntnis alter, zünftiger, das heißt gemeinschaftsgebundener Weltanschauung.

Die verbürgte Tatsache, daß sich das Reichswappen wirklich im Besitz einzelner Zünfte befand (z. B. Schuhmacher, Bäcker, Rebleute, Buchdrucker) vermag ich nur so zu erklären, daß die Handwerkerbünde auch in Wahrheit ruhmreiche Waffentaten für Volk und Reich vollbracht haben. Ihre Wehrorganisation bot die beste Voraussetzung dafür.

Abschließend können wir den Wahrheitsgehalt der Zunftsagen recht hoch ansetzen. Mit der Einschränkung, daß die historischen Daten nicht wörtlich genommen werden dürfen, kann man aus ihnen wesentliche Aufschlüsse über den heidnisch-religiösen Ursprung ihrer Bräuche und über den Geist der alten Handwerkergemeinschaften gewinnen. Diesem Sachverhalt hat bereits der Altmeister der Volkskunde, Wilhelm Heinrich Riehl[79], Ausdruck verliehen: Die Zunftsagen sind nicht historisch wirklich, aber symbolisch wahr.

Der Hirsch

Zur Verbreitung und Bedeutung eines Sinnbildes

Von Karl Theodor Weigel

Wir bringen die nachstehenden, durch wertvolle, neue Aufnahmen aus dem volkstümlichen Sinnbildgut gestützten Ausführungen in Ergänzung mehrerer früherer Beiträge. Durch Weiterführung der Forschung und Beibringung neuer Belege wird es möglich sein, allmählich aus erzählender und bildlicher Überlieferung der Bedeutung eines Sinnbildes bis in seine Ursprünge nachzuspüren.

Schriftleitung.

Nach der Ansicht der Kunsthistoriker hat man sich den Hirsch vorzustellen als ein Bild christlicher Sehnsucht. Man bezieht sich auf den Psalm: „Wie der Hirsch ruft nach frischem Wasser, so schreit meine Seele nach dir." Romuald Bauerreiß in „Arbor Vitae" (1938) deutet — von dem Taufstein in Freudenstadt im Schwarzwald ausgehend — den Hirsch in klügerer Weise aus. Auf diesem Taufsteine ist vor dem Geäse des Hirsches eine Schlange mit einer Lilie abgebildet. Bauerreiß deutet die Lilie als „Kurzform" des Lebensbaumes und gibt an, daß der Hirsch (die christliche Seele) von der Schlange (der Sünde) gebissen sei und daher ein Heilkraut suche, das hier durch die Lilie dargestellt ist.

Schon aus den ältesten Pflanzenbüchern sind Hinweise auf solche Heilpflanzen vorhanden, die dem Hirsche bei Verwundung usw. dienen. Ida Mueller in „Der Hirsch mit der Pflanze im Maul" (Bayr. Heimatschutz 1929), verweist auf dies in der Volkskunst häufig dargestellte Motiv. Es kann hiermit aber trotzdem nicht geklärt werden, warum der Hirsch nun gerade als Sinnbild erscheint, und wir haben hierzu eigentlich nur die

[77] Der Held der finnischen Sage ist der große Sänger, der ferne Osten verherrlicht in seinen Sagen den Weisen, der Germane erhebt den Krieger zum Volkshelden. Auch die späte Zunftsage erhält diesen altgermanischen Charakterzug.

[78] Die Behandlung der beruflich gefärbten Sagen einzelner Handwerksgruppen, so z. B. der aufschlußreichen Schmiedesagen, verspricht ebenfalls wertvolle Ergebnisse, muß aber einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

[79] a. a. O., S. 300.



Abb. 1. Hirsch auf einem Waffeleisen. Celle, um 1700, vielleicht älter
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

Untersuchungen zur Verfügung, die von Seiten der Mythologen angestellt worden sind. A. Kuhn „Der Schuß des Wilden Jägers auf den Sonnenhirsch" (1869) stellt auch die Frage, wie gerade der Hirsch dazu komme, mit der Sonne verglichen zu werden. Er kommt zu dem Ergebnis, daß zunächst einmal das zackige Geweih dazu geführt haben müsse, da die Worte „Hörner" und „Strahlen" im vedischen Sanskrit gleichlauten. Er hält daher das Geweih für das wesentlichste Attribut des Hirsches als Sonnentier. Er weist außerdem auf verschiedene Stellen im Rigveda hin, die den Hirsch mit der Sonne gleichsetzen.

Werner Schulte hat an Hand verschiedener Wörterbücher das Wort „Hirsch" geprüft[1]. Es ergab sich dabei, daß das Tier zweifellos nach seinem Geweih benannt ist. Das Hirschgeweih ist gleichgestellt mit „Geäst" oder „Gehölz", so daß man auf den Gedanken kommen kann, daß das Geweih des Hirsches die gleiche sinnbildhafte Bedeutung haben könnte, wie der Baum selbst, wofür auch der französische Ausdruck noch herangezogen werden könnte, der das Geweih ausdrücklich „le bois du cerf" nennt, was außerdem durch das englische „head beams" unterstrichen wird. Ich glaube, daß ein so königliches Tier wie der Hirsch an sich schon mit besonderer Beachtung bedacht worden ist. Daß dieses Tier nun in jedem Frühjahr sein Geweih (Geäst) abwirft, daß sich dann ein neues Geweih bildet, das muß naturnahen Menschen unbedingt als ein besonderes Wunder erschienen sein, entsprechend

[1] Schiller-Lübben: Mnd. Wb., 2. Bd., 1876: hertestwich, n. = Hirschgeweih. — Dictionnaire de l'académie française, 8. Ausg. 1932: le bois du cerf. — Alois Walde, Vergleichendes Wb. der Indogermanischen Sprachen, hrsg. von Julius Pokorny, 1. Bd., 1930; √ ker-. — Kluge-Götze, Etymologisches Wb., 11. Aufl., 1934. — Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wb., 2. Bd., 1927, „Hirschen".

dem Wunder, das sich im Kreislauf des Jahres am Baume zeigt, der auch seine Blätter abwirft und im Frühjahr neu entwickelt. Es wäre somit der Hirsch eine ausgesprochene Gestalt des mythischen Kreislaufes, des ewigen Stirb und Werde in der Natur.

Kuhn hat in der obengenannten ausführlichen Untersuchung über die Jagd auf den Sonnenhirsch die wesentlichsten Züge zusammengestellt. In den Sagen um diese Jagd — die sich mit dem Wilden Jäger ebenso verbinden, wie mit dem heiligen Hubertus — wird vorwiegend an Sonn- und Feiertagen gejagt. Man muß daher vermuten, daß der Schuß an einem Tage liegt, der für den Sonnenlauf wichtig ist. Einige Sagen verweisen den Schuß auf den Tag der Sommersonnenwende. Kuhn zeigt bei seiner Untersuchung als Ergebnis der Jagd bzw. des Schusses die scheinbare Vernichtung der Sonnenkraft, die in der Wintersonnenwende liegt, in der Zeit der Zwölften. Daher liegen in dieser Zeit zweifellos die vielen Vermummungen, bei denen vielfach Menschen mit Hirschgeweihen auf dem Kopf umherliefen, wie schon in den frühesten kirchlichen Verboten erwähnt ist.

Kuhn kommt zu dem Ergebnis, daß sichtlich bei diesen Umzügen, die zumeist als „unzüchtig" bezeichnet werden, eine Begattung der Hindin durch den Hirsch dargestellt wurde, wobei durch die gesungenen Lieder der heidnische Charakter der Darstellung weiter betont wurde. Er vergleicht damit englische Bräuche, bei denen Wodan als Reiter mit Pfeil und Bogen im Umzuge dargestellt wurde; begleitet von weiteren Personen, die mit Rentierhäuptern auf den Schultern einen Tanz aufführten.

Mit diesen Untersuchungen scheint auch eine Nachricht übereinzustimmen, die J. N. Sepp „Das Heidentum und dessen Bedeutung für das Christentum" (1853) übermittelt. Er bezieht sich dabei auf einen Bericht Olafs des Großen von Schweden, bei dem ausdrücklich von einem Zuge von Menschen geschrieben wird, die einer Herde von Hirschen vergleichbar seien, die außerdem mit Hirschgeweihen ausgestattete Humpen zu Tische trügen. Diese Humpen wurden, wenn sie ausgeleert waren, auf das Haupt gesetzt und ein Reigen im Kreise herum getanzt. Olaf Magnus zeigt in seinem bekannten Werke „Historien der mitternächtlichen Völker" (1583) diesen Brauch im Bilde.

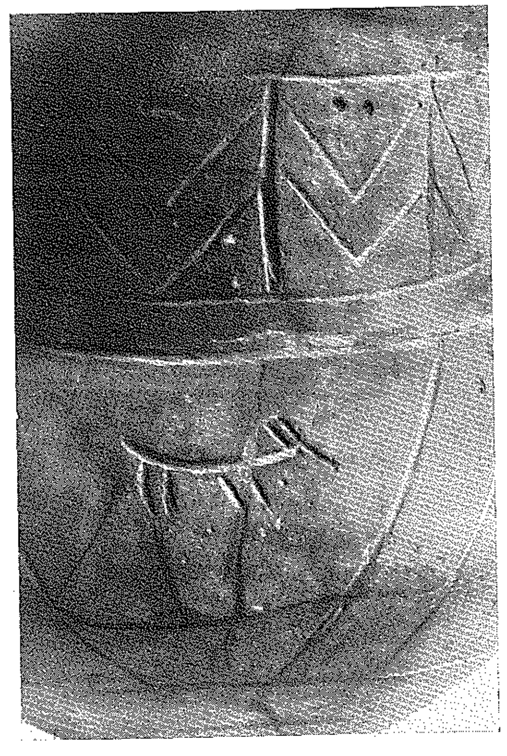


Abb. 2. Lebensbaum und Hirsch, Urne von Groß-Methling in Mecklenburg, etwa 900 v. Ztw.
Aufn. Ahnenerbe (Lehmann)

Diese Vermummungen bezeugen sichtlich den Wunsch nach neuem Leben, sie sind daher auch in der Fasnachtszeit zu finden. Das „Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens" verweist auf einen Brauch im Dorfe Rosrütti in der Schweiz, bei dem in dieser Zeit ein Hirschkönig gewählt wird, dem man ein Geweih aufsetzt. Solche geweihten Masken kennt man auch aus dem Werdenfelser Lande. Sichtlich sind ähnliche Bräuche auch noch im indogermanischen Raum vorhanden. Prof. Buja aus Cluj in Siebenbürgen berichtete auf dem internationalen Volkskundekongreß in Belgien 1930 über einen derartigen Brauch, der mit sehr altertümlichen Zügen auch heute noch geübt wird.

Die Untersuchungen Kuhns haben ergeben, daß bei Germanen und Indoariern



Abb. 3. Hirschdarstellung von der Burg Anhalt, 10. Jhd., jetzt Schloß Ballenstedt
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

ein gemeinsamer Mythos vorliegt, bei dem der Sonnengott als Hirsch auftritt und vom Jäger (dem Wilden Jäger) verfolgt wird. Der in der Sommersonnenwendszeit angeschossene Hirsch verendet in der Winterwende; doch zeigt der Mythos gleichzeitig, wie das neue Leben, der neue Sonnenhirsch erwartet wird. In Indien tritt eine Versetzung dieser Mythengestalten unter die Sternbilder ein, die auch bei den Griechen nachweisbar ist. Bei den Germanen haben sich sichtlich Spuren davon erhalten, auf die Otto Siegfried Reuter ebenso hingewiesen hat wie Otto Hauser in seiner Edda (1926). Diesen Völkern muß also die Kenntnis und Deutung des Sonnenjahres gemeinsam gewesen sein.

Aus dem Bereiche des deutschen Volksglaubens ist besonders der Schuß in die Sonne als wesentlicher Zug feststellbar. Es ist verschiedentlich belegt, daß man „Freischütz" werden konnte, wenn man auf die Sonne, den Mond und die geweihte Hostie einen Schuß abgab. Es mußten dabei aus der Sonne drei Blutstropfen herabfallen und die Hostie sich in den Christus persönlich verwandeln. Daneben stehen die Sagengruppen, die den Schuß auf den Hirsch mit dem Kruzifix in den Mittelpunkt stellen, wobei der Hirsch mit dem Kreuz ebenso wie die Hostie scheinbar christliche Elemente sind, während der Schütze durch das Mythengut die Gestalt eines heidnischen Gottes verrät. Das dritte Ziel, die Sonne, ist jedenfalls nicht mehr christlich. Simrock hat zuerst in seiner Mythologie nachgewiesen, daß der Hirsch die Sonne bedeutet, daß außerdem der Hirsch dem Freyr heilig gewesen ist, wie andererseits die Identität Freyrs mit der Sonne angenommen werden kann. Gerade die indoarischen Überlieferungen zeigen uns wieder, wie auf den Gott in Tiergestalt (in die er sich selbst verwandelt hatte) Jagd gemacht wurde, wodurch die Sagenstoffe unserer Landschaft deutliche Erklärungen finden können.



Abb. 4. Ofenkachel mit Hirsch und Sechsstern. Museum Lyck, Ostpreußen, 19. Jhd.
Aufn. Ahnenerbe (Lehmann

J. N. Sepp schreibt in „Die Religion der alten Deutschen" (1890): „Auf Island heißt der Vogelbeerbaum der ‚heilige Baum' und trägt die Sage, er sei aus der Blüte zweier Geschwister, eines Jünglings und einer Jungfrau erwachsen. Man besteckt in der Weihnacht ihn mit brennenden Lichtern,

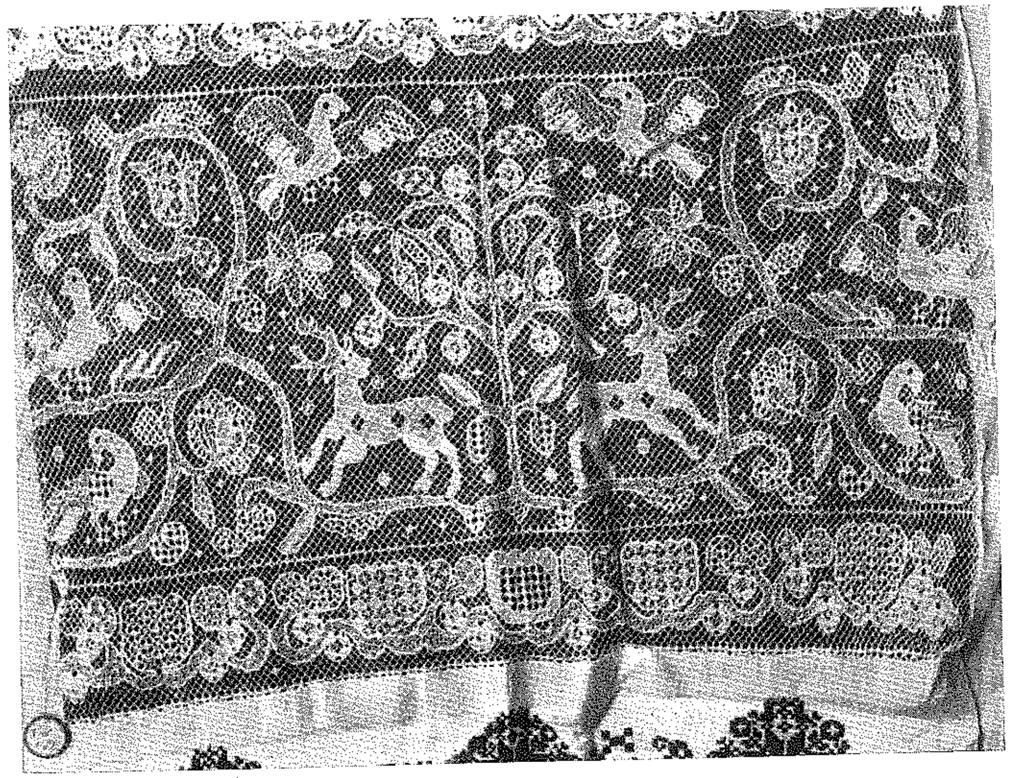


Abb. 5. Filetarbeit auf Brautlaken. Museum Lüneburg
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

hinzu kommt ein Hirsch (Zwölfender) als Sinnbild des Jahreslaufes." Von dieser Feststellung aus gewinnen wir eine Verbindung zu verschiedenen Hinweisen auf den Hirsch in der Edda. Just Bing stellt in seinen Untersuchungen (s. u.) fest, daß das Rad und der Hirsch als Synonyme derselben Bedeutung nebeneinanderstehen. Im Sólarljóđ wird ausdrücklich vom „Sonnenhirsch" gesprochen, wie auch die Hörner des Hirsches verschiedentliche Erwähnung finden und als „in den Himmel ragend" bezeichnet werden. Von den Geweihstangen dieses Sonnenhirsches „fällt Tropfen um Tropfen die nährende Feuchte des Weltenbaumes herab auf die Erde und speist alle Flüsse", wie auch ausdrücklich vom Hirsche im Grímnismál gesagt wird, daß er vom Wipfel des Weltenbaumes äst. Auf der Felszeichnung von Fossum ist der Hirsch in Begleitung von zwei Menschengestalten dargestellt, von denen Bing annimmt, daß auf sie die Stelle aus dem Sólarljóđ paßt, in der es heißt, daß zwei den Sonnenhirsch zügelten.

Bing schreibt in seiner Arbeit „Der Kultwagen von Strettweg und seine Gestalten" (1918): „Ich glaube, daß wir in diesem unzweifelhaft heiligen Hirsch an den Ritualgegenständen der Hallstätter und der Latène-Periode denselben Hirsch haben, wie auf den Felszeichnungen von Fossum und von Lilla Gerum, und daß wir ihn mit dem Sonnenhirsch des Sólarljóđs ... gleichsetzen dürfen." Er stellt eine Reihe vorgeschichtlicher Hirschdarstellungen zusammen, die wir aus unserem Material heute bereits erweitern können. Die Funde gehen über das germanische Gebiet hinaus und dürften vermutlich den ganzen indogermanischen Raum umfassen. Weder in der altägyptischen noch in der altbabylonischen Landschaft ist der Hirsch zu finden, und er tritt auch im Mittelmeerraum erst mit dem Eindringen nordischer Menschen auf, worauf in „Germanien" 1939 Heft 4 Otto

Muck in seiner Arbeit „Nordische Jahreskreissymbolik in Troja I/II" ausdrücklich hinweist. Aber nicht nur Darstellungen der Jagd oder des Hirsches auf Gefäßen scheinen eine Verbindung zu den germanischen Glaubensbegriffen zu geben, sondern wir finden auch, wie Volkmar Kellermann in seiner Arbeit „Der Hirsch im germanischen Volksglauben der Vorzeit" („Germanien" 1938, 1) nachweist, gelegentlich in vorgeschichtlichen Gräbern Hirschschädel oder Stücke von Hirschgeweihen. Besonders wichtig aber scheint mir ein Fund zu sein, den A. Rust in seinem „Grabungsbericht der Ahrensburger Stufe" (Nachr. Blatt f. deutsche Vorgeschichte, 1936, 10/11) bekanntgibt. Er hat am Ufer eines ehemaligen Teiches einen über 2 Meter langen Pfahl aus Kiefernholz gefunden, auf den ein Renntierschädel aufgesetzt war. Er knüpft daran die Vermutung, daß die Aufrichtung dieses Pfahles mit dem nach oben weisenden Renntiergeweih ein ausgesprochenes Frühlingssymbol darstellt, ein Zeichen des aufsteigenden Lebens. (Offa 1). Damit wäre die älteste, also mittelsteinzeitliche Verwendung eines Geweihes in ausgesprochen kultischem Brauche festgelegt.

Wie das Christentum die Bedeutung des Hirsches im Glauben des Volkes erkannt hat, geht aus den vielfachen Verwendungen des Hirsches in der kirchlichen Legende und als Attribut der Heiligen hervor. J. v. Radowitz zeigt in der „Ikonographie der Heiligen" (1852) eine Fülle mehr oder weniger bekannter Heiliger und Märtyrer, die ausdrückliche Verbindung zum Hirsche oder zur Hirschkuh haben. Die Beziehungen des Hubertus oder Eustachius zum Hirsch sind durchaus kennzeichnend für die Angleichung durch die Kirche. Es ist nachgewiesen, daß in den älteren Darstellungen der Lebensläufe dieser heiligen Männer der Schuß auf den Hirsch überhaupt keine Erwähnung findet, sondern später erst in klarer Absicht eingefügt wird. Es sei hier auf die Arbeit von A. Becker „Hubertus und sein Hirsch" („Germanien" 1936, 5) verwiesen.

Eine besondere Gruppe von Sagen und Mythen des indogermanischen Kreises weist

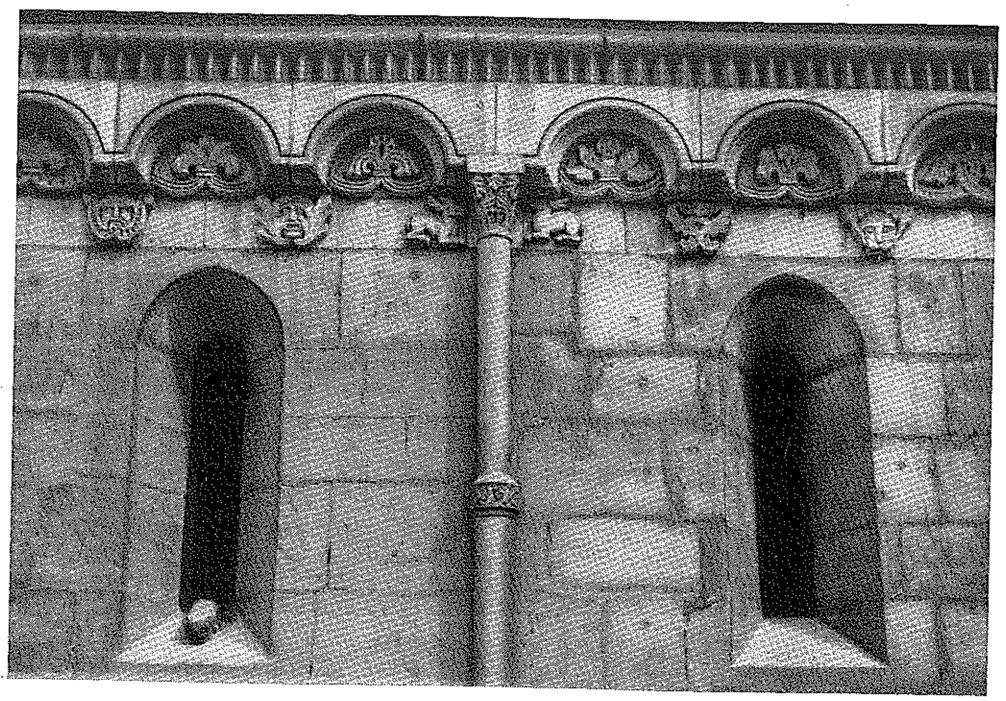


Abb. 6. Die Hirsche am Lebensbaum als Säulenkopf. Schwäbisch Gmünd, um 1200
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

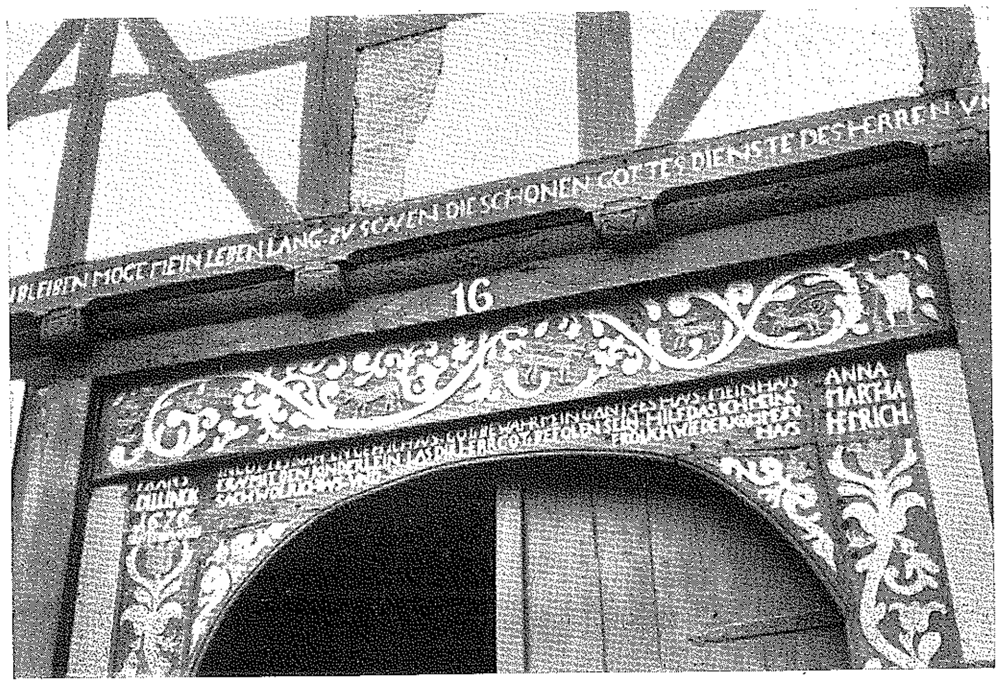


Abb. 7. Schnitzerei über dem Hoftore in Helmarshausen a. d. Weser
Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

K. v. Spieß[2] auf, bei denen die Verwandlung eines Mädchens in die Hinde eintritt, die zumeist gehörnt erscheint. Ich glaube, daß diese Gruppe nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den Sonnenhirsch steht, der sich aus den aufgeführten Beispielen klar als ein Lebenssinnbild des nordischen Kulturkreises erweist.

Nachtrag: Der übereinstimmende Ausdruck „le bois du cerf" und englisch „head beams" für das Hirschgeweih erklärt vielleicht den merkwürdigen Bedeutungsübergang von ae. béam (as. bôm, ahd. boum), „Baum", zu seiner neuenglischen Bedeutung „Strahl". Es ist denkbar, daß der „Hauptbaum", das Geweih des Hirsches hier den Vergleichsgegenstand gebildet hat: die Zweige des „Hirschbaumes" werden, der Vorstellung des Sonnenhirsches gemäß, als Strahlen gegolten haben. So erscheint der Hirsch auch in den oben genannten eddischen Schilderungen:

So ragte Helgi aus der Helden Schar,
wie der edle Stamm der Esche im Dorn,
wie der mächtige Hirsch im Morgentau
über alles Wild das Geweih erhebt,
daß auf gen Himmel die Enden glänzen.
(Helgakvida Hundingsbana II, 38;
nach Genzmer, Thule I, S. 150, Str. 34).

Wenn das ragende Geweih des Hirsches, das im Frühlicht der Sonne glänzt, mit der Esche im Dorn zusammengestellt wird, so deutet das vielleicht auf die Vorstellung vom ‚bois du cerf'; die „zum Himmel glänzenden Enden" mögen wörtlich dem englischen „head beams" in der Bedeutung von „Haupt-Strahlen" entsprechen. Plaßmann.

[2] Vortrag auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde, Braunschweig 1938. — Zur Zeit im Druck.

Herzog Widukind zum Gedächtnis

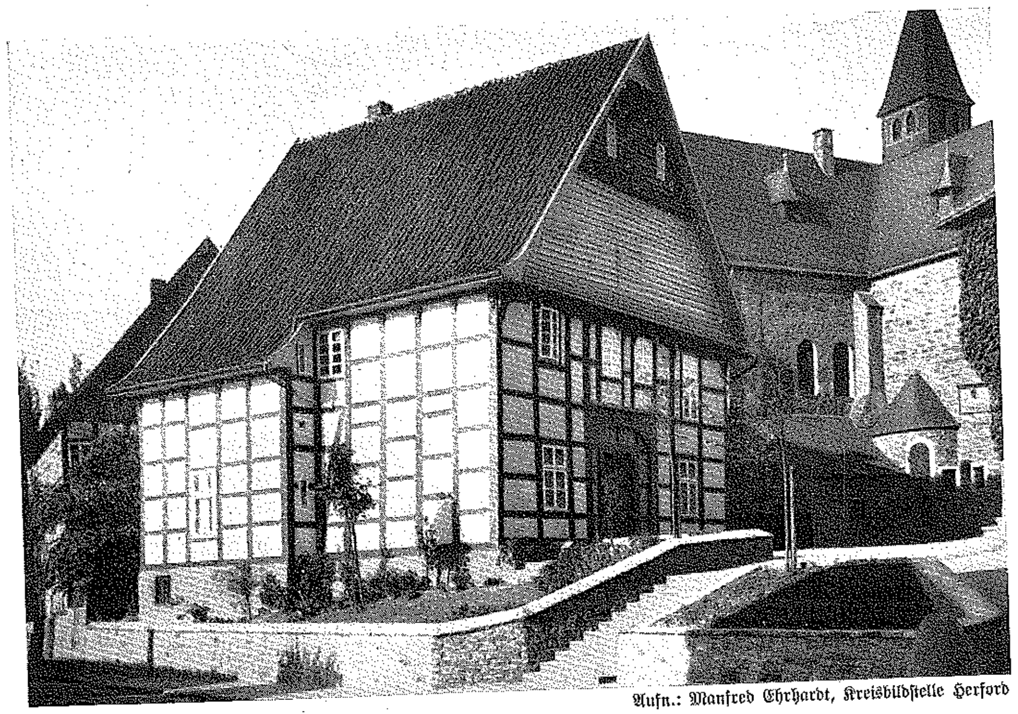
Von J. O. Plaßmann

Unter den großen Deutschen gibt es Gestalten, deren Größe so überragend ist, daß sie selbst in solchen Zeiten, die ihrem eigentlichen Wollen fremd oder gar feindlich gegenüberstanden, als Größen erster Ordnung bekannt und geachtet blieben. Die herrschende geistige Macht mußte dann freilich eine eigene Überlieferung schaffen, die die Größe unangetastet ließ, dafür aber dem Großen, der dem Volke unvergeßlich blieb, ein fremdes Gewand überzog und ihm gar Symbole in die Hand gab, die in fremden Gärten gewachsen waren und ihm eine Aufgabe zuwiesen, die im besten Falle eine Nebenaufgabe gewesen war. Ehe diese Macht einen großen Mann eindeutig zum Gegner erklärt, um ihn dann mit allen erdenklichen teuflischen Zügen zu versehen, tut sie ihr möglichstes, ihn unter irgendeiner Losung doch in den eigenen Bereich einzubauen. Bei einigen großen Deutschen ist ihr das scheinbar gelungen; obschon das wahre Bild immer wieder durch das künstliche Gewand durchschimmert und obschon der Geist des Volkes unter aller frommen Verhüllung mit sicherem Spürsinn den echten Gehalt herausfühlt.

Zu den ersteren, den hoffnungslosen Fällen, gehört unser großer Dietrich von Bern: er ist eindeutig als Heide und Mann Wodans in den kirchlichen Mythos übergegangen, dem man übrigens für diese Unversöhnlichkeit nur dankbar sein kann. Denn um so unverfälschter lebte sein Bild in den Sagen und den Herzen aller Germanen tausend Jahre nach seinem Tode, ja bis auf den heutigen Tag. Zu seinen Gefolgsleuten gehört Radbod, der Friesenkönig, der bei seinen Ahnen sein wollte, und mochten diese von den Priestern in ihre Hölle versetzt sein — vor dem Frieden des Sippengrabes hatte auch diese ihre Schrecken verloren. Es gibt andere Männer, die auf einer ungewissen Grenze zu stehen scheinen; ihr volkhaftes Teil ragt in jene germanische Geisterwelt hinein, aber ihr geschichtliches Bild ist von den Kostümen einer späteren Zeit umkleidet, so daß selbst der unbefangene geschichtliche Blick Mühe hat, seine wahren Züge wiederzuerkennen. Zu diesen Gestalten gehört in gewissem Sinne König Heinrich, zu ihnen gehört unzweifelhaft auch der Herzog Widukind.

Es ist wenig, was wir von diesem großen Vorkämpfer des Germanentums wissen, der nach 800 Jahren den Freiheitskampf des Arminius erneuerte, der aber, weniger glücklich als jener, an der veränderten Zeit und daran scheiterte, daß es germanische Waffen waren, gegen die er zu kämpfen hatte. Daß er trotz des ungünstigen Ausganges seines Kampfes in seinem Wesen als germanischer Freiheitskämpfer begriffen wurde und als solcher in die volkhafte Sage überging, das zeigt, daß dies Volk sich mit seinem Kampfe einig fühlte; daß es zwar mit dem Ausgange sich abfand, aber das Wollen unverändert teilte, das den großen Führer jahrzehntelang zum Widerstand getrieben hat. Es beweist auch, daß es ihm die Aufgabe dieses Widerstandes nie und nimmer als Verrat oder als Aufgabe seines Wollens angerechnet hat, sondern als ein Weichen vor der übermächtigen Notwendigkeit, den Kern seines Volkes vor völliger Vernichtung zu bewahren.

Es ist eine unmittelbare, volkhafte Überlieferung, die bis in die Zeit seines großen Kampfes zurückreicht; das beweist dem Sprach- und Sagenkundigen der Name, unter dem der Herzog der Westfalen und Engern in der Sage fortlebt: Herzog Weking. Wäre nämlich die Sage erst aus gelehrter Überlieferung wieder unter das Volk gekommen — wie es bei der Karlssage zum großen Teile der Fall ist —, so hätte auch sein Name eine der ursprünglichen Form ähnlichere Gestalt behalten. So aber entspricht sein Name der Form, die er auch als Eigenname in seinem Vaterlande heute hat. Ja auch die westfränkisch-romanische Heldensage hat seinen Namen in eigentümlicher romanischer Umbildung bewahrt: in ihr ist Herzog Guiteclin der große Gegenspieler Karls, und er hat dort



Aufn.: Manfred Ehrhardt, Kreisbildstelle Herford

Abb. 1. Die Widukindgedächtnisstätte in Enger

bezeichnenderweise keinerlei Neigung, sich dem Kaiser und dem Christengott zu unterwerfen.

Wer einmal in Ravenna in dem Grabmal des großen Gotenkönigs weilte, der spürt trotz der romanischen Umgebung unter dem ungeheuren Deckstein dieses späten Hünengrabes seinen germanischen Geist, der ihn folgerichtig zum Wilden Jäger werden ließ, dem man unmöglich das Gewand des frommen Kirchenfürsten überziehen konnte. Anders war es am Grabe des großen Sachsenherzogs in der Dionysius-Kirche zu Enger bei Herford in Westfalen. So eifrig hat man sich hier bemüht, den Volksführer, der sich um seines Volkes willen unterwarf, auch nachträglich und für immer in seinem mythischen Wesen zu unterwerfen, daß man nicht am Grabe eines trotzigen germanischen Recken zu stehen glaubt, sondern an der Gruft eines frommen Klosterstifters und Kirchenpatrons. So stark hat kirchliches Wollen den Führer der altsächsischen Frilinge für sich in Anspruch genommen, daß kein geschichtlich Denkender sich diesen Mann noch als den Führer in einem trodestrotzigen Freiheitskampfe vorzustellen vermag. Und doch haben sich selbständige Geister immer wieder mit seinem durch diese Verhüllung durchschimmernden wahren Wesen beschäftigt. Denn was konnte einen Kaiser Karl IV., den man wohl den ersten modernen Herrscher genannt hat, im 14. Jahrhundert sonst dazu veranlassen, die Gruft des Sachsenherzogs erneuern zu lassen; denselben Kaiser übrigens, der dem westfälischen freien Gerichte neue Zielsetzungen und Aufgaben gab?

Kein Wunder, daß unsere Zeit, die den verschütteten und mißdeuteten germanischen Werten und Persönlichkeiten wieder ihr Recht zuteil werden läßt, auch hier auf eine Wiederherstellung der germanischen Wirklichkeit drängt. Dazu sind in erster Linie jene berufen, die in seiner engerischen Heimat wohnen und die im großdeutschen Reiche den Mächten der Zersetzung und Überfremdung den Widerstand in Gestalt der germanischen Erbwerte entgegenstellen. So war es ein schöner Gedanke, daß Heimatfreunde, Bewegung

und Behörden den Entschluß faßten, unmittelbar neben der Kirche von Enger mit dem Grabe des großen Herzogs eine Widukind-Gedächtnisstätte aufzubauen, die dem Besucher jener urgermanischen Landschaft das wahre Bild des Herzogs und Volksführers seiner Zeit und seiner Taten vor Augen führen soll. Ein schönes westfälisches Fachwerkhaus beherbergt diese Gedenkstätte, die weder ein Museum noch ein Archiv sein soll, sondern eine Stätte der Besinnung und der Erkenntnis.

Am 8. Juni ist diese Gedächtnisstätte mit einer schlichten und eindrucksvollen Feier eröffnet worden. Amtsbürgermeister Brune, Bürgermeister von Stadt und Amt Enger, begrüßte die Gäste und eröffnete die Feierstunde im Saale des Hotels „Herzog Widukind" mit einer Ansprache, in der er Zweck und Wesen der Gedächtnisstätte darlegte. Der Landrat des Kreises Herford, Hartmann, würdigte in seiner Rede die Gestalt des großen Sachsenherzogs, der uns heute wieder besonders nahesteht, da das Dritte Reich seinen Kampf für Freiheit und Volkstum und gegen die Überfremdung durch feindliche Geistesmächte in vollem Umfange wiederaufgenommen hat, um ihn zu siegreichem Ende zu führen. SS-Untersturmführer Dr. Kaiser, der stellvertretende Reichsgeschäftsführer des „Ahnenerbes", überbrachte die Grüße des Reichsführers SS, der die Schirmherrschaft über die Gedächtnisstätte übernommen und ihre Errichtung wesentlich gefördert hat. Direktor Weitz, der Hauptmitarbeiter an der Gedächtnisstätte, der in fleißiger Arbeit eine Menge von Urkunden und Anschauungsgegenständen zusammengetragen und zu einem lebendigen Ganzen vereinigt hat, legte dar, daß die Gedächtnisstätte weniger dem gelehrten Geschichtskundigen als den einfachen deutschen Volksgenossen dienen soll: „Wir wollen in der Gedächtnisstätte in der Hauptsache unsere Besucher an den Taten unserer sächsischen Vorfahren begeistern; denn das Beste an der Geschichte ist ja von jeher die Begeisterung gewesen, die sie weckt."

Aus den Ausführungen des Redners sei noch folgendes hervorgehoben: Wir haben keinerlei Anhaltspunkte dafür, wie Widukind wirklich ausgesehen hat; alle Widukindbilder und -plastiken sind Phantasiegebilde, aus dem Geiste der jeweiligen Zeit geboren, und so tragen sie auch das Gepräge ihrer Zeit. Das gilt besonders von der ältesten Widukind-Darstellung, der Grabmalplastik aus dem 11. Jahrhundert. Sie hat dem christlichen Zeitgeist gemäß den harten Kämpfer zu einem segnenden Kirchenfürsten umgebildet. Im Gegensatz dazu ist im ersten Raume der Gedächtnisstätte eine Büste des Herzogs aufgestellt, von einer westfälischen Künstlerin geschaffen, die ihn als schlichten germanischen Kämpfer darstellt, so wie wir ihn heute sehen. Um Widukinds wechselndes Bild durch die Jahrhunderte zu verfolgen, ist unter dem Thema „Widukind im Lichte der Jahrhunderte" eine Sammlung von Darstellungen aus alten Schriftwerken zusammengestellt, die den Herzog als Kirchenfürsten, aber auch als Kämpfer und König zeigen. Auch die Darstellung aus der Jahrhundertwende, das Denkmal vor der Kirche in Enger mit seinem Adlerhelm und seiner theatralischen Haltung, entspricht nicht mehr dem Empfinden unserer Zeit. Die schlichte Kämpfergestalt ist in der neuen Büste weit besser erfaßt.

Die Sagen, die heute noch im Volke über seinen großen Herzog umgehen, sind auf Tafeln zu einem Sagenkranze zusammengestellt, einem holzgeschnitzten Eichenkranz, der nicht nur das Fortleben der Sagen zeigen, sondern diese durch die Besucher auch wieder lebendig machen und von Mund zu Mund weitergeben soll. Was die fränkischen Geschichtsquellen von dem dreißigjährigen Freiheitskampfe der Sachsen berichten, ist in dem „Raum des Kampfes" dargestellt: eine Karte umreißt die Gebiete, die die Sachsen vor Beginn der Kämpfe innehatten. Für jedes Kriegsjahr von 782—785 sind die Kriegszüge mit den Kampf- und Lagerstätten auf je einer Karte aufgezeichnet. Nachbildungen von Waffen und Kriegsgewandungen vervollständigen das Bild. Die sogenannten Kapitulare über Sachsen, die Blutgesetze von 782, geben dieser Kriegsgeschichte den düsteren Hintergrund.

Wie das Blut Widukinds in allen großen deutschen Königs- und Kaisergeschlechtern weitergelebt und gewirkt hat, das zeigt eine Nachfahrentafel, die genau zwischen geschichtlichen, wahrscheinlichen und sagenhaften Überlieferungen unterscheidet. Es galt lange Zeit als ungeschriebenes Gesetz, daß jeder deutsche König und Kaiser von Widukind abstammen mußte. Fast alle gehen auf Widukinds Ur-Ur-Urenkelin Mathilde von Enger zurück, die Gemahlin Heinrichs I. und Mutter Ottos des Großen. Es gibt aber heute noch manche westfälische Bauern- und Bürgerfamilien, die mit großer Wahrscheinlichkeit den Herzog zu ihren Ahnen rechnen.

Von den großen Schätzen des Dionysius-Stiftes Enger, dessen ältestes Stück bis in die Zeit Widukinds zurückgeht, können leider nur getreue Nachbildungen gezeigt werden; der Schatz selbst, der später nach Herford kam, ist im Jahre 1876 für einige tausend Mark nach Berlin verschleudert worden, nachdem er tausend Jahre eine Zier der westfälischen Heimat gewesen war. — In die Zeit der Dynastenkämpfe führt die Geschichte der Burg Enger, die zuletzt Residenz der Edelherren zur Lippe war und im Jahre 1305 von deren Gegnern zerstört wurde. Der Raum „Burg und Ort Enger" enthält Zeugnisse und Bilder für die Geschichte dieses alten Widukind-Sitzes.

Kaum etwas anderes aber verbindet das heutige Geschlecht so stark mit dem alten Herzog wie die Sattelmeier-Höfe, die nach der Sage (der auch große geschichtliche Wahrscheinlichkeit innewohnt) auf Widukinds engere Gefolgsleute zurückgehen. Dieser Überlieferung, die in den Sattelmeiern seit Jahrhunderten die Nachfahren der Getreuen Widukinds sah und heute noch sieht, ist der Sattelmeier-Raum gewidmet. Unter den Vorrechten und Bräuchen, die diese bis heute haben, sei seiner Einzigartigkeit wegen der Brauch der Bestattung eines Sattelmeiers hier ausführlicher wiedergegeben:

Wenn ein Sattelmeier gestorben ist, läuten in Enger die Glocken zur Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr. Das ist die sogenannte Königsstunde, in der die Glocken sonst nur am 6. Januar, dem angeblichen Todestage Widukinds, erklingen. Für die Leichenfeier wird



Aufn.: Manfred Ehrhardt, Kreisbildstelle Herford

Abb. 2. Darstellung der Sachsenkriege

der tote Sattelmeier auf der Deele seines Hauses unter dem sogenannten Leichenbalken aufgebahrt. Während der Leichenfeier schaut ein gesatteltes Pferd in die geöffnete Deelentür. Ein Leiterwagen mit Strohbunden steht bereit, um den Sarg aufzunehmen. Sechs Pferde ziehen diesen Leiterwagen zur Kirche, gefolgt vom siebenten, dem gesattelten Pferd. In der Kirche zu Enger wird der Sarg vor dem Chor niedergesetzt, gewissermaßen um den verstorbenen Sattelmeier sinnbildlich Abschied nehmen zu lassen von dem Führer seiner Ahnen, von Widukind, der ja dort in der Kirche zu Enger ruht. Während der Trauerfeier schaut das gesattelte Pferd in die geöffnete Kirchentür. Es schaut auch später in das offene Grab, wenn der Sarg darein gesenkt wird.

Wer fühlte sich hier nicht an die Totenfeiern erinnert, die in germanischen Dichtungen geschildert werden? Bei dem gesattelten Roß darf man auch wohl daran denken, daß das Roß als Grabbeigabe für die Ausbreitung des sächsischen Stammes ein wichtiges Merkmal ist (vgl. den Vortrag von Karl Hucke bei der Kieler Tagung des „Ahnenerbe"). Das Wappentier Widukinds schmückt ja heute noch die Wappen Westfalens und der anderen altsächsischen Länder.

Von den übrigen Menschen des engerischen Landes erzählt ein sippenkundlicher Raum, der vom Alter und der Lebenskraft manches alten Bauerngeschlechtes zeugt. Es ist sinnvoll, wenn in diesem Hause, das dem unermüdlichen Kämpfer Widukind geweiht ist, auch diejenigen ihre Erinnerungsstätte haben, die in dem letzten Kampfe um das Großdeutsche Volksreich und im Weltkriege ihr Leben gelassen haben. Der Ehrenraum der Gefallenen ist von der Arbeitsgemeinschaft für die Widukind-Gedächtnisstätte eingerichtet und ausgestattet worden: die Namen der im Weltkriege Gefallenen aus dem Amte Enger sind auf den Pergamentblättern eines handgeschriebenen Buches aufgezeichnet.

Die Gäste begaben sich nach der Feierstunde durch die Stadt zur Widukind-Gedächtnisstätte, wo der Landrat und der Amtsbürgermeister mit einem Weiheakt die Eröffnung vornahmen. Die Besucher konnten sich davon überzeugen, daß in diesem Hause zum ersten Male dem Gedächtnis des großen deutschen Volksführers eine würdige Stätte bereitet ist, die kein Besucher mehr verlassen wird, ohne von dem Geiste des Herzogs einen Hauch verspürt zu haben.

Drei Gräber sind es, die den altsächsischen Stamm und das ganze deutsche Volk eindringlich an seine Aufgabe mahnen. Sie weisen von Westen nach Osten: Grab und Gedächtnisstätte des Herzogs Widukind in Enger; das Grab und die Königshalle König Heinrichs I. in Quedlinburg und das Grab des großen Preußenkönigs an der Havel, dessen Werk vor allem auf dem der beiden großen Sachsenherzöge aufgebaut ist.

Nun aber die weil wir nichts gantzes von der alten Teutschen nation mögen han, wöllen wir dannocht das klein wenig vnd die stück, die wir davon finden nit lassen verderben, sunder zuosamen lesen vnd in eeren halten, dann es trifft an die ere unsers vatter lands vnd unser vorfaren, so vor tausend ja zwei tausent jaren diß land yngewont hand, vnd durch manch mittel person uns geboren, vnnd durch vil herte arbeit das ruch vnd einödig ertrich geschlacht vnd fruchtbar gemacht, das sie wild vnd wüst zuom ersten gefunden vnd ingenommen hand. Sie hand uns für gefochten vnd unsert halb übel zeit gehabt, bis sie das onerbauwen ertrich zuo gericht hand, vnd zuo menschlicher wonung geschickt gemacht.

Sebastian Münster

Die Fundgrube

Heischebrauch, Schatzsuchen und die Schwurhand

Von Otto Paul, München

Die Ausführungen von A. Schulte über „Germanisches Kulturerbe im Frühlingsbrauchtum Westfalens", Germanien 11 (N. F. Bd. 1, 1939), Seite 116—129, haben mir einige Brauchtumsreste ins Gedächtnis gerufen, von denen ich in meiner Kindheit hörte. Sie sind heute nicht mehr lebendig und wohl nie aufgezeichnet worden. Da auch die geringste Kleinigkeit zur Erkenntnis unserer völkischen Kultur beitragen kann, so will ich das einst Erlauschte hier mitteilen, um es der Vergessenheit zu entreißen.

1. In der Jugendzeit meiner Mutter, um 1860, war in deren Heimatstadt Greifenhagen bei Stettin noch ein Fasnachtsbrauch üblich, der an den „lüttke Fastobend" in Westfalen erinnert.

Am Dienstag vor Aschermittwoch zog eine Schar von Kindern durch den Ort. Jedes trug ein Gerät, um Gaben daran aufzuhängen, entweder eine Astgabel, wie S. 120, Abb. 4, oder ein Kreuz, ähnlich wie auf Abb. 5. Das nannte man ein Splett. Beim Gabensammeln wurde ein langes Lied gesungen, in dem die Kinder die verschiedensten Nahrungsmittel aufzählten. Die Strophen, an die sich meine Mutter noch erinnerte, lauten:

Hibbeldepibbel up mîn Splett,
Ander Johr is 't Schwîn jod fett.
Frû Wirtin jeben's uns 'ne Wust,
Denn hebbn wi unse Lust.
Uns jeht's wohl, uns jeht's wohl.

Frû Wirtin, jebn S' uns 'n Ei,
Denn machen wir kein Jeschrei.
Frû Wirtin, jebn S' uns 'ne Tonne Bier,
Denn bleiben wir noch bis morgen hier.
Uns jeht's ...

Hoch in de Hüst,
Da hangen de langen Wüst.
Frû Wirtin, jebn S' uns de langen,
Und de korten laten Se hangen.
Uns jeht's ...

Frû Wirtin, jebn S' uns 'n Schweinekopp,
Der paßt jut in unsern Topp.
Uns jeht's ...

Die Kinder bekamen dann Backwerk, Wurstenden und andere Eßwaren. Die Bäcker richteten zu diesem Tage besondere Bretzeln her, die Fastenbretzeln, die die Hausfrauen gerade für diesen Zweck kauften. In manchen Haushalten wurden auch Kringel gebacken zum Verteilen an die heischende Jugend.

Daß das Lied nicht nur Bitte um Gaben, sondern ursprünglich auch Glückwunsch für den Geber bedeutete, geht aus der zweiten Zeile der ersten Strophe hervor. Der „Frau Wirtin" soll das kommende Jahr ein fettes Schwein bringen. Es hängt offenbar hiermit auch der Sinn des Kehrreims „Uns jeht's wohl, uns jeht's wohl" zusammen. Die Sänger meinen nicht nur sich selbst, sondern die ganze Gemeinschaft, was sich vor allem auf die Spender beziehen soll.

2. Germanien 11, Seite 126, sind folgende Volkslieder erwähnt, die bei Frühlingsfeiern gesungen wurden:

„Es stehn zwei draußen vor der Tür,
Die noch so einsam wandern,
Mach auf, mach auf die Gartentür,
Wir haben noch was zu suchen.
Dies ist mein Schatz, den ich so lieb',
Den ich so herzlich liebe.

Komm, reich mir deine rechte Hand,
Die linke auch zum Unterpfand,
Denn gestern war ein Feiertag,
Den wollen wir heut noch feiern."

„Jammer, Jammer, höre zu, was ich euch will sagen,
Hab verloren meinen Schatz auf Lamberti-Abend.
Will mal gehen, um zu sehen, ob ich ihn nicht finden kann.
Sehet, dieser ist mein Schatz, den mir Gott gegeben hat.
Falle nieder ihm zu Füßen, seine Hand zu küssen."

Das Motiv vom verlorenen Schatz, der gesucht werden muß, kommt auch ganz ähn-

lich wie in dem zweiten Lied in einer Kinderstrophe vor, die man um 1900 oft bei einem Kreisspiel in Berlin hören konnte. Mehrere Kinder stellten sich in einem Kreise, Gesichter nach innen, auf. Eins ging außen herum und sang:

Hier ist Grün und dort ist Grün
Wohl unter meinen Füßen.
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Ich werd' ihn suchen müssen.
Dreh dich um, dreh dich um,
Ich kenne dich ja nicht!
Bist du es oder bist du's nicht?
Ach nein, ach nein, du bist es nicht,
Geh fort von mir, ich mag dich nicht!

Dann wird der Anfang von „Hier ist Grün ...“ bis „... bist du's nicht?“ wiederholt, es folgt aber:

Ach ja, ach ja, du bist es ja,
Der (die) mir ein Küßchen schuldig war.

Bei den Worten: „Dreh dich um“ bleibt das herumgehende Kind stehen und spricht das im Kreise befindliche, bei dem es gerade ist, an. Dies dreht sich um und wird bei dem Vers: „Geh fort von mir, ich mag dich nicht“ weggestoßen. Das herumschreitende geht singend weiter. Die Worte „Dreh dich um ...“ veranlassen wieder zum Stehenbleiben und Umdrehen, aber jetzt bei „Ach ja, ach ja usw.“ wird das betreffende Kind geküßt, es tritt an die Stelle des herumgehenden, dieses reiht sich in den Kreis, und das Spiel beginnt von neuem.

3. Die erste der aus Germanien 11 angeführten Strophen erinnert ebenfalls an ein Kinderspiel, das zur selben Zeit in Berlin üblich war. Zwei Kinder stellten sich gegenüber und schlugen ihre Handflächen aneinander. Dabei wurde gesungen:

Scherenschleifer, Scherenschleifer ist die beste
Kunst.
Die rechte Hand, die linke Hand,
Die geb' ich dir zum Unterpfand.
Da nimm sie, da hast' sie,
Da hast' sie alle beide.

Bei den ersten Worten schlugen sie abwechselnd die rechten und linken Hände gegeneinander, zuletzt beide gleichzeitig.

In den beiden Liedern, dem Borkener und dem Berliner, hat sich also die sinnbildlich zum feierlichen Versprechen gegebene Hand, man kann kurz sagen, die Schwurhand, erhalten. Sie hat sich hier ins Volks- und Kinderlied gerettet. Da die Berliner Strophe an ein Gewerbe anknüpft, so ist zu erwägen, ob nicht überhaupt ein Zunftlied zugrunde liegt, beziehungsweise die Reimformel mit „Hand und Unterpfand“ einem Rechtsspruch aus jenem Kreise entnommen ist. Entscheidendes darüber läßt sich wohl erst sagen, wenn mehr derartiges mit sorgfältiger Herkunftsangabe gesammelt ist und man dann die ganze noch erreichbare Überlieferung ordnen kann. Daß diese noch in einem großen Teile Deutschlands verbreitet ist, zeigen ja gerade die immer wieder auftauchenden Parallelen aus weit voneinander entfernten Gegenden.

Zum Ganzen seien hier noch einige Bemerkungen angeschlossen: Was macht uns diese Brauchtumsreste und anspruchslosen Liedchen so wertvoll? Gerade im vorliegenden Falle ist es die Tatsache, daß im alten Sachsenlande und im ostelbischen Kolonisationsgebiet an zwei Stellen gleiche Motive zu finden sind, die sich auf alte Überlieferung gründen. Sie lehren uns, wie der alte kulturelle Zusammenhang weiterbestand bis in eine Zeit, die uns noch ziemlich greifbar ist. Und d a s, obwohl ein falscher, angelernter Bildungs- und Kulturbegriff sich bemühte, ihn völlig auszutilgen.

Nachtrag: Eine etwas „zersungene“, aber trotzdem bemerkenswerte Fassung des einen Liedes ist mir aus Mannheim bekannt geworden:

Alle Majone (?) höret zu,
Was ich euch heut will sagen:
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Den ich so treu geliebet hab'.
— — — — — — —
Macht auf, macht auf die Gartentür.
Es tritt herein ein Grenadier
Und fallet dir zu Füßen,
Um dir die Hand zu küssen.
Steh auf, steh auf, du fauler Wicht,
Daß du für mich noch ledig bist.

Der „Grenadier“ soll in die Strophe hineingekommen sein, weil in der Mannheimer Garnison das Grenadierregiment eine große Rolle spielte. Das ist ein Beweis dafür, wie die Volkslieder sich ihrer Umgebung anpassen. Was mag „Alle Majone“ bedeuten, bzw. woraus kann es entstanden sein?

Aus der Landschaft

Ein Kreuzstein bei Meran

Am Berghang oberhalb der Ortschaft Ober-Plars (bei Meran) befindet sich an schwer auffindbarer Stelle ein Kreuzstein, der vielleicht in Beziehung zu bringen ist mit dem in Heft 2, 1939, beschriebenen.

Ein gewachsener Felsen, aus dem Berghang herausragend, trägt auf seiner fast waagerechten Oberseite 48 Kreuze. Der Felsen ist etwa 4 Meter hoch und fällt vorne senkrecht ab.

Ob die Kreuze, die bis 10 Zentimeter groß sind und von denen manche an den Enden Querbalken haben, eingemeißelt, eingekratzt oder eingeschabt sind, läßt sich wegen der Verwitterung wohl schwer feststellen, hingegen kann man aus derselben ersehen, daß die Kreuze nicht zur selben Zeit entstanden sind, daß also der Stein lange Zeit einem bestimmten Zweck gedient haben muß. Da sich inmitten der Kreuze auch drei Schalen befinden, ist damit vielleicht eine Verbindung mit den Schalensteinen möglich, deren Zweck ja immer noch nicht endgültig geklärt ist.

Ein besonderer Name des Steines ist mir nicht bekannt. Etwa 100 Meter tiefer, gerade unterhalb des Steines, ist am Hang ein etwas ebeneres Plätzchen. Auf einem der darauf liegenden Felsen ist ein kleines Kapellchen, das man die „Kapelle im Hasental“ nennt. Am selben Berghang finden sich in näherer und weiterer Umgebung mehr-

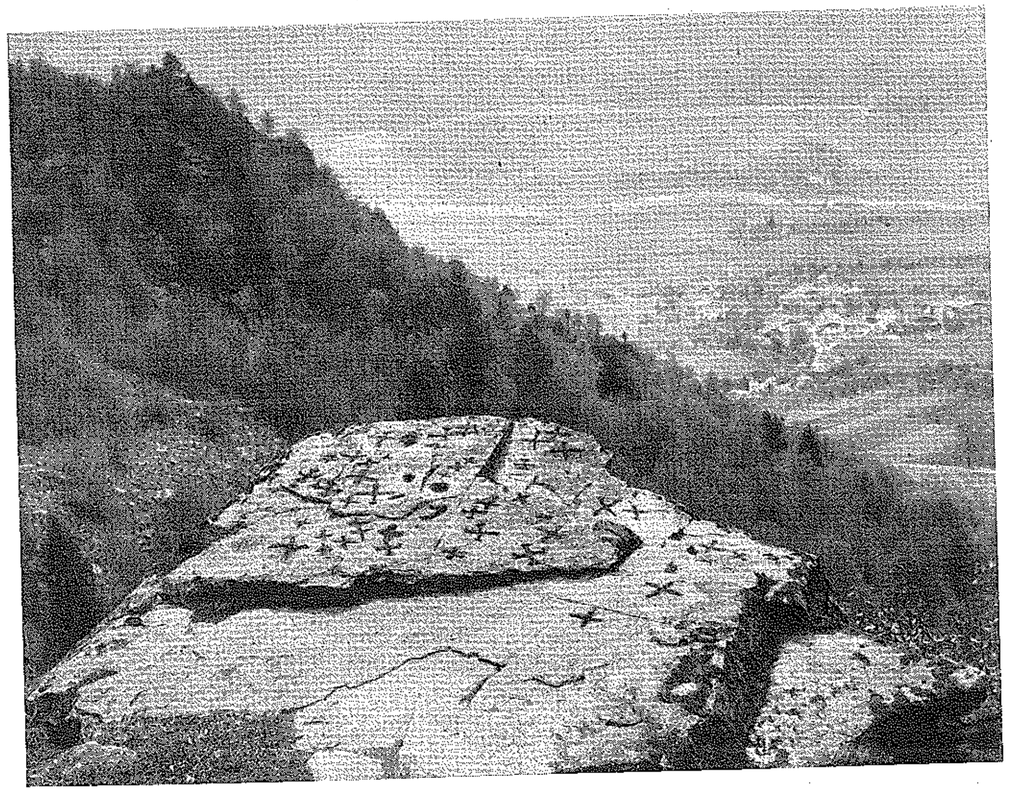


Abb. 1. Kreuzstein im Hasental. Aufsicht
Lichtbild Arthur Scheler, München

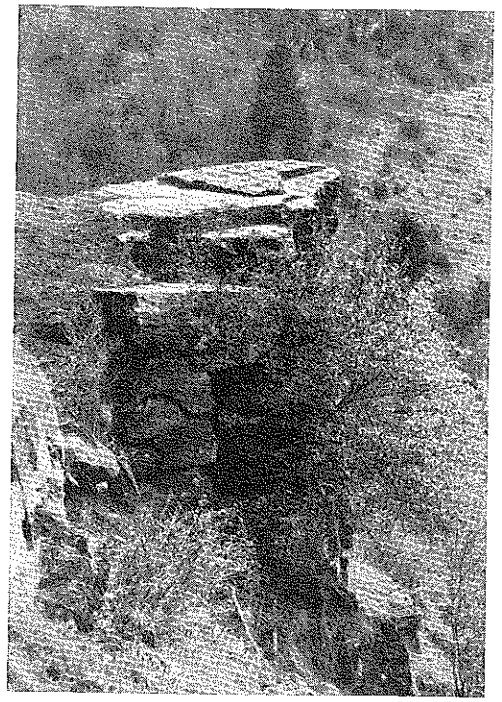


Abb. 2. Kreuzstein im Hasental. Westseite
Lichtbild Arthur Scheler, München

fach Schalensteine, auf denen wiederum neben vielen Schalen 1 oder 2 Kreuze anzutreffen sind. Ebenso sind einige Wallburgen in der Nähe. Auf dem „Burgstallknott" befindet sich die ausgedehnteste von ihnen.

Arthur Scheler.

Ringwallburgen

Ein Standardwerk der Vorgeschichtsforschung

Nachdem unlängst nach jahrzehntelanger Arbeit der letzte Band der vom Reich getragenen Publikation des römischen Grenzwalles „*Limes*", der im Kampf des Germanentums mit der römischen Weltmacht eine so entscheidende Rolle gespielt hat, der Öffentlichkeit vorgelegt worden ist, hat die Römisch-Germanische Kommission in Frankfurt, als Zweigstelle des Archäologischen Institutes des Deutschen Reiches, einer Anregung des Kulturdezernenten SA-Oberführer Landesrat Dr. Apffelstaedt, Düsseldorf, folgend, ein neues, hochbedeutsames Werk in Angriff genommen, und zwar die Herausgabe eines Gesamtwerkes über die vor- und frühgeschichtlichen *Ringwallburgen* in Nord- und Südwestdeutschland. Auf einer unlängst in Frankfurt abgehaltenen Besprechung der führenden Vorgeschichtsforscher Hannovers, Westfalens, des Rheinlandes, Kurhessens, Nassaus, Württembergs und Bayerns wurde die *Planung dieses Werkes* in allen Einzelheiten abschließend festgelegt. Die zur Durchführung notwendigen großen Mittel sind vom Reich, den Provinzen und Ländern nach einem festgelegten Schlüssel sichergestellt.

Das Gesamtwerk zerfällt in *zwei Teile*, von denen der erste *jede Wallanlage nach dem Stande der Forschung beim Abschluß der Aufnahme wiedergibt*, während der zweite Teil Zug um Zug das Ergebnis der großen in Gang befindlichen oder in Zukunft vor sich gehenden Ausgrabungen in den verschiedenen Landschaften nach Abschluß ihrer Untersuchungen laufend bringen wird. Die einzelnen Abteilungen erscheinen unabhängig voneinander, jede für sich nach Stand und Fortschreiten der Bestandsaufnahmen in den einzelnen Provinzen und Ländern in Lieferung von je zehn Ringwällen, mit deren Herausgabe bei der Vielfältigkeit des erarbeiteten Materials unverzüglich begonnen wird.

Von entscheidender Bedeutung ist die *Einheitlichkeit der Planung* für das gesamte Werk, derzufolge die Bestandsaufnahme eines jeden Ringwalles umfaßt: Ausschnitt der Lage aus dem Meßtischblatt, Vermessungsplan des Ringwalles, Photographie der Anlage aus der Luft und von der Erde aus, die bekanntgewordenen Funde, ein knapper Text, der die Tatbestände registriert, und die vollständige Angabe der Literatur. *Festgelegt wurde überdies die Einheitlichkeit der Aufnahme im Gelände im Maßstab 1:500 und eine einheitliche Umzeichnung der Pläne der Geländeaufnahmen zu Publikationszwecken im Maßstabe 1:2000*, die bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt, als Trägerin des Unternehmens, mit eigenen Kräften vorgenommen wird. Mit der Herausgabe dieses Standardwerkes der Vorgeschichtsforschung, das in seinem Umfang und seiner exakten Durchführung in andern Teilen des Reiches wohl kaum eine Parallele aufzuweisen hat, ist im Zuge der außerordentlich gesteigerten Forschungstätigkeit ein weiterer, überaus wichtiger Abschnitt deutscher Vorgeschichtsforschung in Angriff genommen.

*

Mit dem vorstehend veröffentlichten Plane ist ein Werk in Angriff genommen, auf das zahlreiche Gelehrte und Heimatforscher schon lange mit Spannung gewartet haben. Kaum eine andere Spur unserer Vorfahren gibt ein so getreues Bild von ihrem Kampf um den Boden, ihrer Selbstbehauptung und ihrem allmählichen Vordringen in neues Land, wie die Ringwallburgen, die eine Art von „Gegen-Limes" gegen die römische Invasion bilden und von der kriegerischen Tüchtigkeit unserer Vorfahren beredtes Zeugnis geben. Erst ein Gesamtüberblick über diese Burgen wird auch Einzelfragen lösen, wie sie etwa von H. Jankuhn (Germanien 1939, Heft 6) bezüglich der Sachsenburgen gestellt werden.

Schriftleitung.

Die Bierdörfer und das Himmelfahrtsbier

Von Freerk Haye *Hamkens*

Ungefähr 15 Kilometer nordwestlich von Halle an der Saale, Burg und Stadt Wettin gegenüber, liegen eine Anzahl Dörfer, in denen zu Himmelfahrt unter besonderen Bräuchen Bier ausgeschenkt wird; teilweise an einen bestimmten Kreis der Dorfbewohner, teils an jeden Vorübergehenden. Diese zweite Art wird damit begründet, daß man ja nicht wissen kann, ob sich nicht unter den Vorbeikommenden der alte Wandersmann befindet, der zusieht, ob noch alles beim Rechten ist.

Verrät schon eine solche Redewendung, daß alte halbvergessene Meinungen bei diesem Brauche mitspielen, so zeigen sich bei näherer Betrachtung weitere Einzelheiten, die auf ein hohes Alter der Himmelfahrtsbiere hinweisen. Dazu rechnet etwa die Gewohnheit eines Dorfes, das Bier auf einer Holzschleppe von Ochsen zur Stelle des Ausschanks ziehen zu lassen; weiter der „Ölberg" bei Salzmünde, dessen Spitze ein weithin sichtbarer Baum krönt. Denn dieser Ölberg hat nichts mit einer biblischen Örtlichkeit zu tun, sondern ist der „Bierberg" schlechthin (vgl. anord. øl, asächs. alu, ags. ealu, dazu das heutige dän. und schwed. öl und engl. ale).

Die eigenartigste Anlage weist indessen das Dorf Fienstedt auf. Mitten auf dem Dorfanger stehen zwei Baumringe, die jeder einen niedrigen steinernen Tisch umschließen. Die Tischplatte des südlichen Ringes ist mit den Kanten, die des nördlichen mit den Ecken nach den Himmelsgegenden ausgerichtet. Quer über den Anger fließt ein Bach und trennt die beiden Baumringe

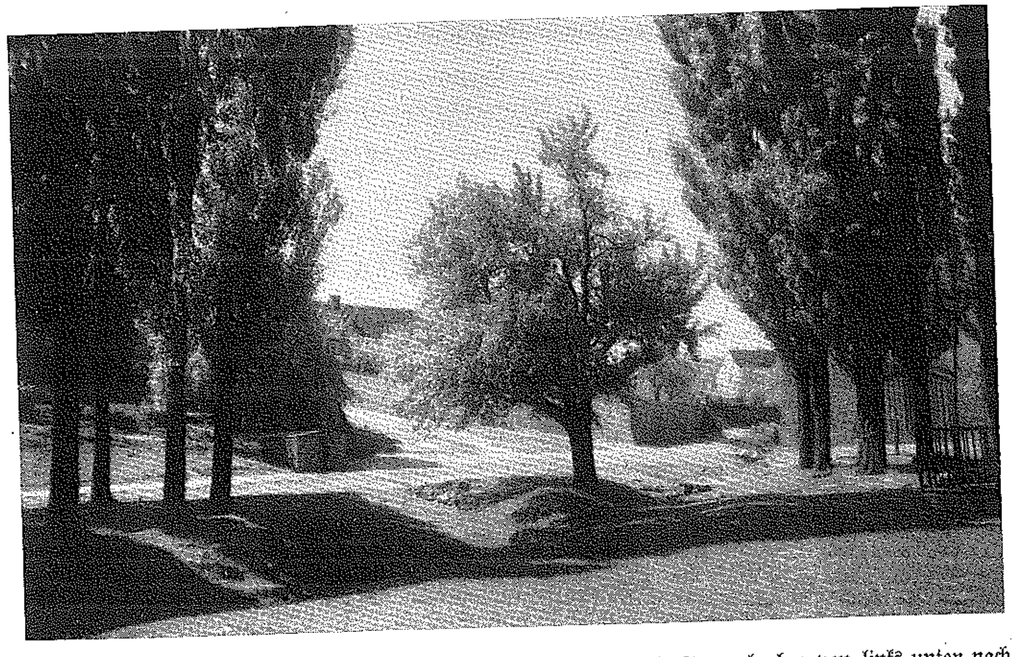


Abb. 1. Dorf-Anger von Fienstedt; links die Männerlaube, rechts die Frauenlaube; von links unten nach rechts geht der „Bachlauf", zwischen der Männerlaube und dem Baum befindet sich der Brunnen

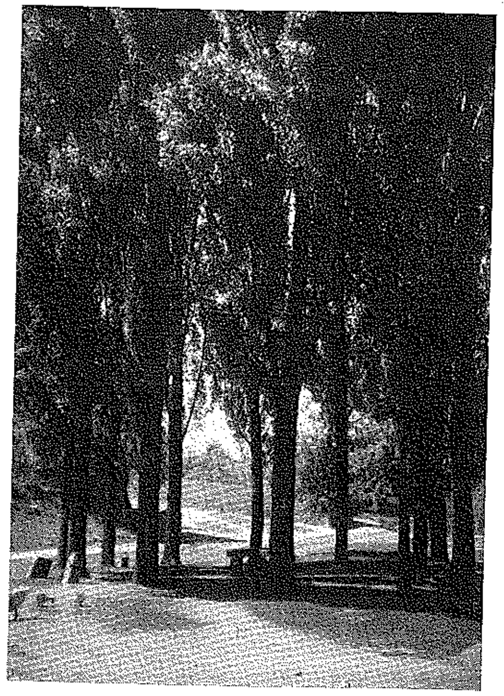


Abb. 2. Die Männerlaube mit dem Steintisch

von einander. Gemeinsam mit dem Dorfteich schließt er den nördlichen Ring so ein, daß dieser gleichsam auf einer kleinen Insel steht. — Westlich der beiden Ringe steht der Dorfbrunnen, östlich die dem St. Steffen geweihte Kirche.

Träger des Himmelfahrtsbieres sind 14 Bauern des Ortes, die als „Fernicken" bezeichnet werden. Der Name ist bisher noch nicht gedeutet worden. Die erste Silbe enthält vielleicht das Wort „Jahr", und so ist das Fienstedter Fest vielleicht ein ausgesprochener Frühlingsbrauch.

Einer der Fernicken wird alljährlich dazu bestimmt, das nächste Fest vorzubereiten und durchzuführen. Dazu gehört neben der Beschaffung des Bieres vor allem das Zuflechten der Baumringe. Am Tage vor Himmelfahrt wird nämlich in etwa Manneshöhe zwischen den Stämmen aus grünen Zweigen eine Wand geflochten, die nur einen Eingang freiläßt.

Nach dem Mittag des Himmelfahrtstages sammeln sich in dem nördlichen Ring auf der Insel die Frauen der Fernicken. Die Männer treten unter der südwestlich vom Anger auf einer Anhöhe stehenden Linde zusammen. Mit einer Musikkapelle umziehen sie in immer größer werdenden Ringen den Baum und gehen dann schließlich zum Anger und in den südlichen Ring. Darauf holt die Musik die Frauen aus ihrem Ring herüber.

Sind Männer und Frauen in dem Männerring beisammen, dann hält der beauftragte Fernicke eine kurze Rede und verliest die Stiftungsurkunde des Bieres, das nach einer Fienstedter Überlieferung auf das Jahr 1228 und auf die heilige Elisabeth zurückgeführt wird, die auf ihrer Flucht vor Heinrich Raspe nach Fienstedt gekommen sei und dort den Brauch des Himmelfahrtsbieres eingerichtet haben soll. In der Stiftungsurkunde stehen auch die Strafbestimmungen für das Unterlassen des Brauches (veröffentlicht von Sieber, „Harzland-Sagen", Jena 1928, Seite 173):

Vor vielen hundert Jahren ist eine Königin, Elisabeth hieß sie, am Himmelfahrtsmorgen nach Fienstedt gezogen. Die Einwohner gingen ihr mit sieben Rinkeimern Bier entgegen, sie festlich zu empfangen. Darüber war die Königin erfreut. Und da ihr die umliegenden Gemeinden das gleiche getan, erließ sie ihnen alle Steuern für ewige Zeit. Sagte: „Jeden Himmelfahrtstag, den Gott werden läßt, müßt ihr mir zu Ehren am Gemeindebrunnen sieben Rinkeimer Bier trinken." Das haben die Gemeinden gerne auf sich genommen. Denn unterließen sie es, kam die Strafe: Sie mußten der Obrigkeit den Zehnten geben, dazu ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Bläße, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern, ein vierspänniges Fuder Semmeln und eine Tonne Mückenfett...

Der Ziegenbock ist dem Donar heilig (die Witzeleien mit dem Bock auf den Herrenpartien am Himmelfahrtstage sind von hier aus zu erklären); auf einem Donnerstag liegt auch die Himmelfahrt, und am wirksamsten ist das Himmelfahrtsbier, wenn beim ersten Schluck das erste Gewitter des Jahres ausbricht und der erste Donnerschlag fällt.

Nach dem Umtrunk wird der Fernicke für das nächste Jahr bestimmt und dann schließt sich ein Tanz in der Himmelfahrtsscheune an, die neben der Dorflinde gelegen ist. Vielleicht entstand aus solchem Tanz das Fronleichnamsfest, das ja ebenfalls stets auf einen Donnerstag fällt, 10 Tage nach Pfingsten, wie Himmelfahrt 10 Tage vorher.

Schon am folgenden Tage werden die Flechtwände von den Baumringen entfernt und der Dorfanger liegt in Ruhe bis zum nächsten Jahre.

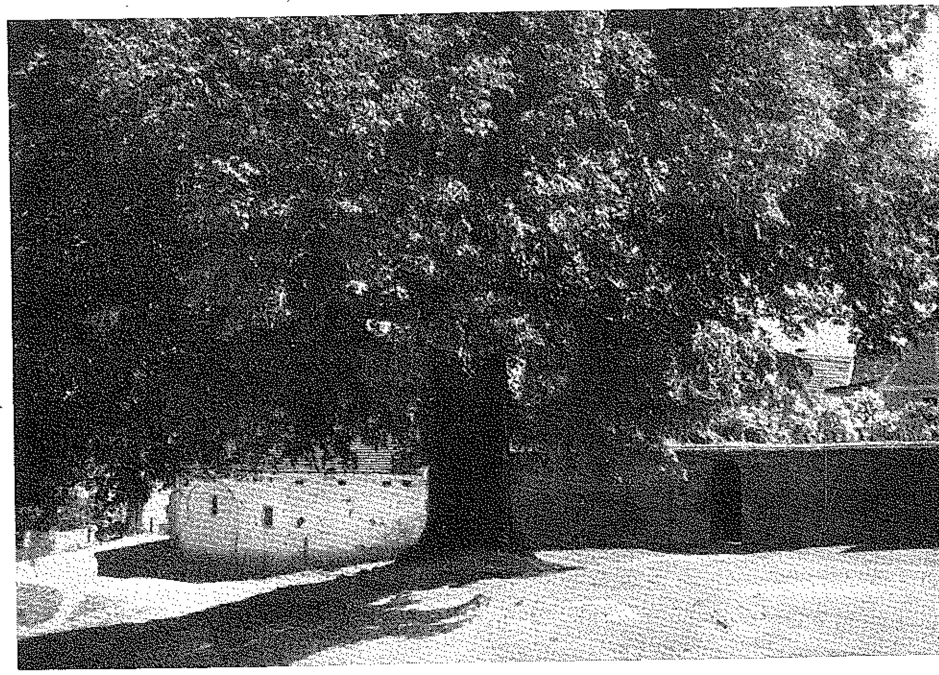


Abb. 3. Die „Dorflinde von Fienstedt", links an der Mauer geht der Weg zu den beiden Lauben, die scharf links unter dem Abhang liegen

Die Bücherwaage

Das Hildebrandlied. Volksausgabe, herausgegeben vom Landeshauptmann in Hessen, bearbeitet von Walther Grothe. Max Niemeyer Verlag in Halle, 1938. 40 Seiten.

Es war ein guter Gedanke, den in der Landesbibliothek in Kassel aufbewahrten Urtext des Hildebrandliedes in einer besonderen Ausgabe zugänglich zu machen. In diesem auch äußerlich sehr ansprechenden Büchlein legt der Verfasser Geschichte und Geist des alten Liedes im Rahmen der germanischen Heldendichtung dar. Es ist richtig, daß er den Text zunächst in der Sprache unserer Zeit gibt, da auf diese Weise der „Laie" am besten in Geist und Form des Liedes eingeführt wird, die er dann im allmählichen Eindringen in die urtümliche Gestalt um so eindringlicher erlebt. Wenn der Bearbeiter dabei auch die jüngere Form des Hildebrandliedes mit dem „happy end" heranzieht, so zeichnet er damit die Wandlung des alten Heldengeistes in jüngerer Zeit. Vielleicht hätte es sich gelohnt, auch die Fassung in der Thidrekssaga heranzuziehen, die ja zeitlich ziemlich genau in der Mitte steht. — Sehr verdienstvoll ist auch die Beigabe eines genauen Faksimile der Handschrift selbst, die ja leider vom Zahn der Zeit nicht ganz unberührt bleibt. An solch guten Textwiedergaben kann sich auch der Fachmann über etwaige Textzweifel jederzeit Rat holen. — Übrigens sei darauf aufmerksam gemacht, daß in der skandierenden Wiedergabe des Liedes auf Seite 4 die erste Zeile wahrscheinlich anders gelesen werden muß: in dem Worte „urhettun" kann das h schwerlich Stab und Ton tragen; es muß auf der ersten Silbe „úrhettun" betont werden und stabt mit „aenon" — das geht mit Sicherheit aus dem agf. „órretta", „Kämpfer", hervor. Die erste Halbzeile „ik gihôrta dat seggen" ist wahrscheinlich ein Torso; die zweite Langzeile heißt dann: dat sih úrhettun ênon muotin —, „daß sich Kämpfer einsam getroffen hätten"; das ergibt einen anderen Sinn als die erste Übertragung der Brüder Grimm. Ich möchte auch in Zeile 10: „eddo hwelihhes cnuosles dû sîs" mit Braune

eine trümmerhafte zweite Halbzeile vermuten und die erste etwa ergänzen „hwaz dîn cunni wâri"; denn die fest synonymen Worte „kunni" und „knuosal" treten ungewöhnlich oft stabend auf. — So wird auch der Forscher diese schöne Ausgabe des Hildebrandliedes mit Freude und Anteilnahme lesen.

J. O. Plaßmann.

Theodor Steche, **Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolomaeus.** Verlag von Curt Kabitzsch. Leipzig 1937. Kart. RM. 13,50.

Es ist unzweifelhaft ein Verdienst Steches, daß er den Versuch unternommen hat, die Nachrichten bei Ptolomaeus über Germanien zu sichten und zu untersuchen. Durch seine Arbeit hat er erneut auf diese unter dem Einfluß Müllenhoffs meist vernachlässigte Quelle hingewiesen und zu weiteren Bearbeitungen angeregt.

Im ersten Teil erarbeitet Steche die Grundlagen der Deutung. Gewissenhaft trägt er alles zusammen, was für die Beurteilung des Quellenwertes von Belang ist. Auf Grund der geographischen Angaben über Küsten, Flüsse und Gebirge sucht er dann in Verbindung mit älteren Beobachtungen die Hauptfehlerquelle zu ermitteln. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß nördlich der Linie Zuidersee—Emsquellen—Werraquelle—Elbquelle—Weichselquelle (der Verlauf der Linie ist hier nur ganz grob wiedergegeben) alles um zwei Breitengrade nach Norden und um zwei Längsgrade nach Westen verschoben wurde. Von der Richtigkeit dieser Beobachtung hängt die Bedeutung des ganzen Buches ab, denn darauf aufbauend, werden im zweiten und dritten Teil die Nachrichten über die Volksstämme und über die Ortschaften untersucht. Unbeschadet der Frage, wieweit der Grundlage des Buches zugestimmt werden kann, darf schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß diese beiden Teile zahlreiche und wertvolle Beobachtungen, Hinweise und Teilergebnisse bringen. Zuweit gehen zum Teil aber seine Schlüsse, die er Seite 184 kurz zusammenstellt. So ist es zwar sicher richtig, daß zahlreiche Stammesnamen bei Ptolomaeus nichts anderes sind als Gaunamen. Aber dies bedeutet noch lange nicht, daß diese Gaue sich vom Hauptstamm losgelöst hätten und ein „Zerfall" der „Großvölker" (?) dadurch bezeugt sei. Es gibt nur zuviel Möglichkeiten dafür, daß der Name des Gaues neben dem Stammesnamen angeführt wurde. Auch die Zuteilung der einzelnen Gaunamen zu bestimmten Stämmen ist nicht mit völliger Sicherheit möglich. Der Hinweis auf die geographische Lage allein genügt nicht. Doch sind auch Zuordnungsversuche wertvoll und zu begrüßen, wenn sie auch nur Arbeitshypothesen ergeben. Ähnlich steht es mit den stammes- und ortskundlichen Untersuchungen, denn Steche ist nicht selten über das Ziel hinausgegangen oder maß den Angaben des Ptolomaeus gegenüber den anderen antiken Autoren einen zu großen Wert zu. Nicht befriedigen kann so, um einige Beispiele anzuführen, die Meinung des Verfassers über die Alemannen und Hermunduren, über die Chatten und Hessen (daß der Name „Hessen" nicht aus der Form „Chatti" entstanden sein kann, ist längst bekannt und berücksichtigt worden!) und über die Chaswaren. Die Gegengründe vorzulegen, würde zu weit führen; deshalb sei hier nur auf die einschlägigen Arbeiten von Müllenhoff, Bremer und Much verwiesen. Die Ansetzung der Ortsnamen für bestimmte Punkte wird nicht zuletzt durch die Annahme bedingt, daß „ungefähr zu jedem Ortsnamen ... ein Volksname" gehört. Ein Beweis dafür läßt sich nicht erbringen, und dadurch ist manche Willkürlichkeit entstanden. Überhaupt birgt die Methode, den Überlieferungsweg in umgekehrter Richtung zurückzugehen — was ja doch nur ein Versuch bleiben kann —, der einst „von der Wirklichkeit zum römischen Itinerar und von dort in das Werk des Ptolomaeus" geführt hat, mancherlei Gefahren, die nicht immer glücklich gemeistert wurden.

Die Hauptschwäche des Buches bildet die Behauptung, daß sich alles — abgesehen von kleinen Abweichungen — auf zwei Fehlerquellen zurückführen lasse. Gewiß ist es richtig, daß Ptolomaeus zu kleine Längengrade verwendet hat; aber sie wirklich genau umzurechnen, ist kaum möglich, da die Längenangaben aus Itineraren errechnet wurden, die selbst nur ungefähre Maße boten. Diese mußten aber in bezug auf Biegungen des Weges und auf Geländeschwierigkeiten erst noch geschätzt werden. Die größte Schwierigkeit bietet aber die Breitengradverschiebung. Das von Steche gebotene Ergebnis ist zunächst bestechend. Leider sind die Grundlagen aber nicht für einen Beweis ausreichend. So spielen zum Beispiel die Quellen der Flüsse für die Berechnung des Fehlers eine größere Rolle. Aber die Begründung dafür, was Ptolomaeus als Flußquelle ansieht, ist keineswegs überzeugend. Die wichtige Erklärung auf Seite 29 bringt eine Arbeitshypothese, nach der der Fehler aus einem Schreibfehler entstanden sein soll, nach dem man alle folgenden Angaben korrigierte. Dies widerspricht den Erfahrungen, die man bei dem Studium von Abschreibfehlern in antiken Werken sonst machen kann. Es wäre schon verwunderlich, wenn alle erhaltenen Abschriften den gleichen Fehler gleichmäßig zeigten. Noch weniger wahrscheinlich ist es, daß nur auf Grund der einen falschen Angabe alle weiteren „verbessert" worden wären und daß alle späteren Abschreiber gerade nur diesen Text oder eine Abschrift von ihm benutzt hätten. Ähnliche Willkürlichkeiten zeigen auch die anderen Erklärungsversuche des „Hauptfehlers".

Ist es auch nicht möglich, Steches Arbeit in allen Einzelheiten zu folgen oder sie schlechthin als Handbuch für die germanische Stammeskunde zu verwenden, so ist ihr Erscheinen doch dankbar zu begrüßen. Die Mühe um die Aufhellung des Werkes von Ptolomaeus hat mancherlei Ergebnis gebracht, und dort, wo sie zu Widerspruch reizt, regt sie zu neuen Forschungen an. Gilbert Trathnigg.

Mittelhochdeutsche Grammatik, von Hermann Paul. Dreizehnte Auflage, bearbeitet von Erich Gierach, die Satzlehre von Otto Behaghel. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 2.) Max Niemeyer Verlag, Halle a. d. Saale. 303 S., geh. 6,80 RM., geb. 4,80 RM.

In der Neuherausgabe klassisch gewordener germanischer Grundwerke zeigt sich oft eine schöne Kontinuität, die über den Bereich sachlicher Forschung hinausgreift in das Gebiet einer persönlichen Überlieferung von einer Gelehrtengeneration bis zur nächsten und übernächsten. So hätte Pauls mittelhochdeutsche Grammatik keine berufeneren Neuherausgeber finden können, als Erich Gierach, der lange auf dem heißumkämpften Boden des Böhmerlandes ein Vorkämpfer der deutschen Sprache war, und den inzwischen verstorbenen Verfasser der „Deutschen Syntax", Otto Behaghel. — Die Bearbeitung von Pauls Werk ist eine lebendige Neugestaltung, bei der nicht nur die zahlreichen und weitverstreuten neueren Einzeluntersuchungen gewissenhaft und vollständig verwertet worden sind; ebenso verdienstvoll ist die sprachliche Umgestaltung, die die oft allzu knappe und abstrakte Ausdrucksweise Hermanns zugunsten einer wärmeren und verständlicheren Sprache verändert hat. Wenn die Herausgeber trotzdem auf ein — vielleicht mit weniger Mühe verbundenes — völliges Umschreiben des Buches verzichtet haben, so darf man ihnen für diesen selbstlosen Dienst an der Tradition nur dankbar sein. Sehr glücklich ist auch die von E. Gierach durchgeführte allmähliche Ersetzung der Fremdwörter durch deutsche Fachausdrücke: auf diese Weise lernt der Leser die Begriffe der Sprachwissenschaft allmählich in die deutsche Wortform umzudenken, ohne daß ihnen dadurch für das Verständnis selbst Schwierigkeiten erwachsen.

Die Beschäftigung mit der Grammatik ist in jüngster Zeit gegenüber den gewaltig angewachsenen neuen Zweigen der gesamten Germanenkunde verständlicherweise etwas in den Hintergrund getreten; „aber die Wissenschaft von der Muttersprache", so betont Gierach mit Recht, „als deren Rückgrat immer die Grammatik gelten muß, wird ihre alte Stellung in der Deutschtumsforschung in Bälde zurückgewinnen, ja darüber hinaus eine neue, erhöhte Wertschätzung erfahren, die ihrer grundlegenden Bedeutung für das Geistesleben des Volkes entspricht". Dafür hat diese neue Ausgabe der mittelhochdeutschen Grammatik ausgezeichnete Vorarbeit geleistet. Beim Lesen erinnerte ich mich der trefflichen Worte meines germanischen Lehrers im ersten Semester: Man muß eine Grammatik lesen können wie einen Roman, dann ist man ein richtiger Germanist. — Hinter der sachlichsten Darstellung tut sich ja dem sehenden Auge die ganze, in Jahrtausenden gewachsene Wunderwelt der germanisch-deutschen Sprache auf, in der wir leben, und die mit den übrigen Lebenszeugnissen unseres Volkes ein untrennbares Ganze bildet. Plaßmann.

Heinrich Geidel, **Münchens Vorzeit.** Zweite vermehrte Auflage. Verlag Knorr und Hirth, München 1938. Geh. RM. 4,—, Leinen RM. 5,20.

Die für den Laien bestimmte Schrift bringt in erster Linie erklärende und belehrende Berichte, Aufzählungen und Beschreibungen. Die geologischen, vorgeschichtlichen und siedlungsgeschichtlichen Abschnitte erscheinen bei hauptsächlich popularisierender Absicht zuverlässig und sorgfältig. Was Verf. darüber hinaus zu geben bemüht ist, steht auf weniger festem Boden, so ist zum Beispiel das Bild, das er sich vom Germanen macht, so naiv, daß es dem noch naiveren Leser nur einen falschen Eindruck vermitteln kann. Daß der Hauptton auf den Fundberichten liegt, setzt den Wert der Schrift noch nicht durchaus herab; es ist aber bedauerlich, weil gerade der lernenden Jugend durch allzuviel nüchterne Belehrung und allzuwenig inneres Leben leicht die Freude an Dingen verdorben wird, die ihr zuallererst aus ganz anderer innerer Begeisterung zugänglich wird; diese will aber geweckt sein.

Hans Bauer.

Erwin Breitwieser, **Der volkskundliche Ertrag der Schriften von Hermann Löns.** Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 48. Gießen 1937. Münchowsche Universitäts-Druckerei Otto Kindt G. m. b. H. in Gießen.

Einen Dichter wie Hermann Löns kann man nicht nur als Schilderer von Volksart und Volksbräuchen betrachten; er ist elementarer und selbst aus dem lebendigen Volkstum emporgewachsen. Darum ist die Untersuchung seiner Schriften auf ihren volkskundlichen Gehalt keine öde philologische Spielerei. Man gewinnt aus dieser Darstellung einen guten Einblick in das, was die Volkskunde auf ihre Art dargestellt hat, was aber an Grundbestandteilen in dem Wissen von Her-

mann Löns selbst lebte. Der volkskundliche Ausgangspunkt des Verfassers ist durchweg zu billigen. Wenn er in einem Kapitel den „Aberglauben" behandelt, so gibt er diesem Gebiet doch eine gute Begriffsbestimmung: „Aberglaube ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich ungeklärter Kräfte." Man darf diesen Glauben ja überhaupt nicht mit dem Maßstab des aufgeklärten Großstädters messen, sondern muß ihn auf viel urtümlichere Verhältnisse beziehen, wenn man seinem Inhalt gerecht werden will.

Plaßmann.

Rassen- und Erbpflege in der Gesetzgebung des Dritten Reiches. Von Dr. W. Stuckart, Staatssekretär im Reichsministerium des Innern, Berlin, und Dr. R. Schiedermair, Regierungsrat im Reichsministerium des Innern, Berlin. (Schaeffers Neugestaltung von Recht und Wirtschaft. 5. Heft, 2. Teil.) 1. Aufl. 95 Seiten. Kartoniert 2,— RM. Bei Sammelbestellungen wesentlicher Preisnachlaß. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig C 1.

Das vorliegende Heft bietet erstmalig eine systematische Darstellung der gesamten Rassen- und Erbpflegegesetzgebung des Dritten Reiches. Die Darstellung geht von den weltanschaulichen Grundgedanken und den bevölkerungspolitischen Zielen der Rassen- und Erbpflege aus und gibt auf dieser Grundlage einen klaren Überblick über die einzelnen Teile des Gesetzgebungswerks.

Karl Theodor Weigel, **Landschaft und Sinnbilder.** Adam Kraft Verlag, Karlsbad und Leipzig, 1938. 30 S. 8° mit 32 Bildtafeln —,90 RM. — Derselbe: **Osterwieck (Harz), die Stadt der Runen und Sinnbilder.** A. W. Zickfeldt Verlag, Osterwieck und Berlin. 24 S. 8° —,80 RM. — Derselbe: **Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern** (Reihe deutsches Volkstum). Hoheneichenverlag, München 1939. 86 S. 8°, mit vielen Bildtafeln. 1,80 RM.

Der verdiente Sammler und Deuter von lebendem Sinnbildgut legt in diesen Arbeiten weitere reichhaltige Ergebnisse aus seiner Forschertätigkeit vor. Es soll damit „besonders gezeigt werden, wie unter der Tünche der Zivilisation und unter dem Schutt der verschiedenen Zeiten, die über unser Volk und unsere Heimat in fast zweitausend Jahren hinweggegangen sind, überall der alte, starke Glaube des naturnahen Germanenvolkes lebendig geblieben ist. Unter der Asche glühten die Funken fort, die ihre Kraft aus der Heimat im Norden sich erhalten hatten." Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser in seinem erstgenannten Werke das Ziel seiner Arbeit, dem er in diesen Veröffentlichungen wiederum ein gutes Stück näher kommt. Es ist besonders reizvoll, das Sinnbildgut in einer alten Stadt, wie Osterwieck am Harz, im Zusammenhang zu betrachten; wie ja aus einem geschlossenen Lebenskreise der Lebenswert aller Überlieferung am deutlichsten und anregendsten sich offenbart. Für das Bewußtsein der Dauerhaftigkeit des Germanischen bieten Weigels Arbeiten wieder reiche Nahrung. Wenn er etwa die „Kritzeleien" (in Wirklichkeit sorgsame, mit Rötel ausgefüllte Ritzungen) an Scheunentoren unmittelbar neben vorgeschichtliche Felszeichnungen stellen kann, so wird man überzeugt, daß ähnliche Lebensverhältnisse und gleiche blutmäßige Voraussetzungen auch ähnliche bild- und sinnbildhafte Äußerungen bedingen. — In diesem Zusammenhang sei auch noch auf den Aufsatz des Verfassers über „Sinnbild und Glaube" (N. S. Monatshefte, Heft 98 vom Mai 1938) hingewiesen.

Plaßmann.

Zeitschriftenschau

Zeitschrift für Deutsches Altertum, Bd. 75, 1938, Heft 4. Wolfgang Mohr, **Entstehungsgeschichte und Heimat der jüngeren Eddalieder südgermanischen Stoffes.** Über seine umfangreiche Arbeit sagt der Verf. in seiner Zusammenfassung auf Seite 280: „Ich habe in diesem Aufsatz die Beziehungen der jüngeren eddischen Fremdstofflieder zur mittelalterlichen Ballade untersucht. Es ergab sich, daß die Rückblick-Elegien der Edda nicht Schöpfungen einer isländischen Nachblüte sind. Ihr Aufbau, ihre Motive und sprachlichen Wendungen zeigen, daß sie unter dem Einfluß einer hochmittelalterlichen festländischen Gattung entstanden sind, die ich ‚novellistisches Lied' genannt habe und deren Nachfahren in den Balladen aufzuweisen sind. Der Entstehungsort der Elegien ist am ehesten Dänemark im 12. Jahrhundert. Darüber hinaus darf man vermuten, daß auch das jüngere endgereimte Heldenlied

Niederdeutschlands, wiederum über Dänemark, auf die jüngeren doppelseitigen Fremdstofflieder der Edda eingewirkt habe. Auch diese Liedvorbilder scheinen in den dänischen Balladen nachzuleben. Es muß einem weiteren Aufsatze vorbehalten bleiben, den Einflußbereich dieser jüngeren Liedgattungen an den einzelnen Sagenliedern der Edda aufzuzeigen und ihn von den Resten älterer Liedeinwanderung, die in ihnen ihre Spuren hinterlassen haben, zu scheiden. Wenn die Mehrschichtigkeit dieser Lieder im einzelnen deutlich geworden ist, so läßt sich Genaueres über ihre Entstehungsgeschichte aussagen; zugleich können auch die verlorenen festländischen Gattungen, die sich mit ihrer Hilfe erschließen lassen, klarer bestimmt werden." — Alexander H. Krappe, **Der Tod des Drusus.** Die Erzählung von der germanischen Seherin, die Drusus den Tod voraussagte, soll nach K. auf ein weitverbreitetes Motiv zurückzuführen sein, das mit dem Begriff der Hybris eng verbunden ist: „Dem Menschen, sei er nun Welteroberer oder der Entdecker unbekannter Länder, sind gewisse Grenzen gezogen, die nicht überschritten werden dürfen, ohne den Neid der überirdischen Mächte herauszufordern." Die Erzählung wäre danach also ungeschichtlich. Sie ist in zwei Fassungen überliefert, in ursprünglicher, einfacherer Form bei Sueton, ausgestaltet bei Dio Cassius. — **Rheinisches Museum,** N. F. Bd. 88, 1939, Heft 1. W. J. Beckers, **Die Völkerschaften der Teutonen und Kimbern in der neueren Forschung.** In einer umfangreichen Abhandlung, die in den folgenden Heften fortgesetzt werden soll, prüft der Verf. die literarischen Quellen und die zahlreichen, oft widerspruchsvollen Hypothesen und Deutungen über die Teutonen und Kimbern. — **Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur,** Bd. 62, 1938, Heft 3. Karl Helm, **Zu den gotländischen Bildsteinen.** Ein Werk über die gotländischen Bildsteine des 5. bis 11. Jahrhunderts wird von Sune Lindqvist vorbereitet. L. hat in einem Aufsatz, der 1933 in der Zeitschrift Rig 16, S. 97/117 erschien, einen vorläufigen Überblick über Form und Inhalt der Steine gegeben. Vier Steine werden von H. näher besprochen. Auf allen diesen Steinen ist ein großes Schiff dargestellt. H. sieht in diesem „ein vom Künstler gern angewandtes Schmuck- und Füllmotiv, das nach einer Deutung nicht verlangt". Die Bilder des Steines von Tängelgårda gehören alle eng zusammen. L. hat sie überzeugend gedeutet „als Kampf, Leichenzug des gefallenen Kriegers und Empfang desselben bei der Herrin des Totenreiches". Auf anderen Steinen stehen die Bilder nicht in näherem Zusammenhange. Man findet öfter einen Reiter auf achtbeinigem Roß, also Odin. H. erkennt ferner in einer Darstellung Walhall mit mehreren Toren, Bilder von Tyr und der Fesselung des Wolfes Fenrir sowie Gunnar in der Schlangengrube. Andere Darstellungen, die L. aus der Hildesage erklärt, sieht H. als Bilder aus der Ermanarichsage an. H. schließt seine Ausführung mit folgender Feststellung: „Trotz aller Unsicherheit und Unvollständigkeit der versuchten Deutungen mögen schon diese wenigen Proben zeigen, daß wir in der zu erwartenden Publikation wertvolle Zeugnisse für den damals in Gotland bekannten Kreis von Götter- und Heldensagen erhoffen dürfen." — **Germania,** Jahrg. 23, Heft 2, April 1939. Horst Ohlhaver, **Frühmittelalterliche Eisenbarren aus Staré Město in Mähren.** O. bespricht eine Gruppe mährischer Eisengegenstände und axtförmiger Barren, die möglicherweise als Zahlungsmittel Verwendung fanden und die eine merkwürdige Übereinstimmung mit norwegischen Barren der Wikingerzeit zeigen. Die Kulturzugehörigkeit der mährischen Funde ist vorerst noch ungeklärt. Es kann daher die Frage noch nicht entschieden werden, „ob hier eine besondere Form awarischer oder slawischer Barren vorliegt oder ob vielleicht mit Einflüssen aus dem wikingischen Gebiet zu rechnen ist". — **Schweizerisches Archiv für Volkskunde,** Bd. 37, Heft 1, 1939. Gustav Müller-Lausen, **Das Brot im Baselbieter Volksleben.** Der Verf. handelt zunächst über Erntebräuche und über Bauernregeln und -redensarten, die sich auf den Getreidebau beziehen. Zuletzt spricht er über die Vorzugsstellung, die das Brot in der Ernährung hat, und bringt manche Belege für die tiefe Ehrfurcht und Achtung vor dem Brot, die wir in alten Bräuchen und Lebensgewohnheiten finden. — Hans Dietschy, **Der Umzug der Stopfer, ein alter Maskenbrauch des Bündner Oberlandes.** Diese ausgezeichnete Abhandlung ist ein wichtiger Beitrag zur Aufhellung der Maskenbräuche des Alpengebietes. D. führt zunächst drei Quellen des 16. Jahrhunderts an, die uns über die Stopfer unterrichten. Wir erfahren aus ihnen, „daß sich im Bündner Oberland einst alle paar Jahre um die Fastnachtszeit Leute maskierten — wahrscheinlich trugen sie richtige Gesichtsmasken —, sich sogar kriegsmäßig wappneten, Schellen an die Röcke hängten und mit langen Stöcken ausgerüstet als wilde Schar durch die Dörfer zogen, mit Hilfe

der Stöcke ekstatische, ihnen für gewöhnlich unmögliche Sprünge ausführten und einen schallenden Lärm dadurch hervorriefen, daß sie mit ihren Harnischen dröhnend aneinanderstießen; daß sie überdies laut mit den Stöcken ‚stopften', was alles das Kornwachstum anregen sollte, und schließlich soll sich oft ein dämonischer Überzähliger unter ihnen befunden haben, der am Ende des Treibens wieder spurlos verschwunden war". Mit Recht bemerkt D., daß sich dieser Brauch völlig übereinstimmend auch sonst im Alpengebiet nachweisen läßt. Es gelingt D. ferner, den Namen der Stopfer aufzuklären. Die Stopfer heißen wie die Klöpfler nach dem Anklopfen im Heischebrauch: „Stopfen und Stupfen" hat die Bedeutung „stoßend, klopfend heischen". „Das ‚Stopfen' ist demnach mit dem bayerischen Brauch des Klöpfelns, Klockens oder Klöckelns identisch, bei dem die Heischenden mit Stöcken oder Hämmern an die Türen pochen." — **Zeitschrift für Menschenkunde,** Jahrg. 15, Heft 1, April 1939. Rudolf Luck, **Die Rassenseelenkunde von Ernst Moritz Arndt.** Arndts Beiträge zur Rassenkunde sind verstreut und versteckt in vielen seiner Schriften. Es ist ein Verdienst von Luck, die wesentlichen Themen von Arndts Rassenkunde herausgearbeitet und insbesondere auch seine Beiträge zur Wesenskunde der nordischen Rasse gesammelt zu haben. Obwohl Schemann bereits auf die Bedeutung Arndts für die Rassenkunde hingewiesen hatte, sind seine tiefdringenden Ausführungen, die noch heute wesentliche Anregung zu geben vermögen, bisher meist übersehen worden. — **Odal,** Jahrg. 8, Heft 5, Mai 1939. Aus dem neuen, umfangreichen Odal-Heft heben wir hervor die Abhandlung von Hans F. K. Günther über die völkische Bedeutung des Bauerntums, in dem er städtische und bäuerliche Denkweise gegenüberstellt und eindringlich auf die Gefahr der Verstädterung aufmerksam macht — es handelt sich bei dieser Abhandlung von Prof. Günther um einen Vorabdruck aus seinem inzwischen erschienenen umfangreichen neuen Werk „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (682 Seiten, Verlag Teubner) —, ferner die Arbeit von Günther Franz über den Bauernkrieg als politische Revolution und die Studie von Hans Lüdemann über Sparta. L. betrachtet das Schicksal Spartas unter rassenkundlichem Gesichtspunkt klarer und eingehender als es bisher geschehen ist. Der Verf. wird seine Auffassung in dem demnächst erscheinenden Buch über Sparta (Leipzig, Teubner-Verlag) ausführlicher begründen. — **Neue Jahrbücher für Antike und Deutsche Bildung,** Jahrg. 1939, Heft 4. Siegfried Fuchs, **Zur Frage der Indogermanisierung Griechenlands.** Zur Ergänzung der Abhandlung von Matz über die Indogermanisierung Italiens, über die hier berichtet wurde, erscheint jetzt ein Aufsatz über die Indogermanisierung Griechenlands von Fuchs. Es handelt sich um eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse, die der Verf. in seiner Arbeit „Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen" (Berlin 1937) gewonnen hat. — Dieselbe Zeitschrift 1939, Heft 5. Rudolf Noll, **Neue Denkmäler aus dem Kulte des Juppiter Dolichenus.** In den letzten Jahren sind eine größere Anzahl von Funden bekanntgemacht worden, die die Denkmäler des Dolichenus-Kultes erheblich vermehren und zu einem besseren Verständnis dieses Kultes beitragen. Unter den Neufunden, die zum großen Teil aus den Donauprovinzen stammen, ist einer besonders wichtig, dessen Fundort Mauer a. d. Url im Gau Niederdonau ist. Über ihn berichtet N. ausführlich. — Rudolf Weynand, **Funde und Fragen der römisch-germanischen Forschung.** W. gibt eine Übersicht über die verwickelte Trevererfrage und berichtet ferner über die rheinischen Fundstätten, einschließlich der westfälischen, sowie neuere Forschungen. — **Zeitschrift für Deutsche Bildung,** 15. Jahrg., Heft 4, April 1939. Hans Naumann, **Der germanische König und sein Dichter.** N. stellt an Hand eines umfangreichen Materials die Rolle des Dichters im germanischen Leben dar. „Zur Gefolgschaft gehört der Dichter, der Skop oder Skalde; zum Begriff des Mannes gehört es, selbst ein Gedicht verfassen zu können; der König umgibt sich mit Dichtern, der König selber dichtet, das Leben in der Halle ist ohne Dichtung nicht denkbar. Sie hat hier unterhaltenden wie erzieherischen Sinn und Wert." Mehrfach weist N. darauf hin, daß diese germanischen Verhältnisse im Mittelalter durchaus fortbestanden.

O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 August Heft 8

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Der unbekannte Deutsche

Wer sich heute noch an jene heißen und spannungsgeladenen Augusttage vor fünfundzwanzig Jahren zu erinnern vermag, und wer die darauf folgenden Jahre als Mithandelnder oder wenigstens als Miterlebender im Gedächtnis behalten hat, dem hat sich das damalige Geschehen in zwei scheinbar gegensätzlichen Bildern eingeprägt: der Auszug des besten Heeres der Welt, das vom Roß bis zum letzten Knopf ein unerreichtes Vorbild der Ordnung, Durchdachtheit und Echtheit darstellte, getragen von jenem Schwunge, den ihm, trotz aller Vorbehalte bei einzelnen, der Gedanke an Kaiser und Reich im Ganzen verlieh. Dazu die Kunde von schnellen Schlachten, die wie die Hammerschläge einer gewaltigen Präzisionsmaschine wirkten, an deren zuverlässiger Arbeit nirgendwo der geringste Zweifel bestand. — Und dann vier Jahre später das Gegenbild: eine dünne Kette abgezehrter und lehmbedeckter Gestalten, festgebissen in halbzerschossenen Gräben und in Granattrichtern, aber mit erbitterter Unerbittlichkeit fechtend und noch immer auch siegend gegen einen wohlgepflegten, wohlgenährten und übermächtigen Gegner, dem das Gefühl seiner materiellen Überlegenheit schon die Überzeugung moralischer Überlegenheit verlieh. Und doch hat die Weltgeschichte bisher kaum eine ehrwürdigere Gestalt gesehen als jenen lehmbedeckten, halbverhungerten Schützengrabenkrieger, der für eine scheinbar hoffnungslose Sache mit der ganzen fanatischen Erbitterung focht, die seit den letzten Kimbern und Goten germanische Krieger bis heute dem Schicksal entgegengestellt haben.

Es waren zum guten Teile die beschwingten Stürmer von Langemarck und von Brzeziny, die neben den alten Soldaten diese Endkämpfe ausfochten. Aus den „Kriegsmutwilligen" von ehemals, aus blutjungen Idealisten waren längst bärtige Frontmänner geworden, harte und nüchterne Krieger, für die aus der fröhlichen Freiwilligkeit ein hartes und unabsehbares Muß geworden war. Und doch hat in dieser Entwicklung der Geist von Langemarck und Brzeziny erst seine volle Bewährung gefunden. Was aber das Schicksal dieser aus Knaben zu Männern gewordenen jungen Deutschen am meisten von dem ihrer englischen und französischen Altersgenossen unterschied, das war die Heimkehr

aus dem Kriege. Jene kamen in eine siegreiche, wenn auch zum Teil zerschossene Heimat, in geordnete Verhältnisse und Berufe zurück; diese standen, aus der schon zu einer Art von Heimat gewordenen Kameradschaft der Truppe entlassen, vor einer äußerlich und innerlich zerbrochenen Heimat, in der an Stelle neuen Aufbaus Irrsinn, Verrat und Zerstörung herrschten. Und so wurde ihnen, wie wir damals sagten, der Friede zur Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln: Handgranatenkämpfe mit Spartakus in Berlin, in München, im Baltikum und an der Ruhr, Polenkämpfe in Oberschlesien, und endlich der erbitterte Abwehrkampf gegen den französischen Einbruch in Westfalen und die Separatisten am Rhein. Es war schon ein Zufall, ob man an diesen Kämpfen in einem der Freikorps, der Studentenwehren oder einer der zahlreichen Einwohnerwehren teilnahm, deren Gefallene heute kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Erst fünf Jahre nach dem Kriegsende, im November 1923, fanden diese Kämpfe mit der großen Separatistenschlacht am Siebengebirge ihren Abschluß — einer Schlacht, die bezeichnenderweise kaum ihrem Namen nach, und noch weniger ihrer geschichtlichen Bedeutung gemäß bekannt geworden ist.

Es war den Männern, die damals diese Kämpfe ausfochten, gewiß nicht voll bewußt, daß aus ihren Taten doch einmal die Erneuerung Deutschlands hervorgehen werde. Auch die Wahrheit, daß Männer die Geschichte machen, brachten sie kaum mit ihrem Handeln in bewußten Zusammenhang. Was sie trieb, war fast allein der Wille, nicht zu jener Gegenauslese von Feiglingen und Gleichgültigen zu gehören, die damals den Ton angaben. Und doch haben sie mit ihrem grimmigen Widerstandswillen in Wirklichkeit die Geschichte gemacht und geformt; zuerst die deutsche Geschichte, und dann auch die Weltgeschichte. Das ist ihnen und uns allen erst dann bewußt geworden, als sie im vorigen Herbst wiederum, das heißt für sie zum dritten, vierten oder fünften Male, unter Waffen standen, um das vor zwanzig Jahren scheinbar verlorene, in Wirklichkeit aber durch sie wiedergewonnene Werk zu vollenden und zu verteidigen.

Männer machen die Geschichte — das haben uns die letzten fünfundzwanzig Jahre im Gegensatz zu allen blassen Theorien von angeblich allmächtigen und unentrinnbaren Wirtschaftsgesetzen, von den Gesetzen einer abstrakten und wesenlosen Masse, und nicht zuletzt von den auf Pergament geschrieben niederträchtigen Gesetzen von Versailles bewiesen. Sie haben aber auch gezeigt, daß es nicht nur die Männer mit großen und klingenden Namen sind, die die Geschichte machen. Oft haben mannhafte Taten einzelner und weniger Namenloser geschichtliche Entscheidungen herbeigeführt. Wie hießen die auserlesenen Gefolgsmänner Armins, mit denen er in der Entscheidungsschlacht an der Weser die römische Linie durchbrach und damit die Wende der Schlacht und die Befreiung Germaniens herbeiführte? Wie hießen die tapferen Sachsen, die am Süntel noch einmal den Widerstand versuchten und bei Verden erschlagen wurden? Es ist kein einziger Name überliefert, es sei denn, daß der eine oder der andere, wie es germanischer Brauch war, in die Heldensage übergegangen ist und dort unerkannt weiterlebt. Aber die ‚grôze arebeit', die Arbeit an der deutschen Geschichte, ist jederzeit von jenen unbekannten Deutschen verrichtet worden, deren Taten unter dem Namen ihres Führers gingen, und die sie — das ist das Wesentliche — auch freudig zur Mehrung seines Ruhmes verrichteten, sofern er ein wirklicher Führer war.

Wenn aber der Großteil der geschichtswirkenden Arbeit von den namenlosen und unbekannten Deutschen getan ist, so bedeutet das ganz und gar nicht, daß sie von irgendeiner indifferenten und persönlichkeitslosen M a s s e verrichtet ist, wie es uns die marxistische Ideologie vorgaukeln will. Jede wirkliche Tat, sei sie nun bekannt oder nicht bekannt geworden, vom Führer oder von einem Gefolgsmann verrichtet, ist Sache einer Persönlichkeit, und sie steht um so höher im Persönlichkeitswert, je mehr der einzelne sein Ich darüber vergessen hat. Das Ich über der Aufgabe vergessen, bedeutet nicht, seine Persön-

lichkeit aufgeben und in der unterschiedslosen Masse untertauchen — im Gegenteil, es ist die höchste Steigerung der Persönlichkeit. Eine Masse ist niemals zu einer wirklichen Tat fähig. Sie mag in der Hand eines entschlossenen Führers einsatzfähig sein, solange sie unter einem mechanischen Zwange steht — fällt dann aber dieser Zwang fort, so fällt sie auseinander. Wenn dann überhaupt etwas zu retten ist, so geschieht es durch jene namenlosen Einzelnen, die unbekannten Deutschen, in denen das Gesetz noch lebendig ist, das schon den Germanen des Tacitus galt: daß es besser sei, das Leben als die Ehre zu verlieren. Eine Masse als solche kann dieses Gesetz niemals spüren, wohl aber kann es der einzelne, und sei er der schlichteste Werkmann; und dadurch eben ist er aus der Masse herausgehoben und ein Glied der völkischen Gemeinschaft, ein Deutscher im ursprünglichsten Sinne des Wortes geworden. Und sei sein Name noch so unbekannt, er gehört damit zu jener zweitausend und mehr Jahre alten Gemeinschaft, über deren Namenlosigkeit die Namen der großen Führer stehen, an deren Namen jene aber das gleiche Recht haben, wie ihre Träger selbst. —

Unsere ehemaligen Gegner, romanische, slawische und angelsächsische Völker, haben die unbekannten Kämpfer ihrer Nationen dadurch geehrt, daß sie einen der unbekannten Gefallenen in einem Ehrengrabe beisetzten, das nun ein Heiligtum der ganzen Nation ist. Der Brauch ist schön und sinnvoll, und doch haben die Deutschen recht, wenn sie ihn nicht in dieser Form nachgeahmt haben. Es entspricht weniger dem germanischen Brauche, die großen Toten durch redende Denkmäler in Stein und Erz zu ehren. Er hebt seine Toten auf eine höhere Ebene, und seine Totenehre besteht eher darin, daß er den Helden in Sage und Lied aufnimmt, oft genug als Namenlosen, der dadurch zum Urbild für viele wurde. In jener Zeit des Verfalles, als man sich um Ort und Art eines Reichsehrenmales stritt, ist einmal ein Gedanke aufgetaucht, der in seiner mythischen Schlichtheit dem germanischen nahekam: man solle die Gebeine eines unbekannten deutschen Kriegers im Rheine versenken und diesen Ort dann für alle Zeiten heilig sein lassen. Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir seit hundertdreißig Jahren das deutsche Denkmal des unbekannten Gefallenen besitzen — nicht in Marmor und Stein, aber in Gestalt eines Liedes, so wie es der germanischen Art der Totenehrung entspricht. Es ist das Lied vom Guten Kameraden, das Ludwig Uhland im Jahre 1809 gedichtet hat; anknüpfend an das Schicksal zweier schwäbischer Soldaten bei den Kämpfen in Spanien, von dem eine letzte Kunde in ihre Heimat drang. Das schlichte Lied, das einem unserer volkhaftesten Dichter gelang, wurde schnell zum Volkslied, weil es ohne jede tönende Phrase dem Schicksal eines Namenlosen ergreifenden Ausdruck gibt und so für alle unbekannten Deutschen gedichtet ist. Es ist schon dadurch geheiligt, daß es unzählige Male gespielt und gesungen worden ist, wenn ein toter deutscher Soldat bestattet wurde; und dieser todesnahe Ernst hebt es — trotz aller Zersungenheit, die es erfahren mußte — völlig aus jedem sentimentalen Bereiche heraus. Wir spüren darin einen letzten Nachklang jener Lieder, die germanische Gefolgsmänner am Grabe des toten Gefolgsherrn sangen. Und auch das uralte germanische Symbol soldatischer Zusammengehörigkeit, die Fahne, hat ihren Sinngehalt auch in diesem Zusammenhange bis heute bewahrt. Im Ehrenhof eines norddeutschen Landesmuseums stehen heute die Regimentsfahnen des früher dort liegenden Armeekorps; sie werden am Tage der großen Schlachten oder an den Todestagen einzelner Gefallener von den Müttern oder Witwen der Toten mit Blumen geschmückt. Der Fahnenraum ist wieder ein Heiligtum geworden, wie die heiligen Haine unserer Vorzeit, in denen die Feldzeichen aufbewahrt wurden.

Angesichts solcher Überlieferungen spüren wir den Hauch der zweitausendjährigen germanischen Geschichte auch in der Erinnerung an den Krieg, der vor fünfundzwanzig Jahren begann, den größten Krieg, den germanische Völker jemals geführt haben. Ihn spüren nicht nur diejenigen, die als junge Freiwillige oder als gediente Soldaten das

Ringen mitgemacht haben; es haben auch die Angehörigen jener Zwischengeneration daran teil, die uns oft um das geschichtliche Erlebnis beneidet haben, die aber doch von Mißgunst und Anmaßung fern sind. Denn sie stehen dem Erlebnis von 1914 nahe genug, um zu wissen, daß Geschichte und geschichtliche Taten nicht mit Trompetenschall vorausverkündet werden; daß nicht die Lautesten die Geschichte machen, sondern die Ausdauernden und Ernsten; die unbekannten Deutschen, aus denen sich e i n e r erhoben hat, um in ihrer aller Namen das germanische Gesetz der Ehre und der Kraft wiederherzustellen. Vor dieser Aufgabe verstummt auch der vielberufene Gegensatz zwischen den Generationen; denn an der deutschen Geschichte haben immer die jungen, die reifen und die vollgereiften Männer zusammengearbeitet, und die Tradition früherer Heldengeschlechter haben immer diejenigen am besten weitergeführt, die es ihnen nachgetan haben.

Plaßmann.

Die Ausgrabung am „Kriemhildenstuhl“ bei Bad Dürkheim

Zweiter Vorbericht — **Von Hans Schleif**

Die Ausgrabung ist im Winter 1938/39 planmäßig fortgesetzt worden, wobei jede der drei gestellten Aufgaben mit gutem Ergebnis gefördert wurde.

1. Die Ausräumung des Schuttes aus der Mulde des antiken Steinbruchs schreitet weiter nach Süden zur Mitte der Mulde fort. Auch in diesem Winter konnten wieder 4000 kbm abgeräumt werden. Damit wurde nun auch in der Mitte der Felsenabsatz erreicht, der im Vorjahre in dem ersten großen Ostwestschnitt 5 m unter dem vorgefundenen Schuttplatz zutage kam[1]. Erstmalig seit Wiederaufnahme der Grabung wurde in diesem Winter eine Felszeichnung freigelegt (Abb. 1): deutlich ist ein mit sicherer Hand gezeichneter, nach rechts gerichteter Pferdekopf zu erkennen, also wiederum eine Darstellung, die sich in die einheitliche Reihe der symbolischen Felsbilder fügt, denn es sind ja bereits acht Pferde, allerdings noch kein einzelner Kopf, am „Kriemhildenstuhl“ bekannt. Dicht unter dem Pferdekopf steht eine bedeutungslose Inschrift der XXII. Legion.

Die Einteilung der Arbeitsabschnitte brachte es mit sich, daß im vorigen wie in diesem Jahre, eine im Verhältnis zur abgetragenen Schuttmenge nur kleine Felswandfläche freigelegt wurden. Im nächsten Abschnitt wird sich dieses Verhältnis wesentlich zugunsten der Felspartien verschieben, so daß dann nicht nur bereits eine gründliche Veränderung des ganzen Raumeindrucks im Steinbruch festzustellen sein wird, sondern auch ein größerer Zuwachs an Felszeichnungen zu erhoffen ist. Kulturschichten oder sonstige Anzeichen einer Benutzung des Steinbruchs, nachdem er von den Römern verlassen war, wurden in der bisher erreichten Tiefe noch nicht festgestellt.

2. Bei der weiteren Untersuchung des Ringwalles konnte ein wichtiger Fortschritt erzielt werden: etwa 50 m nordwestlich des „Kriemhildenstuhles“ wurde ein guterhaltenes Tor gefunden. Wie so oft bei vorgeschichtlichen Burgen befindet sich auch hier fast an derselben Stelle wie vor zweieinhalb Jahrtausenden heute noch ein Aufgang zur Burg, nur wenig von dem alten nach Süden verschoben. Leichte Geländeregulierungen zugunsten dieses modernen Fußweges hatten zwar die Erkennung des alten Torweges erschwert, da aber seit dem Vorjahre durch die Auffindung und Deutung des sonderbaren Erhaltungszustandes der Mauer ihre Fluchten außen und innen unter dem doppelwelligen Profil ihrer Sturzlage so eindeutig zu erkennen sind, daß ihr genauer Verlauf auch ohne Grabung jetzt an der heutigen Oberfläche errechnet werden kann, war in der Nähe des

[1] Siehe 1. Vorbericht in „Germanien“ 1938, S. 289 ff.



Abb. 1. Germanische Felszeichnung: Pferdekopf, darüber kleines Hakenkreuz

modernen Durchgangs nunmehr an mancherlei leichten Abweichungen von dem Durchschnittszustand der Sturzlage deutlicher als früher zu erkennen, daß hier auch in alter Zeit bereits eine Maueröffnung gewesen sein muß. In wenigen Wochen im Mai dieses Jahres wurde hier eine Grabung durchgeführt, deren Ergebnis in den Abb. 2—5 bereits mitgeteilt sei, obwohl die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Die Lichtbilder lassen den überraschend guten Erhaltungszustand erkennen; nicht nur der Grundriß ist lückenlos erhalten, auch das Mauerwerk steht noch in ausgezeichnetem Zustand und oft bis direkt unter die dünne Humuserde, an manchen Stellen beinahe 2 m hoch.

Der Grundriß zeigt, daß der 6,50 m breite Durchlaß etwas schräge durch die Mauer hindurchgeführt, ungefähr in der Richtung wie der Weg von unten herauf auf die Mauer trifft. Beiderseits des Durchlasses sind die Mauerköpfe verstärkt, gewissermaßen nach innen umgeknickt, wodurch 9 m tiefe Torleibungen entstehen. Die Umbiegungen sind mit fast 7 m Breite etwas massiver als die Mauerstärke, die südlich des Tores 5,50 m, nördlich 6,30 m dick ist. Trotzdem haben hier anscheinend keine Türme die Mauer überhöht, denn die Steinmenge des zerfallenen Tores entspricht genau der Schutthöhe über den benachbarten Mauerpartien.

Für die Konstruktion ergab der gute Erhaltungszustand des aufgehenden Mauerwerks wichtige Aufschlüsse. Die Innenseite jeder der beiden Mauerverstärkungen wird von je elf durchschnittlich 35 cm starken Pfosten gebildet (1—11, 24—34), die so eng nebeneinander stehen, daß zwischen ihnen nur ein durchschnittlich 30 cm breiter Schlitz mit Steinen

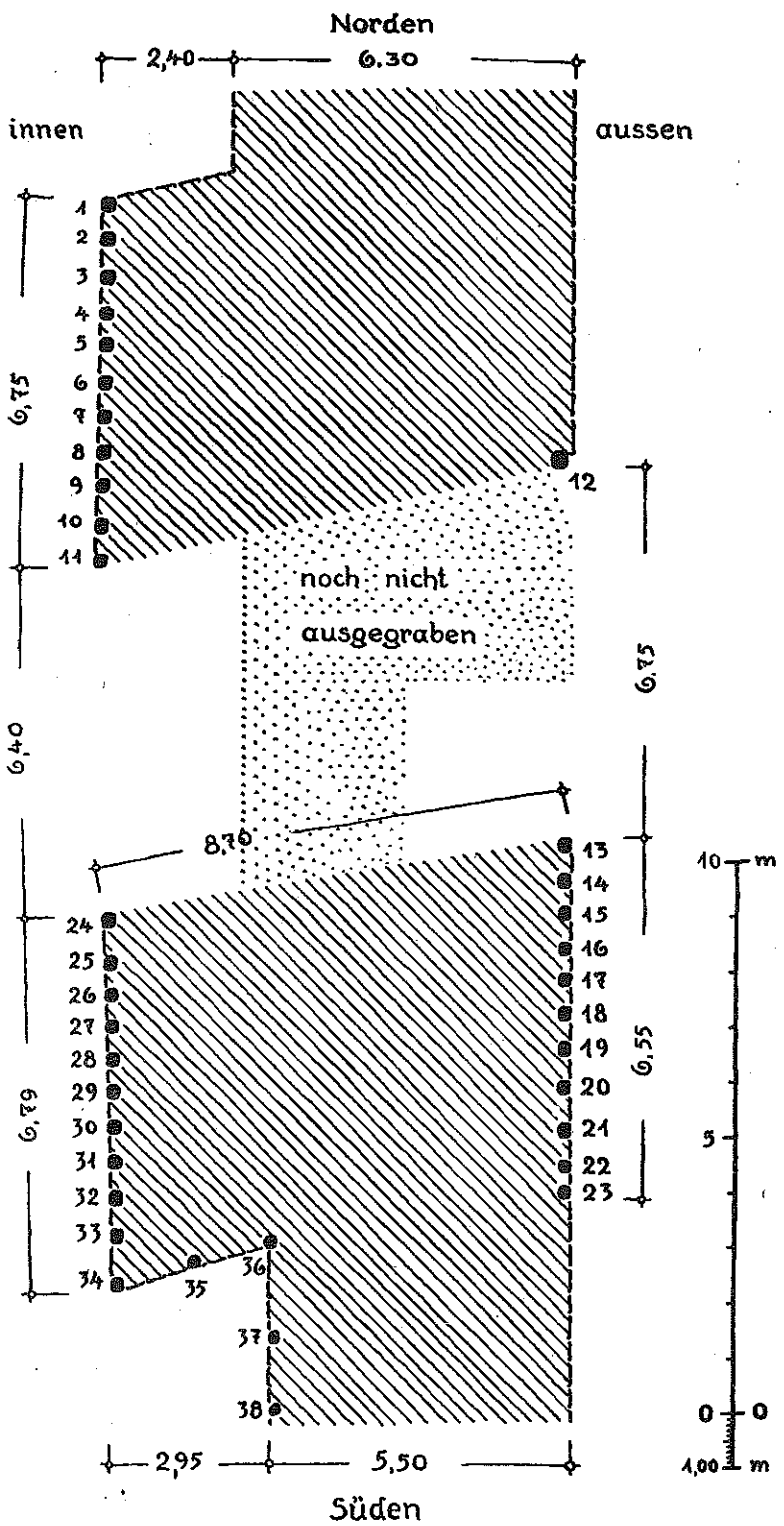


Abb. 2. Plan des Tores

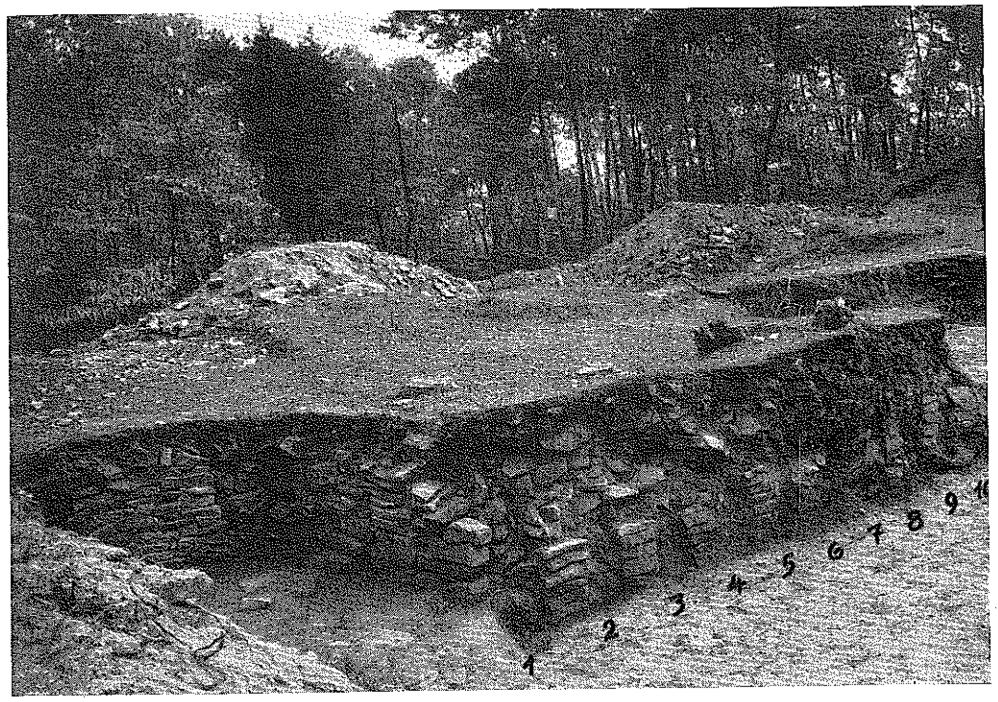


Abb. 3. Nördlicher Mauerkopf des Tores von innen (Nordwesten)

auszumauern war. Nachdem die Pfosten restlos verschwunden sind, steht die Ausmauerung jetzt wie kleine Pfeilerchen 50—90 cm hoch, getrennt durch die breiten Schlitze, in denen ehemals die Pfosten standen. Außer den Pfosten 1—11 ist am nördlichen Mauerkopf bisher nur ein einziger Pfosten (12) an der Außenecke gefunden worden. Die hier nach Norden anschließende Außenschale der Mauer ist noch mit vielen Schichten fast 2 m hoch erhalten, für eine Mauerecke ein sehr seltener und glücklicher Befund. Das Lichtbild Abb. 5 zeigt jedoch deutlich, wie brüchig und verwittert das Mauerwerk heute ist, so daß es die Freilegung wohl kaum sehr lange überdauern wird. Nicht nur, daß die einzelnen Steine durch Druck und Frost allmählich mehrfach zersprungen sind, die größere Gefährdung des letzten Bestandes bildet die völlige Lockerung des Gefüges von den untersten Schichten an durch das Herausfaulen der hölzernen Innenfüllung der Mauer und der Holzkonstruktion, von der man an den durchlaufenden Lücken zwischen den Steinen noch einige große Längs- und Querriegel erkennen kann. Unter den Steinen, die direkt an den Eckpfosten 12 anschließen, lassen einige (in Abb. 5 A B C D E bezeichnet) deutliche Bearbeitungsspuren erkennen. Sie sind durch Hammerschläge hinten ausgeklinkt, so daß sie den Pfosten hakenförmig umfassen. Dies ist bisher die einzige Stelle, wo an Steinen der Burgmauer eine Bearbeitung mit Werkzeugen nachgewiesen ist. Alle anderen Steine wurden so verwendet, wie sie aus dem Bruch kamen. Im Gegensatz zum nördlichen Mauerkopf hat der südliche außen genau wie innen eine Verstärkung durch elf Pfosten erhalten (13—23). Ein Grund für diesen Unterschied ist vorläufig noch nicht zu erkennen, am ehesten möchte man an einen Höhenunterschied beider Mauerköpfe denken, denn wenn auch anzunehmen ist, daß der eigentliche Wehrgang über dem Tor in gleicher Höhe durchlief und beide Mauerköpfe miteinander verband, so könnte doch über dem südlichen auf Grund seiner sorgfältigen Holzkonstruktion eine gedeckte Turm- oder Torwachtstube ergänzt werden. Die unterschiedliche Verwendung von Pfostengerippe und glatter Stein-

mauer war schon im Vorjahre bei den ersten Schnitten beobachtet worden und wird auch in Zukunft noch ausführlicher zu untersuchen sein, da sie mancherlei wichtige Einblicke in die Konstruktionsweise der vorgeschichtlichen Holz-Stein-Mauern erlauben wird.

Auch in dem einspringenden inneren Winkel des südlichen Mauerkopfes sind im Gegensatz zum nördlichen noch vier Pfosten (35—38) erhalten, die wesentlich weiter gestellt sind als die benachbarten Stützenreihen. Auch sie müssen einem besonderen Zwecke gedient haben, der bei der Fortsetzung der Grabung nach Süden vielleicht noch klar wird. Möglicherweise war hier eine Treppe befestigt, die in dem Winkel auf die Mauer hinaufführte.

Noch ungeklärt ist der ehemalige Zustand des eigentlichen Tordurchgangs, dessen Ausgrabung noch nicht vollständig beendet ist. Soviel ist jedoch schon zu erkennen, daß die beiden Torleibungen reine Holzwände waren. Ob sie nun in Block-, Pfahl-, Fachwerk- oder Flechtbauweise ausgeführt waren, wird vielleicht nicht mehr festzustellen sein. Schon die durch die Schlitze gesicherten Pfosten der Mauerköpfe sind im gewachsenen Boden, der hier nur aus dem Verwitterungsgeröll des anstehenden Sandsteines besteht, so gut wie unkenntlich; wenn also die Leibungswände auf noch weniger eingetieften Schwellen standen, werden ihre Spuren im Boden ebenso vollständig vergangen sein, wie oberhalb der Oberfläche. Es ist jedoch zu hoffen, daß bei völliger Freilegung des Durchlasses sich wenigstens noch Anzeichen des eigentlichen Torverschlusses finden lassen. Der über 6 m breite Torweg muß schon aus konstruktiven Gründen mindestens einmal unterteilt worden sein, wodurch zwei je 3 m breite zweiflügelige Tore entstanden wären. Eine solche Unterteilung in der Mitte wäre auch nötig als Stütze für den oben durchlaufenden Wehrgang. Über diese Einzelheiten und über die gesamte Erscheinung des Tores kann das letzte Wort erst gesprochen werden, wenn die Grabung an dieser Stelle und in dem unmittelbar davorliegenden Gelände im nächsten Jahre abgeschlossen wird.

3. Die Hoffnung, auch durch Grabungsergebnisse den Nachweis zu liefern, daß schon



Abb. 4. Pfostenschlitze am Tor

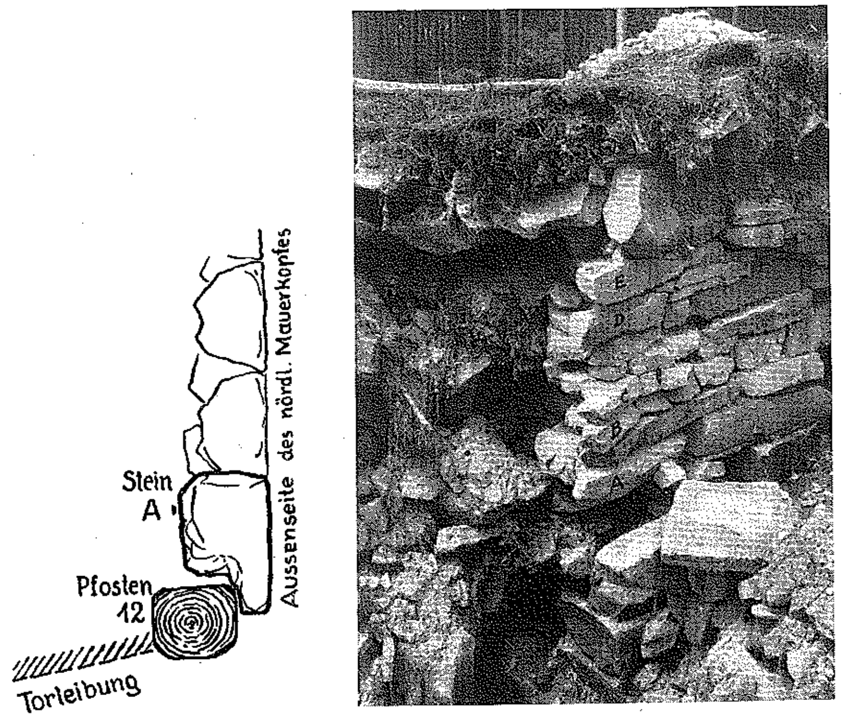


Abb. 5. Pfosten 12 an der Außenecke des nördlichen Mauerkopfes

in dem Jahrtausend vor der Ausbeutung des Ostabhanges als Steinbruch an dessen Stelle oder in unmittelbarer Nähe ein Kult ausgeübt wurde, von dem die germanischen Felsbilder nur die letzten Zeugen sind, hat durch die ersten Arbeiten oberhalb des Steinbruches neue Nahrung erhalten. Die Burgmauer-Innenflucht wurde ausgehend vom Schnitt I des Vorjahres nach Nordost auf den Steinbruch hin weiter verfolgt. Sie ist hier leider nicht sehr gut erhalten und bricht nach 25 m völlig ab. Zunächst könnte man glauben, sie sei hier völlig zerstört, jedoch nach einer Lücke von etwa 4 m setzt sie sich wieder fort, nun aber um 1,70 m nach innen versetzt, also turmartig verdickt. Damit wird der Befund dem Zustande am Tor sehr ähnlich: die 4 m breite Lücke scheint der Durchgang eines kleinen Torbaues zu sein, der nur einseitig durch einen verbreiterten Mauerkopf verstärkt ist. Diese Verstärkung ist 10,50 m lang, dann wird durch einen Rücksprung von 1,85 m wieder die durchschnittliche Mauerstärke aufgenommen. Weitere 50 m nördlich muß diese Mauerflucht jenseits der Unterbrechung durch den obersten Rand des Steinbruches (Abb. 6) mit einem stumpfen Winkel zu dem 320 m entfernten südlichen Mauerkopf des großen Tores abbiegen. Alle diese Mauerzüge werden zukünftig innen und außen noch freigelegt und dabei wird auch die Ausgestaltung sowohl der stumpfen Ecke, wie besonders auch des Vorgeländes bei beiden Toren genau festgestellt werden. Wenn sich so dicht bei dem großen Tor das Vorhandensein eines kleineren Durchlasses zur Gewißheit erheben läßt, dürfte damit allein schon ein bedeutsamer Hinweis auf außergewöhnliche Zusammenhänge zwischen dem Burgwall und dem Felsen vor seiner Ostecke gegeben sein. Außen sind diese Zusammenhänge für immer zerstört, denn wie der Fels aussah, bevor er dem Steinbruch zum Opfer fiel — ob er beispielsweise hier an der Ecke wie eine Bastion steil vorragte und gerade deshalb zum Abbau besonders geeignet war —, wird sich nie mehr feststellen lassen. Wohl aber kann innerhalb der Burgmauer durch eine Flächengrabung in dieser Ostecke noch manche Klärung gewonnen werden.

mauer war schon im Vorjahre bei den ersten Schnitten beobachtet worden und wird auch in Zukunft noch ausführlicher zu untersuchen sein, da sie mancherlei wichtige Einblicke in die Konstruktionsweise der vorgeschichtlichen Holz-Stein-Mauern erlauben wird.

Auch in dem einspringenden inneren Winkel des südlichen Mauerkopfes sind im Gegensatz zum nördlichen noch vier Pfosten (35—38) erhalten, die wesentlich weiter gestellt sind als die benachbarten Stützenreihen. Auch sie müssen einem besonderen Zwecke gedient haben, der bei der Fortsetzung der Grabung nach Süden vielleicht noch klar wird. Möglicherweise war hier eine Treppe befestigt, die in dem Winkel auf die Mauer hinaufführte.

Noch ungeklärt ist der ehemalige Zustand des eigentlichen Tordurchgangs, dessen Ausgrabung noch nicht vollständig beendet ist. Soviel ist jedoch schon zu erkennen, daß die beiden Torleibungen reine Holzwände waren. Ob sie nun in Block-, Pfahl-, Fachwerk- oder Flechtbauweise ausgeführt waren, wird vielleicht nicht mehr festzustellen sein. Schon die durch die Schlitze gesicherten Pfosten der Mauerköpfe sind im gewachsenen Boden, der hier nur aus dem Verwitterungsgeröll des anstehenden Sandsteines besteht, so gut wie unkenntlich; wenn also die Leibungswände auf noch weniger eingetieften Schwellen standen, werden ihre Spuren im Boden ebenso vollständig vergangen sein, wie oberhalb der Oberfläche. Es ist jedoch zu hoffen, daß bei völliger Freilegung des Durchlasses sich wenigstens noch Anzeichen des eigentlichen Torverschlusses finden lassen. Der über 6 m breite Torweg muß schon aus konstruktiven Gründen mindestens einmal unterteilt worden sein, wodurch zwei je 3 m breite zweiflügelige Tore entstanden wären. Eine solche Unterteilung in der Mitte wäre auch nötig als Stütze für den oben durchlaufenden Wehrgang. Über diese Einzelheiten und über die gesamte Erscheinung des Tores kann das letzte Wort erst gesprochen werden, wenn die Grabung an dieser Stelle und in dem unmittelbar davorliegenden Gelände im nächsten Jahre abgeschlossen wird.

3. Die Hoffnung, auch durch Grabungsergebnisse den Nachweis zu liefern, daß schon



Abb. 4. Pfostenschlitze am Tor

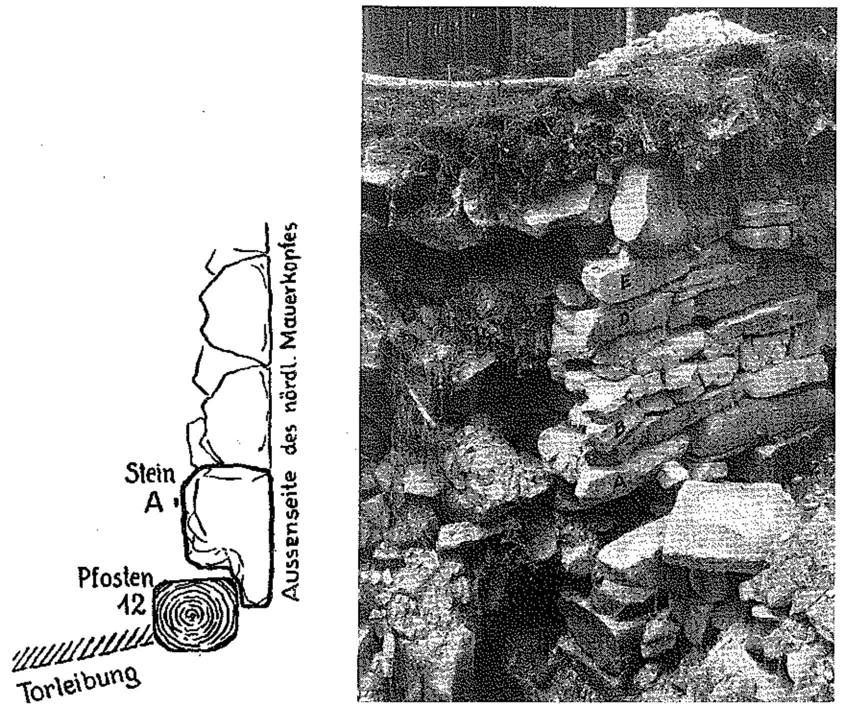


Abb. 5. Pfosten 12 an der Außenecke des nördlichen Mauerkopfes

in dem Jahrtausend vor der Ausbeutung des Osthanges als Steinbruch an dessen Stelle oder in unmittelbarer Nähe ein Kult ausgeübt wurde, von dem die germanischen Felsbilder nur die letzten Zeugen sind, hat durch die ersten Arbeiten oberhalb des Steinbruches neue Nahrung erhalten. Die Burgmauer-Innenflucht wurde ausgehend vom Schnitt I des Vorjahres nach Nordost auf den Steinbruch hin weiter verfolgt. Sie ist hier leider nicht sehr gut erhalten und bricht nach 25 m völlig ab. Zunächst könnte man glauben, sie sei hier völlig zerstört, jedoch nach einer Lücke von etwa 4 m setzt sie sich wieder fort, nun aber um 1,70 m nach innen versetzt, also turmartig verdickt. Damit wird der Befund dem Zustande am Tor sehr ähnlich: die 4 m breite Lücke scheint der Durchgang eines kleinen Torbaues zu sein, der nur einseitig durch einen verbreiterten Mauerkopf verstärkt ist. Diese Verstärkung ist 10,50 m lang, dann wird durch einen Rücksprung von 1,85 m wieder die durchschnittliche Mauerstärke aufgenommen. Weitere 50 m nördlich muß diese Mauerflucht jenseits der Unterbrechung durch den obersten Rand des Steinbruches (Abb. 6) mit einem stumpfen Winkel zu dem 320 m entfernten südlichen Mauerkopf des großen Tores abbiegen. Alle diese Mauerzüge werden zukünftig innen und außen noch freigelegt und dabei wird auch die Ausgestaltung sowohl der stumpfen Ecke, wie besonders auch des Vorgeländes bei beiden Toren genau festgestellt werden. Wenn sich so dicht bei dem großen Tor das Vorhandensein eines kleineren Durchlasses zur Gewißheit erheben läßt, dürfte damit allein schon ein bedeutsamer Hinweis auf außergewöhnliche Zusammenhänge zwischen dem Burgwall und dem Felsen vor seiner Ostecke gegeben sein. Außen sind diese Zusammenhänge für immer zerstört, denn wie der Fels aussah, bevor er dem Steinbruch zum Opfer fiel — ob er beispielsweise hier an der Ecke wie eine Bastion steil vorragte und gerade deshalb zum Abbau besonders geeignet war —, wird sich nie mehr feststellen lassen. Wohl aber kann innerhalb der Burgmauer durch eine Flächengrabung in dieser Ostecke noch manche Klärung gewonnen werden.

Wieder wie bisher gebührt der Reichsarbeitsdienst-Abteilung 5/320 unter Oberstfeldmeister G a u c h besonderer Dank für die Bereitstellung eines Zuges, der in der Zeit vom 14. 9. 1938 bis 22. 5. 1939 trotz der in diesem Winter recht ungünstigen Witterung den vorgesehenen Arbeitsabschnitt planmäßig erledigte. Die örtliche Leitung übernahm wieder ᛋᛋ-Oberscharführer L ö h a u s e n, cand. phil. K. W. K a i s e r half ihm bei der Bearbeitung der Kleinfunde.

Das Recht der Frau bei den Germanen

Von F. Cornelius

Alle alten Nachrichten stimmen darin überein, daß die Stellung der Frau bei den Germanen eine überaus geachtete war. In seltsamem Gegensatz dazu steht scheinbar, was wir von der rechtlichen Stellung der Frau erfahren. Nach der herrschenden Auffassung war die Frau rechtlich bloß Sache: sie wurde gekauft und gelegentlich verkauft, stand lebenslang unter Vormundschaft wie ein Kind und konnte keine selbständige Rechtshandlung vornehmen. Ein schreiender Widerspruch! Er wäre nur verständlich, wenn die Germanen ein Recht gehabt hätten, das ihnen von außen aufgenötigt worden wäre und mit ihren sittlichen Begriffen nicht übereingestimmt hätte. Nachdem aber das germanische Recht aus demselben Urgrunde des eigenen Volkstums hervorgewachsen war wie die Volkssitte, so müssen auch in beiden die gleichen Auffassungen walten. Der Widerspruch muß ein Fehler der Überlieferung oder unserer Ausdeutung sein.

Tatsächlich hat das Recht der Germanen die Frau sehr viel bessergestellt als selbst das heutige Recht. Es ist nur dadurch in falsches Licht gerückt und mißverstanden worden, weil man ihm Begriffe des römischen Rechtes unterlegte, die man als allgemein gültig ansah. Um eine unbefangene Betrachtung des altgermanischen Rechtes zu erreichen, müssen wir uns von den Einseitigkeiten und künstlichen Begriffsbildungen des römischen Rechtes freimachen.

Das römische Recht war ein System von Machtbefugnissen, das germanische ein Gefüge von Treupflichten. Dieser große Gegensatz kommt gerade in der Stellung der Frau am stärksten zur Geltung. So war die Frau des Römers bei der normalen Eheform „in der Hand" des Mannes. Dies bedeutet eine bestimmt umgrenzte Verfügungsgewalt über die Frau und ihr Vermögen. Die germanische Frau dagegen war erst als Tochter, dann als Gattin unter männlicher Obhut („Munt"): der Mann hatte die Schutzpflicht ihr gegenüber und deswegen die Vertretung der Frau in allen Rechtshändeln. Ganz deutlich ist diese Auffassung in dem dritten Gudrunlied der Edda. Gudrun klagt, daß sie ihr Recht selber verfechten müsse: hätte ich noch Brüder, so würde mir diese Schmach erspart. Denn diese würden mit ihrem Schwerte für meine Ehre einstehen. Es ist zwar nicht das öffentliche Gericht, sondern das Hausgericht, vor welchem Gudrun angeklagt ist und sich reinigen muß; aber die Stelle zeigt, daß die Frau nach germanischer Sitte nicht deswegen in der Regel nicht zum Prozeß kam, weil man ihr weniger Recht zugebilligt hätte, sondern weil man den Prozeß als Kampf betrachtete, vor welchem die Frau zu behüten Pflicht des Mannes und des Sippengenossen war. Führte doch der germanische Mann in der Regel die Entscheidung des Rechtsstreites durch gerichtlichen Zweikampf herbei. Von dieser Art der Prozeßführung waren die Frauen naturnotwendig ausgeschlossen.

Nur dann kehrte sich die Schutzgewalt der Verwandten in eine Strafgewalt, wenn die Frau durch eine ehrlose Handlung die Sippe beschimpfte. So wurden oft bei unehelichen Verbindungen das Mädchen und sein Verführer wegen Sippenschimpfs erschlagen, wovon

das Volkslied noch manche Erinnerung bewahrt hat[1]. Doch galt dem Germanen hier wie sonst nur die verheimlichte Tat als ehrlos; daher verstieß Entführung nicht wider die Ehre, sondern war ursprünglich ein Beginn rechtmäßiger Ehe.

Die Schutzgewalt ging bei der Heirat vom Vater oder den Brüdern auf den Ehemann über. Dieser hatte dafür eine bei der Verlobung bestimmte, meist ziemlich hohe Summe zu erlegen. Man nannte daher die Heirat in der regelmäßigen Form Frauenkauf. Aber mit einem Kauf in unserem Sinne hat der Vorgang nichts zu tun; sondern der auswärtige Beobachter beschrieb ihn mit den Worten: Die Mitgift gibt nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Gattin. Dies stimmt genau mit dem Brauch überein, wie ihn die einheimischen Quellen erkennen lassen. Was bei der Verlobung bedungen wurde, das war nicht ein Kaufpreis für die Frau, der ihren Eltern zufiel, sondern das Wittum, das der Mann als Sondervermögen für die Frau in den Haushalt einzubringen hatte und das der Frau zufiel, wenn die Ehe durch Tod des Mannes oder sonst aus irgendeinem Grunde gelöst wurde. Der Unterschied gegen die heutige Sitte war, daß niemand eine Frau um ihres Geldes wegen heiraten konnte, da sie vom Vater nichts mitbekam, sondern vielmehr der Mann sie auszustatten hatte. Außerdem sicherte das Wittum die Frau gegen willkürliche Verstoßung — denn wenn der Ehemann die Ehe auflöste, so wurde er schuldig, das Wittum auszubezahlen. Die angebliche Kaufehe war also viel besser geeignet als die angeblich sakramentale Ehe des späteren Rechtes, die Würde des Weibes zu wahren und es vor Willkür in der Ehe zu schützen.

Die Verlobung wurde zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut verhandelt. Daran hat erst das liberale Zeitalter Anstoß genommen. Aber schon die altgermanische Sitte mißbilligte es, wenn die Braut wider ihren Willen vergeben wurde; oft genug wird in den Sagas ausgeführt, welches Unheil aus solcher Zwangsehe entstehen konnte. Trotzdem war die rechtliche Regelung den Verhältnissen angemessen. Denn eine spröde nordische Jungfrau pflegt auch heute noch jede unmittelbare Liebesfrage zu verneinen — um so schroffer, je heißer sie liebt. Daher in heutiger Zeit gerade Mädchen der vorzüglichsten Rasse so oft unvermählt bleiben. Sie können sich nicht zu rechter Zeit erschließen; sie bedürfen gerade zum Einfädeln einer Ehe einer hilfreichen männlichen Hand. Die germanische Form der Verlobung war daher für die Rassenauslese weit besser als die heutige. Erst recht aber ist eine liebende Braut ungeeignet, über die künftigen materiellen Voraussetzungen ihres Hausstandes zu unterhandeln; wie sollte sie dem Manne, dem sie vertraut, nicht alle Sorgen anheimstellen. Es war daher kein Zeichen minderer Achtung für das Weib, daß diese Verhandlungen nicht mit ihr selbst, sondern mit denjenigen ihrer Verwandten geführt wurden, denen sie zum Schutze anvertraut war.

Gegen ein Überhandnehmen von erzwungenen Ehen schützte außerdem die Möglichkeit, durch Entführung eine gültige Ehe zu schließen. Denn die Ehe war für die Germanen kein Vertrag, sondern eine lebendige Gemeinschaft. In der Regel war die Ehe die Erfüllung des Verlobungsvertrages, aber sie konnte auch ohne vorhergehenden Vertrag zustande kommen. Das germanische Recht war darin viel logischer als das für seine Logik so vielgerühmte römische, welches den Vertrag, der die Ehe bezweckt (eben die Verlobung) und die Ehe selbst durcheinandergeworfen hat. Der Widersinn, eine Ehe, also ein Lebensverhältnis mit tatsächlichen Folgen, könne rechtlich nichtig sein, ist erst durch den logischen Fehler der Romanisten im Ausgangspunkte verursacht; das mittelalterliche Recht hatte ihn allerdings nötig, um das kirchliche Verbot der Ehescheidung zu umgehen.

Das germanische Recht kannte keine schriftliche Eheschließung und keine standesamtlichen

[1] Den Wert, den die Jungfräulichkeit in den Augen der Germanen hatte, zeigt der Brauch der Morgengabe, welche die Jungfrau, nicht aber die zum zweiten Male heiratende Witwe am Morgen nach der Hochzeitsnacht empfing. Die Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Tacitus in diesem Punkte sind also unberechtigt.

Urkunden. Waren die Zeugen des Eheschlusses gestorben, so wäre es nicht mehr möglich gewesen, die Gültigkeit der Ehe zu beweisen. Daher bestimmte das Recht, daß ein Paar, das drei Winter zusammen gelebt hatte, als verheiratet zu betrachten sei. Dadurch war die Möglichkeit zu einem formlosen Eheschluß gegeben. Wieder wirkte sich diese Einrichtung sehr zum Schutze der Frau aus. Ein langjähriges Konkubinat unterschied sich nicht mehr von einer gesetzlich geschlossenen Ehe; es legte dem Manne die Pflichten des Ehegatten auf — der Frau aber auch die Pflicht der ehelichen Treue. Auch diese formlose Ehe scheint mir erst aus Rücksicht auf den formalen Zölibatsbegriff des kanonischen Rechtes beseitigt worden zu sein. Übrigens ist mir kein Zeugnis bekannt, daß die Germanen auf den formlosen Eheschluß den sachenrechtlichen Begriff der Ersitzung angewendet hätten, wie es das römische Recht getan hat. Denn dem logischen Sinne der Germanen widerstrebte es, ungleichartige Dinge um äußerlicher Ähnlichkeit willen zusammenzufassen.

Fürchterlich scheint uns Heutigen das Recht des Eheschwertes: der Ehemann konnte seine Frau im Falle des Ehebruches töten und hatte auch sonst bei Missetaten die Strafgewalt über sie, — wie er umgekehrt den Volksgenossen gegenüber die Taten seiner Gattin zu vertreten hatte, als ob es seine eigenen wären. Diese Strenge gegen sittliche Verfehlungen der Frau war bis zum Sieg des Liberalismus allgemein; noch Goethe stellt ja in den Mitschuldigen den Buhler, der die Frau des andern nur geküßt hat, schon mit dem Dieb auf eine Stufe. Gerade in der Beurteilung des Ehebruchs der Frau war kein wesentlicher Unterschied zwischen germanischem und echtem römischem Recht. Aber daraus folgt nicht, daß die Germanen das Recht des Gatten an seine Gemahlin als ein Eigentum aufgefaßt hätten. Wohl drückt das Volk bis heute die eheliche Verbindung durch die Wendung aus „Du sollst mein eigen sein", aber dies ist gegenseitig gemeint: „Dû bist mîn, ich bin dîn" heißt es im ältesten Volkslied. Dies Wechselverhältnis schließt es aus, daß das Wort „eigen" im sachenrechtlichen Sinn gemeint wäre.

Zudem ist das germanische Recht das einzige, das auch der Frau einen Anspruch auf die Treue des Mannes gab. Es faßte den Ehebruch des Mannes als Beleidigung der Frau und ihrer Sippe auf. Und Beleidigung war im alten Rechte keine so geringfügige Sache wie heute; sie führte zu blutiger Fehde. Somit war auch die Treue des Mannes im alten germanischen Rechte weit besser gesichert als in der späteren Zeit der Rechtsverwirrung.

Nun wird aber berichtet, daß ein Gatte sein Weib und Kind zur Deckung seiner Schulden verkaufen konnte. Man sieht darin den Ausdruck einer rein sachenmäßigen Wertung der Frau. Aber auch in diesem Falle führt die Unterstellung römischer Begriffe unser Urteil irre. Es handelt sich um nichts anderes, als wenn im heutigen Recht die Ehegatten für eine hypothekarische Schuld gemeinsam haften. Denn die Unfreiheit der Germanen war nicht dasselbe wie die römische Sklaverei. Der Unfreie war Hintersasse und Knecht. Er hatte für seinen Herrn zu arbeiten, aber er hatte in der Regel seine eigene Familie. Die Schuldknechtschaft der Germanen umfaßte nur die Arbeitsleistung, nicht das sexuelle Leben. Römische Sklavenhändler haben sie freilich anders ausgelegt.

Überhaupt war dem Germanen der römische Begriff der Sache fremd. Denn dieser Begriff gehört zu den lebensfremden Konstruktionen. Das Ungleichartigste: Boden und Geld, Werkzeug und Vieh, und ehemals auch noch das Gesinde sind da unter denselben Begriff zusammengefaßt. Daher sich die allgemeinen Regeln des Sachenrechts durch die mannigfaltigsten Ausnahmen einschränken lassen müssen. Der Fehler in der ersten Begriffsbildung verursacht die Unübersichtlichkeit des römischen Rechtes. Seine Logik liegt nur in der Formulierung der einzelnen Rechtssätze; als System ist es weit weniger logisch als das einfache germanische Recht. Dieses kannte zwar das Wort Sache, das jedoch allgemein den Gegenstand eines Prozesses bezeichnete. Im übrigen unterschied es Boden und „Fahrnis", und letzterer Begriff umfaßte die Erzeugnisse der menschlichen

Arbeit (auch die Gebäude). Nirgends wird die Ehefrau einem dieser beiden Arten von Besitz zugerechnet.

Die angebliche Entrechtung der Ehefrau im germanischen Rechte stellt sich also bei näherem Zusehen als Mißverständnis heraus. Man hat römische Rechtsvorstellungen irrig auf das germanische Leben angewendet. In Wahrheit war das germanische Recht in viel höherem Grade als jedes frühere und jedes spätere Rechtsgefüge darauf bedacht und dazu geeignet, die Ehre und Würde der Frauen zu schützen. Deswegen hat sich unter seiner Geltung die reine germanische Sittlichkeit entwickelt, die schon Tacitus bewundert hat. Der rassische Wert und der Kinderreichtum der Germanen, durch welche sie über die verfaulende Welt des Altertums gesiegt haben, waren eine Frucht der strengen sittlichen Zucht, die dieses Recht bewirkte.

Ulbretter- und Sinnbildforschung im Niederländischen Friesland

Von Klaes Sierksma, Ljouwert

Wie Herman Wirth schon behauptete, gibt es viele und ganz verschiedene Ulbretter, die über die ganze Provinz Friesland verbreitet sind. Die Fülle und Verschiedenheit ist so groß, daß eine vollständige Sammlung wohl etwa 300 bis 400 Nummern zählen würde. Ich selbst zeichne und photographiere jetzt etwa anderthalb Jahre in meinen Ferien und habe etwa 150 verschiedene Ulbretterabbildungen gesammelt.

Wenn man diese Sammlung durchgeht oder schon wenn man aufmerksam eine Autofahrt macht, wird man bald zwei oder drei, vielleicht vier Formen entdecken, die häufig angewendet sind.

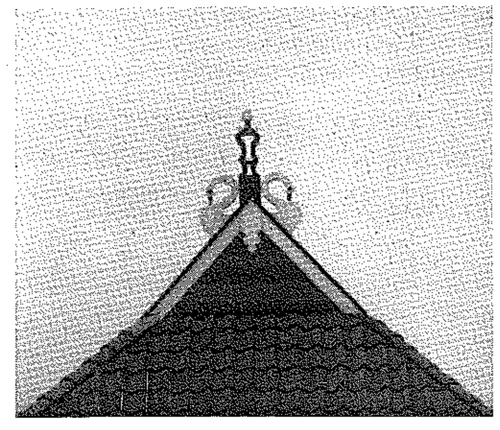


Abb. 1. Oelebord Poppingawier

Wir geben davon die Abbildungen 1, 2, 6 und 8. Abb. 1 zeigt uns die Form, die wohl am häufigsten zu finden ist. Sie kommt nur selten im Stammesland der Friesen, südlich vom Städtchen Frjentsjer vor; hauptsächlich ist sie, wie die Karte zeigt, über das Sand- und Hochmoorgebiet verbreitet. Es gibt da fast keinen Hof ohne ein solches Ulbrett wie das abgebildete. Leider ist es mir bisher noch nicht gelungen, eine Erklärung der Hauptform zu finden.

Schwäne (für die Schwanforschung vergleiche man auch Germanien 1933, Heft 6, 7 und 8) — sie fehlen fast niemals am friesischen Ulbrett oder Giebelzierde — kommen oft in der germanischen Glaubenswelt vor. Doch sind sie nirgends in der Fülle wie hier als uraltes Volksgut bewahrt geblieben, und man darf sie vielleicht als ein friesisches Stammessymbol ansprechen; im Volkserleben spielen sie eine große Rolle. So erzählt man, daß die kleinen *Kinder* auf einem Schifflein in diese Welt gebracht werden, das ganz weiß ist und von *zwei Schwänen* gezogen wird.

Wir sehen am Ulbrett jetzt noch ein uraltes Symbol, das zwar hier und da in der ganzen nordischen Welt zu finden ist, aber vielleicht auch wieder am häufigsten in Fries-

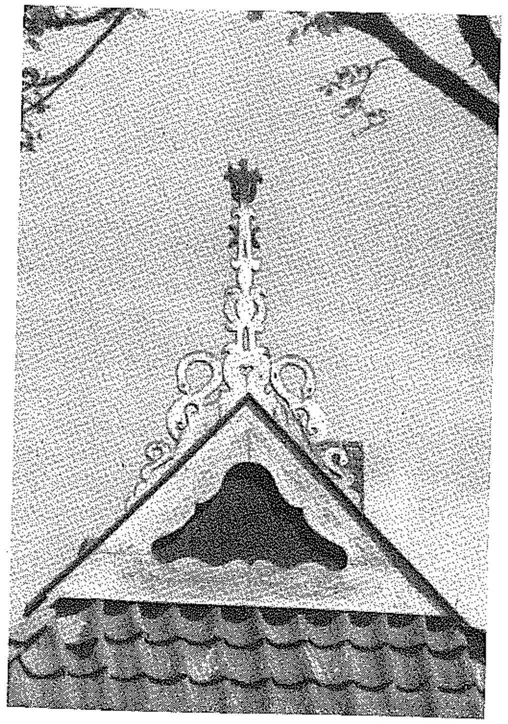


Abb. 2.

land. Ich meine das Dreiblatt, das nicht nur fast alle Ulbretter krönt, sondern auch oft, wie hier, in umgedrehter Stellung angewendet ist. Der Teil in der Mitte heißt Tsjelk „Kelch". Was er eigentlich bedeutet, ist mir nicht bekannt.

Auf Abbildung 2 finden wir vier Schwäne; zwei tragen wieder sförmige Ausschneidungen. Eine solche Gruppe von Schwänen fand ich sonst nirgends. Aber das Mittelstück zwischen den Schwänen findet man öfters. Ich kenne etwa 40 Ulbretter mit ähnlicher Grundform. Wenn wir von oben nach unten die einzelnen Teile betrachten, so begegnen wir zuerst einem Männchen. Unzweifelhaft haben wir hier ein ᛘ-Männchen vor uns. Dies wird noch deutlicher, wenn man dieses Männchen als Giebelzeichen ohne weitere Zutat findet (Abb. 3). Hier haben wir also die ᛘ-Rune in versinnlichter Form, die sich sonst als „Dreizahn" entwickelte. Diesen Dreizahn findet man oft in der Umgebung der Dörfer Staphorst und Havelte, einer friesischen Landschaft in der Nähe von Zwolle, in der aber die friesische Sprache verlorenging. Abb. 4 zeigt solch ein Ulbrett. Auch die Zwischenform zwischen Abb. 4 und 4 fanden wir in dieser Gegend, wie Abb. 5 zeigt.

Weiter nach unten gehend, finden wir zuerst vier Halbmonde in dieser Stellung:)○(. Die Halbmonde sind bekannte Lichtsymbole.

Nun folgt wieder etwas Rätselhaftes; wir glauben, darin eine Kröte sehen zu dürfen. Und das Ganze wird von zwei Vögeln getragen, die rücklings verbunden sind und das Herz der Mutter Erde umfassen.

Diese Ulbretterform findet man in einem verhältnismäßig kleinen Kreis in der Gegend der friesischen Stadt Snits. Obwohl sie nur in diesem Kreis zu finden ist, darf man wohl kaum behaupten, sie sei das Phantasieprodukt eines Dorfzimmermannes.

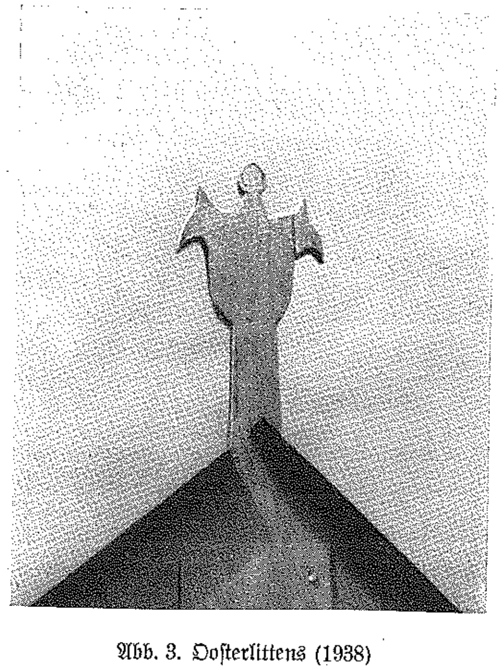


Abb. 3. Oosterlittens (1938)

Die dritte Ulbrettgestalt, die wir besprechen wollen (Abb. 6), haben wir auch auf der Karte gezeichnet. Man beachte aber, daß es in Ermangelung eingehenderen Studiums nur eine ganz vorläufige Wiedergabe ist.

Das Ulbrett der Abbildung hat die beiden Schwäne verloren; dies hat aber den Vorteil, daß man nun die Hauptform besser

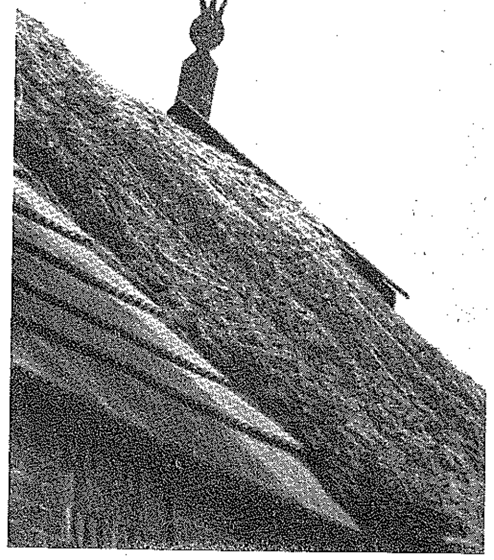


Abb. 4. Nyeveenster Bovenboer (1938)

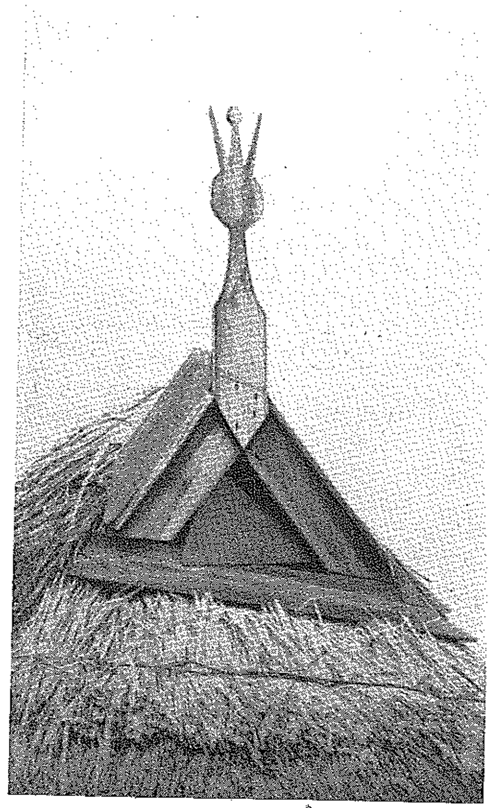


Abb. 5. Nyeveenster Bovenboer (1938)

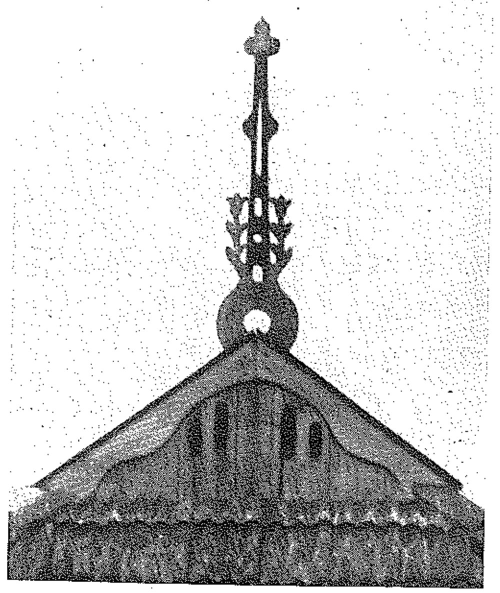


Abb. 6.

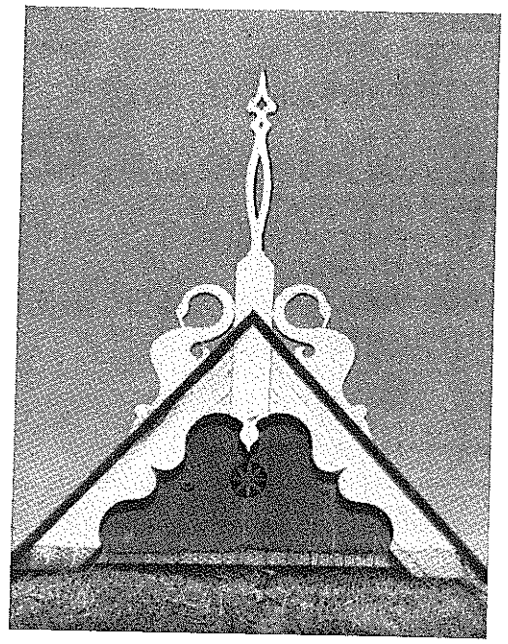


Abb. 8. Oelebord Brouwenparochie (1938)

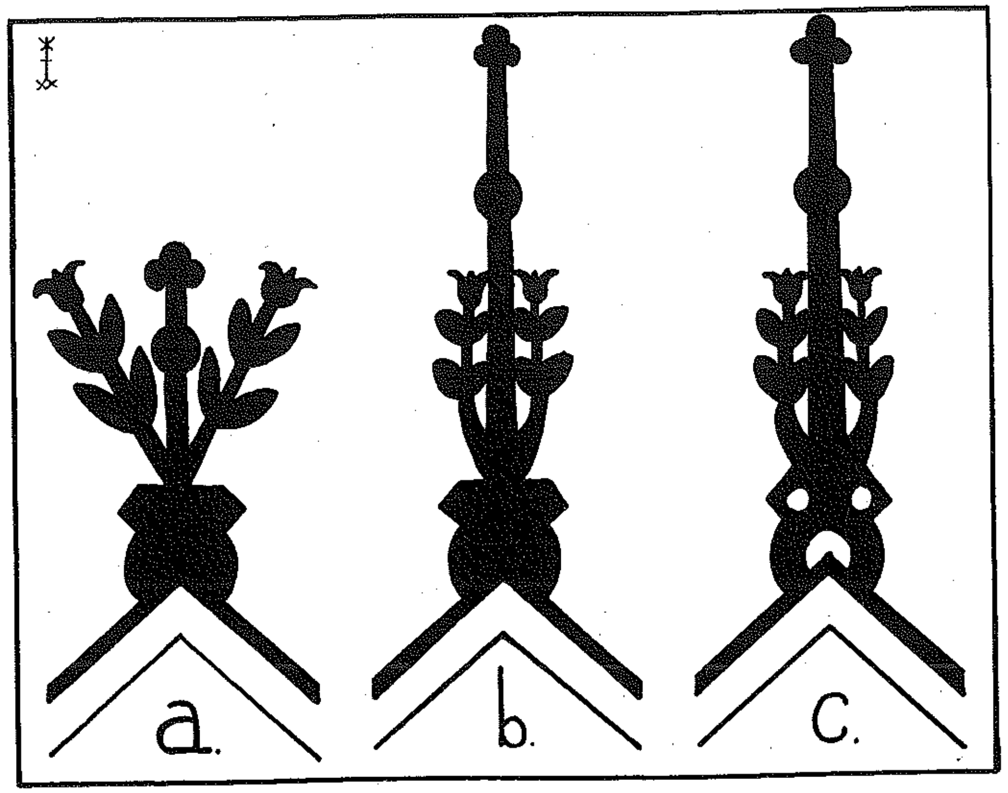


Abb. 7.

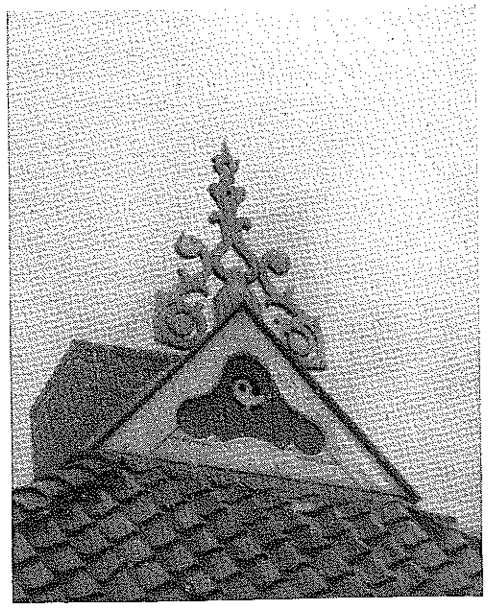


Abb. 9. Oelebord Folsgara (1938)

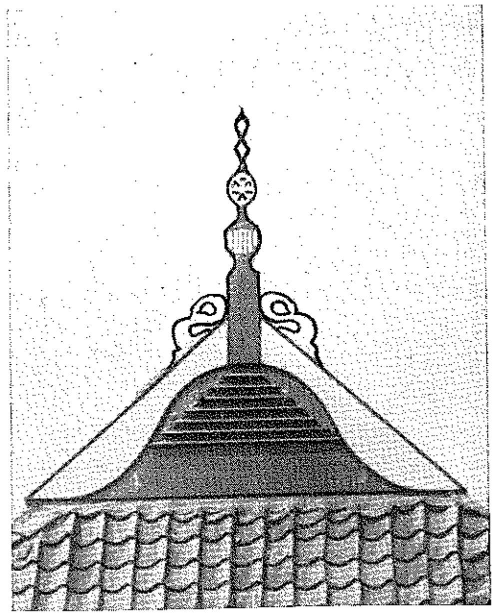
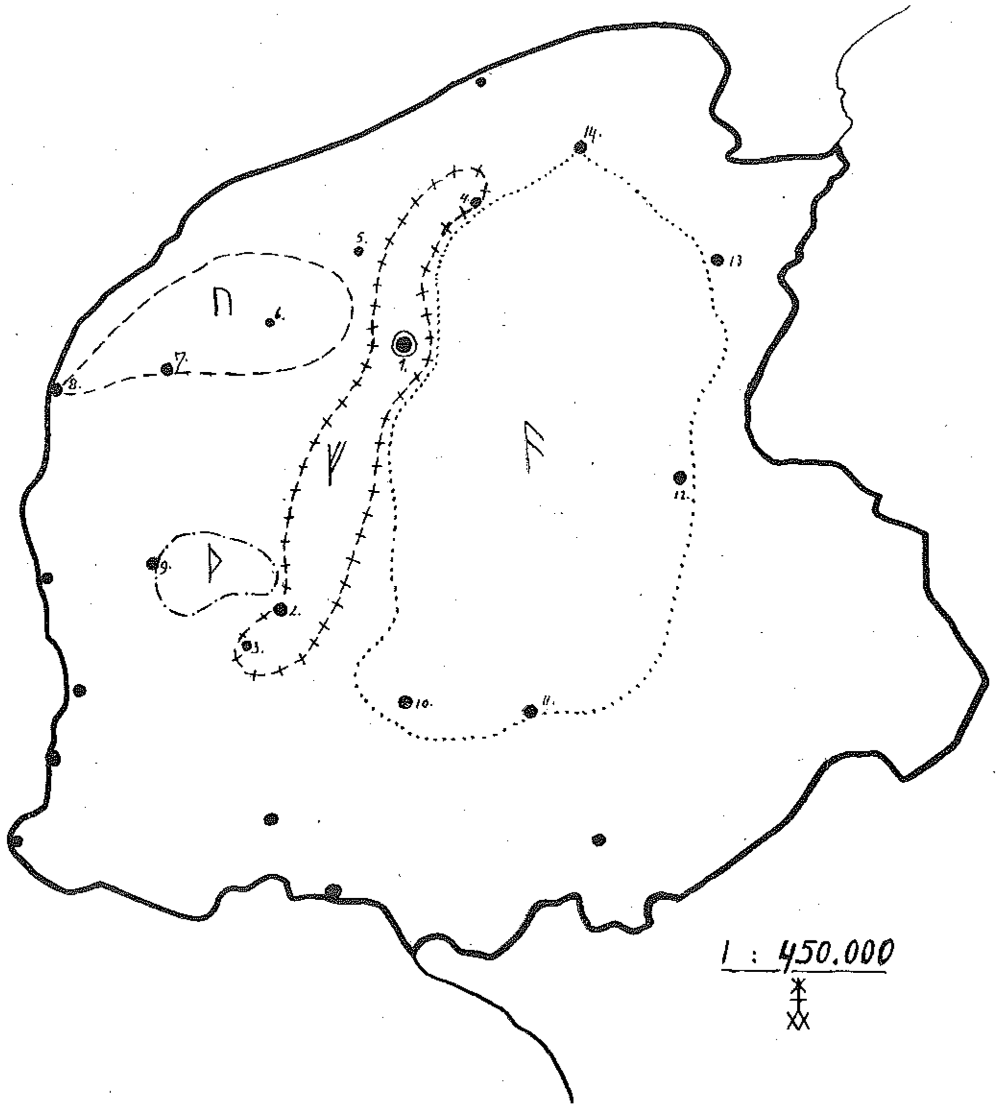


Abb. 10. Oelebord Byperkerk (1938)



Niederl. Provinz Friesland. (Die Namen sind auf Friesisch geschrieben.)
1. Ljouwert (Leuwarden); 2. Snits; 3. Drylst; 4. Birdaerd; 5. Stiens; 6. Menaem; 7. Frjentsjer; 8. Harns
9. Boahert; 10. De Jouver; 11. Hearrenfean; 12. Drachten; 13. Bûtenpost; 14. Dockum.

ᚴ Uhlbretterform wie in Abb. 7c; ᚦ Uhlbretterform wie in Abb. 2;
ᚢ " " " " 8; ᚠ " " " " 1.

unterscheiden kann. Es zeigt wieder das Dreiblatt; dies steht auf einer Säule, in der die Öffnungen ausgespart sind.

Am häufigsten findet man eine Form, deren unterer Teil ähnlich der in Abb. 7c ist. Auch begegnet man manchmal der Form in Abb. 7b, wo der untere Teil nicht durchbohrt ist. Es ist dies eine Urne, ein Krug. Aus ihr kommt der dreisprossige Lebensbaum, der öfters noch weitere Symbole trägt.

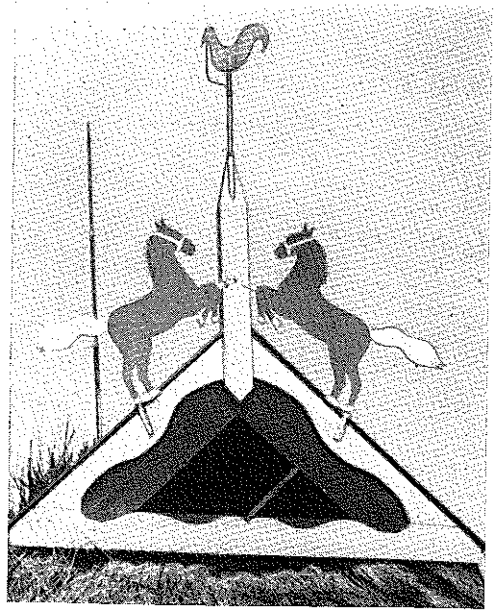


Abb. 11. Oelebord te Oldebeckoop (1938)

Die vierte Form (Abb. 8) kann ich im einzelnen nicht deuten.

Außer den vier Hauptformen gibt es eine solche Fülle von Symbolen, daß es nicht möglich ist, alle zu nennen. Nur drei Abbildungen möchte ich als Beispiel noch vorlegen:

Abb. 9 zeigt ein Ulbrett, dessen Formen ganz schwierig zu deuten sind; es handelt sich aber um das „Ulenloch", das hier von einem Vogel ausgefüllt ist. Es ist ein Sinnbild, das vielleicht nur an eine Gegend gebunden ist.

Als besonderes Symbol ist auch der R o st zu bezeichnen (Abb. 10), den man häufig findet. Neben ihm finden wir hier auch noch die Odal-Schleife ᛟ, das Malkreuz × und das Sonnenrad — ein schönes Sinnbild!

Zum Schluß die Abbildung eines Ulbrettes aus einer Gegend, die stark unter sächsischem Einfluß gestanden hat (Abb. 11). Es zeigt aber nicht nur zwei Pferdeköpfe, sondern zwei vollständige Pferde. Der Wetterhahn, das alte Lichtsymbol, steht hoch oben über den Tieren.

Die Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10 und 11 sind nach Aufnahmen des Herrn W. F. van Heemskerck Düker, Abb. 6 nach einer solchen des Herrn F. E. Farwerck wiedergegeben.

Einige Bemerkungen zum Nehmtener Runenstabkalender

Von Adolf Hofe

Im Juniheft von „Germanien" veröffentlichte P. A. Herrmann einen bisher der Forschung unbekannten nordischen Runenkalender. Dieser Fall zeigt, daß hier und dort auch auf deutschem Boden immer noch wichtige Altertümer verborgen sind. Der Nehmtener Kalenderstab, der in seiner Gesamteinrichtung von Herrmann richtig gedeutet ist, macht aber noch einige Einzelbemerkungen nötig.

Es sei zunächst gestattet, einige Versehen richtig zu stellen. S. 268 steht in der Erklärung unter Abb. 2 beim 19. Januar irrtümlich Erik, in der Erklärung des Kalendariums S. 271 dagegen richtig Heinrich. In der Erklärung des Kalendariums S. 271 ist das beim 15. Februar stehende Festzeichen als Axt, in der Erklärung der Abb. 5 auf S. 275 dagegen als Trompete bezeichnet. Das Normaljahr für den Anfang des 28jährigen Sonnenzyklus war nicht das Jahr 29 v. Zeitw., wie es auf S. 263 heißt, sondern das Jahr 9 v. Zeitw. In der Erklärung zu Abb. 2 wird die Runenreihe für die Goldene Zahl durch die Worte „Mondphasen nach pentadischem System" und in der Erklärung zu Abb. 3 die gesamte Reihe der 19 Runenzeichen durch die Worte „Pentadisches Zahlensystem von 19—1" erläutert. Ein pentadisches System, d. h. eine Ziffernreihe, die von Fünf zu Fünf ihre Kennzeichen ändert, findet sich z. B. auf Stabkalendern aus Västergötland angebracht. Auf dem Nehmtener Stabe sind aber grade die Goldenen Zahlen durch die auch sonst übliche Runenreihe mit den Zahlenwerten von 1 bis 19 ausgedrückt. Auf S. 268 heißt es, daß in der Reihe des Sonnenzyklus das a in der alten

Form ᚨ statt in der sonst auf dem Stabe verwendeten jüngeren Form wiedergegeben sei. Die Runenzeichen, die auf den Runenkalendern Zahlenwert haben, sind, wie dies auf andern Runenkalendern vorkommt, auch auf dem Nehmtener Stab in den einzelnen Rubriken teilweise verschieden geformt. So erscheint das Runenzeichen für f mit dem Zahlenwert 1 in der Reihe der Sonntagsbuchstaben als ᛘ, in der Reihe des Sonnenzyklus als ᚠ. Das Runenzeichen für a mit dem Zahlenwert 4 ist dagegen in beiden Reihen gleichmäßig als ᚼ geformt.

S. 276 in Anm. 10 (übrigens bezieht sich die Anm. 15 auf dieselbe Sache) liegt in den Worten „Eine vollständige Entwicklungsreihe ist dargestellt in der Ur-Rhezelii-Handschrift von 1630" ein Übersetzungsfehler vor. Die schwedische Beschriftung der Abbildung von N. Lithberg (Fataburen 1932, S. 123) lautet: Ur Rhezelii runstavsbescrivning från 1630 talet. Die entscheidenden Worte heißen (ur = aus): „A u s der Runstabsbeschreibung von Rhezelius". Auf S. 275 sagt Herrmann, daß der Nehmtener Stab genau Lithbergs „vandringstav" entspricht, daß aber diese Stäbe ihrer Länge wegen wohl kaum zum Wandern geeignet waren. Nun reicht aber der Nehmtener Stab mit 122,5 cm bei weitem nicht an die längsten erhaltenen skandinavischen Stäbe heran, und außerdem zeigt die bekannte bildliche Darstellung aus Olaus Magnus von 1555 (wiedergegeben bei N. Lithberg Fataburen 1932, S. 125), daß Stäbe, die im Verhältnis zum menschlichen Körper sicher so groß wie der Nehmtener sind, als Wanderstab benutzt wurden.

Zum Stabe selbst ist zu bemerken, daß in der Reihe der Goldenen Zahlen beim 19. Juli das Runenzeichen für 1 fehlt. Dann noch einige Hinweise zu gewissen Tagen des Kalendariums.

6. J a n u a r. Die 3 Kreise an der Raute sind nicht als Sonnenzeichen, als Nachwirkung der älteren Fassung dieses Tages als Neujahrstag aufzufassen, da dieser Jahresanfang nur in der orientalischen Kirche galt, sondern die Dreizahl weist offenbar auf die Heiligen d r e i Könige hin, deren Dreiheit in verschiedener Form an diesem Tage dargestellt wird. Übrigens scheint durch die schräge Raute, die auch sonst beim 6. Januar überliefert ist, das Heilige ausgedrückt zu sein, wie auf dem Nehmtener Stab ja auch beim 25. Dezember als Julfestzeichen die schräge Raute erscheint.

1. M a i. Das Festtagszeichen bezieht sich offenbar nicht auf Philippus und Jakobus, sondern — Herrmann nennt ja auch schon die schwedische Bezeichnung Valborgsmässa — auf Walpurgis. Als ihr Kennzeichen ist auch sonst eine Krone überliefert, wobei es unsicher ist, ob sie aus einer mißverstandenen Äbtissinnenmütze entwickelt oder als Märtyrerkrone aufzufassen ist. Eine Unterscheidung der verschiedenen Kronen macht allerdings der Schnitzer des Nehmtener Stabes nicht, sondern gebraucht durchweg die Marienkrone. Diese steht ja auch beim 22. Juli als Festzeichen von Maria Magdalena, bei deren Tage sonst z. B. nur ein der Marienkrone ähnlicher Nimbus erscheint.

18. M a i. Auch hier unterscheidet der Schnitzer Fürstenkrone und Marienkrone nicht. Die Krone an sich ist beim 18. Mai durchaus üblich, da Erich 1155—60 König von Schweden war.

3. J u n i. Das ursprüngliche Zeichen des Erasmus war eine Winde, da nach der Heiligenlegende ihm die Eingeweide mit einer Winde aus dem Leibe gerissen wurden. Wenn wie auf anderen Stäben auch auf dem Nehmtener ein Treibelbohrer eingeritzt ist, so ist das ein Beispiel dafür, daß die nordischen Bauern mehrfach die kirchlichen Embleme in ihre Gebrauchswerkzeuge umgedeutet haben.

12. J u n i. Daß hier der Tag Eskils nicht vermerkt ist, stützt indirekt die Lokalisierung des Stabes im Bistum Linköping, da in gewissen anderen Bistümern dieser Festtag nicht fehlen würde.

17. J u n i. Das Festtagszeichen steht nicht beim 16., sondern beim 17. Juni. Damit entfällt die angenommene Beziehung auf Wilhelm von Roeskilde, der außerdem nur in

Dänemark gefeiert wurde. Der 17. Juni ist der Tag Botulfs, als dessen Festzeichen ein offenes Buch bekannt ist.

13. Juli. Ein Viereck ist kein herkömmliches Zeichen zu diesem Tage. Schnippel nennt en fyrkant d. h. ett hus als Zeichen beim 15. Juli, versieht aber diesen Hinweis mit einem Fragezeichen, da er nur durch Liljegren (19. Jahrh.!) belegt ist. Ob die schräge Raute eine ähnliche Bedeutung wie die vermutete beim 6. Januar und 25. Dezember haben kann, vermag ich nicht zu entscheiden.

15. u. 17. Juli. Ob mit den beiden als Dreisproß benannten Zeichen Festtage gemeint sind, ist fraglich, da über der Tagesrune kein Kreuz oder Halbkreuz steht. Wenn es Festtagszeichen sind, würde sich der 17. Juli auf Alexius beziehen. Da der Tag des Alexius in den Bistümern Skara und Linköping gefeiert wurde, würde dies eine Bestätigung für den Nachweis Herrmanns sein, daß der Nehmtener Stab in Östergötland im Gebiet des Bistums Linköping entstanden ist.

25. Juli. Das norwegische Sprichwort Jacop pisser i humblen bezieht sich nicht auf ein Gefäß. Das Zeichen stellt die stilisierte Form der Hopfenblüte dar, wie überhaupt der Jakobustag mit dem Ausfall der Hopfenernte in Verbindung gebracht wird. Das obige Sprichwort bedeutet: Jakob bewässert den Hopfen. (Also Jahreszeit mit stärkerem Regen.)

19. August. An diesem Tage wurde Magnus im Erzbistum Upsala und in den Bistümern Westeras und Strengnäs gefeiert. Die letzte Gegend würde am besten zur Lokalisierung des Stabes in Östergötland passen, da das Gebiet von Strengnäs (Södermannland) an Östergötland grenzt.

28. August. Eine „Sonne auf Krücken", sonst am 29. August vorkommend, ist auf dem Nehmtener Stab nicht dargestellt; immerhin mag sich der Kreis beim 28. August auf die Sonne beziehen.

7. Oktober, 23. und 25. November. Alle drei Tage bieten Beispiele für die Umdeutung kirchlicher Embleme in bäuerliche Gebrauchsgegenstände. Das Buchgestell mit einem Buch am Tage der Birgitta wurde nicht verstanden und in einen Wollkratzer umgedeutet. Nach der Märtyrerlegende soll Clemens mit einem Anker ertränkt und Katharina mit einem Rad gefoltert sein. Beide Gegenstände wurden dann in dem auch von Herrmann genannten Sinne umgedeutet.

21. Oktober. Der Zweig mit den 3 Seitenästen ist wahrscheinlich entstanden aus dem beim Ursulatage üblichen Festzeichen, einem Pfeil oder mehreren Pfeilen.

30. November. Das große lateinische A ist nicht aus dem schrägen Andreaskreuz abgeleitet und ist auch nicht ungewöhnlich. Wie beim Andreastage ist auch bei anderen Festtagen die Kennzeichnung durch den großen lateinischen Anfangsbuchstaben des betreffenden Heiligennamens mehrfach nachweisbar.

9. Dezember. Ein membrum virile als Festzeichen wird von Schnippel beim 6. und beim 13. Dezember erwähnt, aber ausdrücklich als unsicher bezeichnet. Ebenso wie die Deutung des Festzeichens beim 9. erscheint die Beziehung auf Jojakim zweifelhaft, da seit dem 15. Jahrhundert der 9. Dezember als der Tag Annas, und zwar als hoher Festtag in allen schwedischen Diözesen gefeiert wurde.

21. Dezember. Als eine Hand mit ausgestreckten Fingern kann das Festzeichen wohl kaum angesehen werden. Wenn die Hand mit ausgestreckten Fingern vorkommt, bezieht sie sich auf die bekannte biblische Erzählung, nach der Thomas Hand und Finger auf Jesu Wunden legen mußte. Vielleicht ist das Nehmtener Zeichen als ein Winkelmaß anzusehen, obgleich dies sehr selten vorkommt.

Endlich noch ein Wort zur Entstehungszeit des Nehmtener Stabes. Die Vermutung Herrmanns, daß die Buchstaben P. S. sich auf den Besitzer des Gutes Peter Sehestedt beziehen und daß dieser im 30jährigen Kriege den Stab von Schweden erhalten habe,

ist einleuchtend. Dann würde wahrscheinlich auch die Zahl 1645 und, da die Zahl 1641 von gleicher Hand stammt, auch diese erst beim Erwerb des Stabes eingekerbt sein. In diesem Falle würden die Zahlen für die Datierung des Stabes nicht in Frage kommen. Nun haben aber Runenkalender aus katholischer Zeit eine gleichmäßige oder doch gleichwertige Kennzeichnung der 6 Marientage, während in protestantischer Zeit einige Marientage der zweiten Jahreshälfte als weniger wichtig gekennzeichnet werden. Die Marientage des Nehmtener Stabes sind folgendermaßen geritzt. Die hier übliche Krone steht beim 2. Februar, 25. März, 2. Juli, 15. August und 8. September, wobei noch zu erwähnen ist, daß die Strichelung des Mittelstriches der Marienkrone beim 2. Februar wahrscheinlich auf die Bedeutung des Tages als Lichtmeß hinweist. Der Umstand, daß beim 8. September wohl die Krone, aber nur ein Halbkreuz und beim 8. Dezember ein Kreuz, aber kein Festtagszeichen steht, zeigt, daß der Nehmtener Kalender aus protestantischer Zeit stammt. Die Einführung der Reformation erfolgte in Schweden im Jahre 1527, aber die neuen Gedanken setzten sich im Runenkalender erst allmählich durch. Zwischen der Mitte des 16. Jahrhunderts und dem Jahre 1641 muß also der Stabkalender entstanden sein.

Mögen, wie die Abhandlung Herrmanns, auch diese Bemerkungen dazu beitragen, daß Runenkalender und verwandte Stücke, die wie bisher der Nehmtener Stab ein Dasein im Verborgenen führen, der Kenntnis der Öffentlichkeit zugeführt werden.

Ein Bischofsgrab des 13. Jahrhunderts mit heidnischen Sinnbildern

Von Freerk Haye Hamkens

Im Dome zu Schleswig wurden in den letzten Jahren eine Reihe Malereien des 13. Jahrhunderts freigelegt, die zum Teil rein heidnischen Inhalts sind (vgl. „Germanien" 1938, Seite 177), anderen Teils bei der Darstellung christlich-mythologischer Szenen heidnische Vorstellungen und Sinnbilder verwenden. Die Malereien finden sich im Schwahl (= Kreuzgang), Chor und den Seitenschiffen und sind in der Zeit um 1280 entstanden.

Im Gegensatz zu diesen rein figürlichen Darstellungen sind die drei Gewölbe des Querschiffes ornamental behandelt worden; aus bau- und kunstgeschichtlichen Gründen wurden sie dem Anfang des 13. Jahrhunderts zugeschrieben. Sie sind noch eindeutiger der vorchristlichen Welt entwachsen und zeigen im Norder- und Südergewölbe Bilder der beiden Sonnenwenden (N.: goldener Sechsstern mit Lilien in einem Radkreuz; S.: aufgemauertes Radkreuz mit 12 Rosen besteckt), in der Vierung die Umläufe von Tag, Monat und Jahr, dazu Christus mit einem Radkreuz in der linken Hand.

Durch einen Zufall wurden in den letzten Monaten eine Reihe bischöflicher Bestattungen im Dome entdeckt. Unter einem der Gräber fanden sich Erd- und Brandschichten, die einmal eine Datierung der Dombauten bis zur ersten Erwähnung 1120 (in der Knytlingasaga) ermöglichten und anderseits den darin Bestatteten ebenso einwandfrei als Bauherrn des jetzt stehenden Querschiffes erkennen ließen. Über die Einzelheiten der Grabfunde und der Datierung habe ich anderen Orts schon berichtet; hier soll nur das eben erwähnte Grab behandelt werden, weil es in seinem Schmuck ebenfalls im Heidentum wurzelt. — Zunächst die Einzelheiten des Fundes:

Grab I (Abb. 1): Aus Backsteinen drei Schichten hoch aufgemauert. Das Grab verjüngt sich vom Kopfende nach dem Fußteil hin auf die Hälfte der ursprünglichen Breite. Am oberen (Kopf-)Ende setzt ein rechteckiger Teil an.

Maße: Gesamtlänge 2,35 m, Länge des eigentlichen Grabes 2,13 m, des Ansatzes am Kopf-

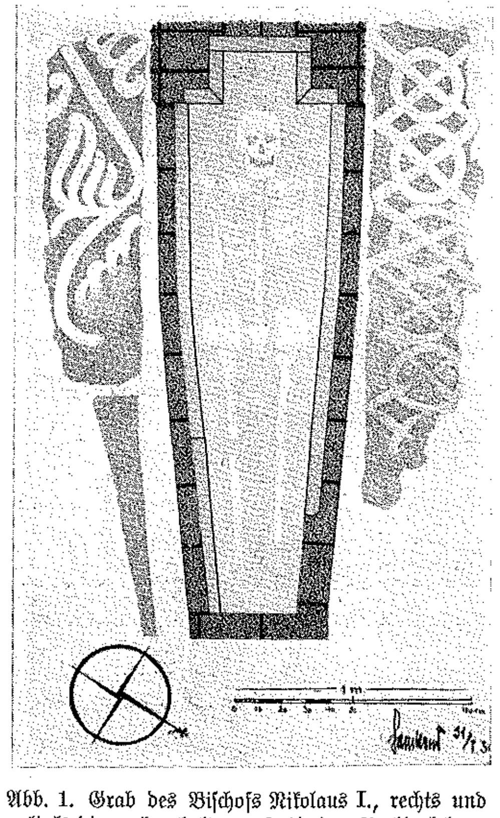


Abb. 1. Grab des Bischofs Nikolaus I., rechts und links die noch erhaltenen Teile des Grabdeckels

ende 22 cm; Breite des Ansatzes und des Fußendes je 30,5 cm, größte Breite überhaupt 61 cm, Tiefe 40 cm. — Ausrichtung des Grabes N 60° O, fast genau in der Achse des Kirchenbaues.

Boden und Seitenwände des Grabes waren mit Bleiplatten ausgelegt. Am Fußende und dem unteren Teile der linken Seitenwand fehlt der Belag. Der hölzerne Deckel war nur noch in Spuren festzustellen; er war innen ebenfalls mit (noch fast völlig erhaltenen) Bleiplatten beschlagen. — Seiten- und Deckelbeschlag sind in zügigem Pinselstrich mit weißer Farbe bemalt; eine etwa vorhanden gewesene Bemalung des Bodens war nicht mehr festzustellen, weil die Zerstörung des Metalls zu weit fortgeschritten ist. — Die Seitenwände sind mit Palmettenranken bemalt, rechts unten mit einem Gittermuster (Abb. 2). Der Deckel zeigt auf der einen Hälfte eine Palmettenranke; auf der anderen Radkreuze, deren ursprüngliche Zahl sich auf acht errechnen läßt.

Das Grab enthielt ein nahezu vollständig erhaltenes Skelett von etwa 1,90 m Länge, dessen Kopf im Westen lag.

Beigaben: Siegel, 80:60 mm, Bronze. Das Stempelbild zeigt einen thronenden Bischof mit dem Krummstab in der linken Hand; die Rechte ist segnend erhoben: Umschrift: NICHOLAUS DEI GRACIA SLESWICENCIS EPISCOPUS. — Siegel, 48:28 mm, Bronze; Siegelbild: ein kniender Beter von rechts gesehen, darüber ein Salvator. Die Umschrift ist noch nicht entziffert; sie besteht anscheinend aus Abkürzungen. — Fingerring, Gold, mit glasklarem großen Stein, der rot unterlegt ist.

Das größere der beiden Siegel gehört nach Form und Stempelbild in das 12.—13. Jahrhundert. In dieser Zeit herrschten in Schleswig nur zwei Bischöfe namens Nikolaus, von denen der jüngere außerhalb des Reiches gestorben und begraben ist. Somit muß das Siegel von Bischof Nikolaus I. geführt worden sein, der von 1200—1216 regierte. Ihm ist, wie schon gesagt, die Ausmalung des Querschiffes zuzuschreiben, bei der er das Radkreuz so bevorzugte, daß es in allen drei Jochen einmal erscheinen mußte. Es ist deshalb nicht sonderlich auffallend, wenn auch die Grabanlage damit ausgeziert wurde.

Daß das Radkreuz schon Jahrtausende vor der christlichen Zeit als Grabschmuck bekannt war, zeigt der Deckstein des steinzeitlichen Grabes von Bunsoh bei Albersdorf in Dithmarschen, wo es gemeinsam mit anderen Sinnzeichen verwandt wurde (Abb. in „Germanien" 1933, Seite 342). Bronzezeitlich ist es bezeugt u. a. bei dem Grabe von Klein-Meinsdorf bei Plön (Abb. a. a. O.). In Obermöllern fand es sich als bronzenes Schmuckstück in einem Frauengrabe. Und selbst das Grabmal Theoderichs ist innen an der Deckenwölbung mit einem mächtigen Radkreuz ausgeziert (Abb. in „Germanien" 1934, Seite 23). Besonders bei diesem letzten Beispiel fällt es auf, daß der obere Abschluß des Grabes (Decksteine in Bunsoh und Klein-Meinsdorf, Deckenwölbung in Ravena, Deckel im schleswiger Dome) zur Anbringung des Radkreuzes offensichtlich bevorzugt wird.

Im Kalender steht das Radkreuz an Katharinen (25. 11.) und eröffnet damit die Reihe der 3 Frauentage, die mit je neun Tagen Abstand bis Mittwinter führen. Vielleicht sind

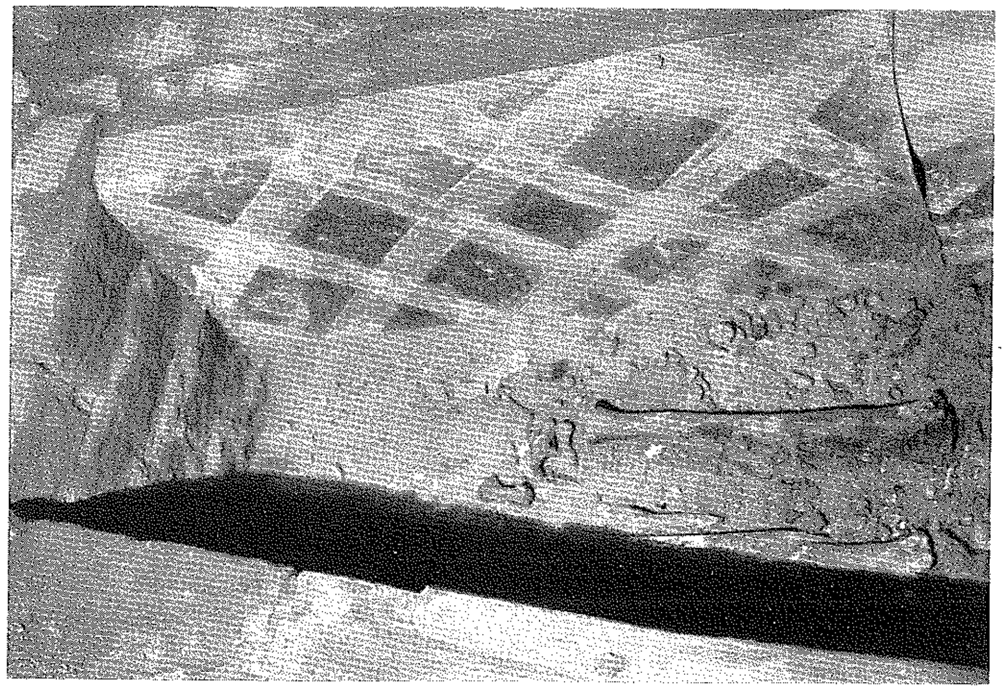


Abb. 2. Grab des Bischofs Nikolaus I.; Fußende, von links gesehen

in den drei Frauen die Nornen oder „Marien" zu erblicken, die im Helgilied I (Vers 3—4) die „Schicksalsfäden", das „goldne Gespinst" „festend es mitten" nach den vier Himmelsrichtungen ausspannen, also in Gestalt des Rad- oder Ringkreuzes, so daß dieses

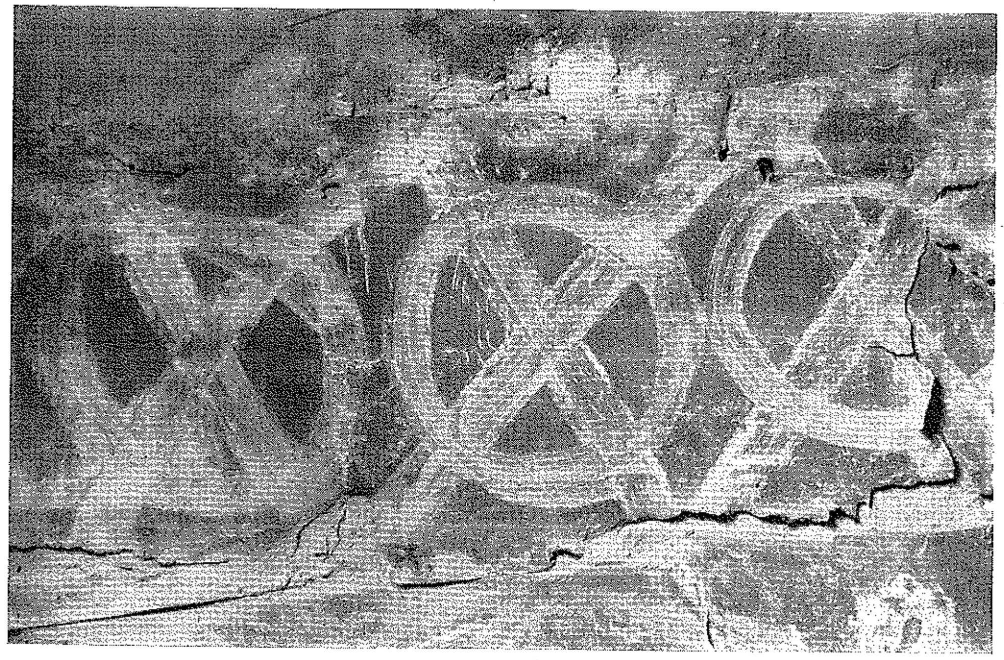


Abb. 3. Teil des linken Deckelbeschlags

Zeichen ein Bild des Lebens schlechthin sein kann. In dieser Bedeutung und als Hinweis auf das vollendete Leben mag es als Grabzier verwendet worden sein.

Wenn auf dem Grabe Nikolaus' I. das Radkreuz achtmal erscheint, so liegt darin wohl eine Entsprechung zu dem achtgeteilten Jahr, wie ja Lebens- und Zeitsinnbilder oft gegeneinander ausgetauscht werden.

Das Gittermuster am Fußende des Bischofsgrabes findet seine Wiederholung an der gleichen Stelle des sogen. Felsensarges vor dem Externstein. Man nennt es wohl das „Mutter-Erde-Zeichen", das wie das Radkreuz zu Mittwinter gehört. Beide Sinnbilder tragen als ausgesprochene Zeichen der Winterwende allerdings auch den Begriff des neuen Lebens in sich, der ebenso in den Palmettenranken = Lebensrute, Lebensbaum sichtbar wird.

Alles in allem ist das Grab des Bischofs Nikolaus mit seinem Schmuck ein erneuter Beweis für das Fortleben ältester Vorstellungen in christlicher Zeit und legt den Gedanken nahe, daß die heidnischen Sinnbilder in den Dommalereien gewollt und beabsichtigt sind.

Am Fürstenstein in Karnburg

Von Georg Graber, Klagenfurt

Das Dörflein Karnburg mit seiner karolingischen Pfalzkirche liegt am südlichen Fuße des Ulrichsberges, der in den mittelalterlichen Urkunden Mons Carantanus genannt wird. Von dieser alten Herzlandschaft des Gaues stammt der Name Kärnten. Auf dem Felshügel, der knapp am Rande des Zollfeldes etwa 50 m steil aus der Ebene emporsteigt und in einer sanften Lehne zum Abhang des Ulrichsberges leitet, stand die Karnburg, wo der deutsche König Arnulf im Jahre 888 das Weihnachtsfest feierte. Ist das Karnburger Pfalzkirchlein das älteste noch aufrecht stehende kirchliche Bauwerk der Ostmark, so gehört der Fürstenstein, heute im Museum des Geschichtsvereines zu Klagenfurt, zu den kostbarsten Steindenkmälern der germanischen Zeit. Er stand ursprünglich auf dem Anger zwischen der Karnburg und dem dahinter aufsteigenden Ulrichsberg. Er besteht aus einem verkehrt aufgestellten Basisstück einer jonischen Säule, das von einem antiken Bau hergenommen wurde und vom Jahre 828 bis 1414 den hier ansässigen freien Bauern als Mal- oder Gerichtsstein diente.

Die volkstümlichen Bräuche, die sich an diesen Stein knüpften, kennzeichnen ihn als ein Malzeichen, bei dem der Herzog von Kärnten seinen Eintritt in den Kerngau Karantaniens vollzog, wobei ein Gelöbnis auf dem Steine dessen Besitzergreifung nach altgermanischer Art vor der bodenständigen Bevölkerung wahr machte. Bei der germanischen Landnahme in Karantanien folgten hier aufeinander die Ostgoten, die nach Odoakars Sturz ihr Reich in Oberitalien errichtet hatten und 568 von den Langobarden abgelöst wurden, denen dann Karantanien, bis hinauf zur Drau, jahrhundertelang zugehörte. Um den karolingischen Kirchenbau in Karnburg ist eine umfangreiche Befestigung erkennbar. Nach den bisherigen Vermutungen hängt sie zunächst mit dem Karolinger Pfalzbau zusammen, deckt aber wahrscheinlich ostgotische und langobardische Festungsbaulichkeiten. Sie dürfte wichtige Aufschlüsse für die germanische Bevölkerung des Landes gewähren, sobald einmal Grabungen tieferen Einblick ermöglichen.

Soeben hat Professor Schleif mit seinem Grabungsleiter Löhausen, im Auftrage des Reichsführers SS Himmler vom „Ahnenerbe" hierher entsandt, auf der Karnburg den Spaten angesetzt zu weitgesteckten Grabungen, deren Erfolg man mit berechtigter Spannung entgegensieht; denn an keinem anderen Orte ist der Übergang vom Altertum

zur Gegenwart und die eigentliche Volkwerdung der Kärntner so augenfällig zu verfolgen, wie hier an der Südgrenze des Großdeutschen Reiches.

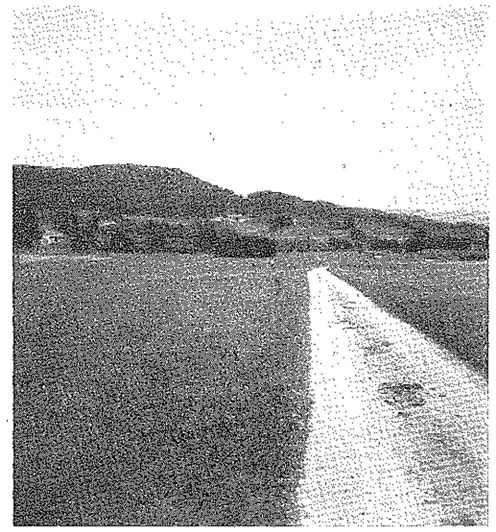


Abb. 1. Der „Edlingerweg" führt von Blasendorf, dem Stammsitze der letzten Edlingerfamilie, nach Maria Saal.

Karnburg wird noch im 9. Jahrhundert als Civitas Carantana bezeichnet, worin mit Recht ein Fortleben der spätantiken Stadt Virunum erblickt wird. Die Bezeichnung blieb dieser Gegend noch in spätantiker Zeit haften, als die Siedlung in Verbindung mit der bereits aufgedeckten Anlage auf dem Ulrichsberge weiterbestand. Der Kommandant des militärischen Verteidigungsabschnittes von Virunum war ein Dux. Die slawische Bezeichnung für den Herzog lautet Voda, ein Wort, das nach Eberhard Kranzmayer die Übersetzung aus dem lateinischen dux, nicht aber eine Sinnentlehnung aus dem deutschen Worte Herzog darstellt.

Und eben die alten, hier an den Fürstenstein geknüpften Rechtsbräuche der Herzogseinführung spielten sich an dieser bedeutsamen Stätte ab. Die Berichte und Beschreibungen der Vorgänge am Fürstenstein entnehmen wir hauptsächlich einem Einschub im „Schwabenspiegel", der uns in zwei Fassungen, einer Gießener und einer St. Gallener, erhalten ist. Er wurde zu Ende des 13. Jahrhunderts dem Rechtsbuche einverleibt. Weitere Beschreibungen verdanken wir zwei Geschichtsschreibern des 14. Jahrhunderts, dem Abte Johann von Viktring und dem Reimchronisten Ottokar. Auf die genannten Quellen stützen sich die späteren Chronisten Äneas Sylvius, Megiser und Unrest.

Der Schwabenspiegel versetzt uns in Vorgänge bei einer germanischen Mal- oder Gerichtsstätte. Die freien Bauern, die Gaugenossen, sind um den Stein versammelt, um sich einen neuen Herzog zu wählen. Ein frei gewählter Richter, der später sogenannte „Herzogsbauer" aus der Sippe der „Edlinger", leitet die Wahl und hält Umfrage unter den freien Mitgliedern der Landsgemeinde. Die späteren Berichte des Abtes und Ottokars lassen ihn als Richter mit gekreuzten Beinen auf dem Fürstensteine sitzen, wo er sodann den neuen Fürsten empfängt. Allen Überlieferungen gemäß erscheint der Herzog vor dem Fürstenstein in der landesüblichen bäuerlichen Lodentracht, die unter Vermeidung modischer Zutaten aus altartigem Rock, einem Paar Hosen oder Beinlingen, wetterfleckartigem Mantel, Spitzhut und rotgebun-

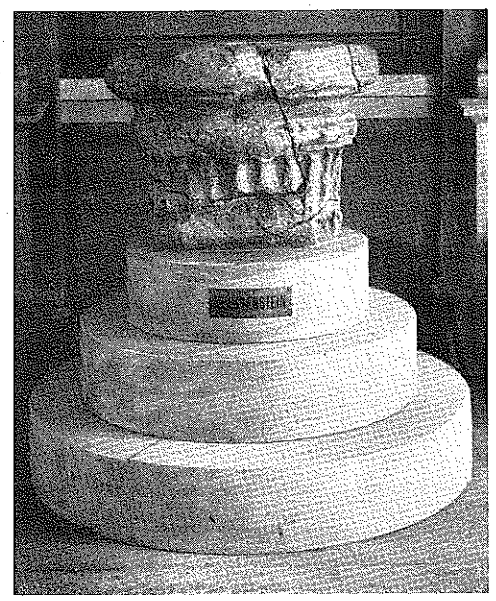


Abb. 2. Der Fürstenstein, heute im Landesmuseum zu Klagenfurt.

denen Bundschuhen bestand. In der Hand hielt er den bäuerlichen Treibstecken. Diese Tracht hat schon damals als die außer Gebrauch gesetzte altväterische deutsche Bauerntracht gegolten, wie sie zu Kaiser Karls Zeiten üblich gewesen war.

Wir finden hier eine Verbindung von Weihehandlungen mit Kleidervorschriften als altes Herkommen, das vom Volk in Deutschland weitum als Ausdruck seines Rechtsempfindens gewahrt wurde, wenn es einen aus seiner Mitte zum Führerrang emporhob. Die Grundlagen hierfür stammen aus indogermanischer Zeit.

Auf schwarzweißgeflecktem Feldpferd umreitet der neue Fürst dreimal den Stein und tritt damit in die Rechte des Landesherrn. Mit dem Umritte setzt er sich in den Besitz des Steines und der höchsten Richtergewalt im Gau. Zur tatsächlichen Rechtsausübung muß er auf dem Steine Platz nehmen oder ihn besteigen. In der Tat erzählen die jüngeren Quellen, daß er den Stein bestieg und vor dem versammelten Volke stehend das Gelöbnis ablegte, ein gerechter Richter zu sein und dem Lande Frieden und Sicherheit zu schaffen. Das Betreten und Besteigen eines Steines ist gleichfalls nur in Geltung und Reichweite germanischen Kultureinflusses zu finden. Auch ist die Schwurhandlung bei Steinen als älteste germanische Form des Eides anzusehen, die, wie Arthur Haberlandt aufzeigt, sogar über den germanischen Volksraum hinaus nach dem slawischen Osten ausgestrahlt hat. Gerade daß der Fürstenstein als altes Mal sozusagen im Brennpunkte der politischen, rechtlichen und religiösen Belange der kärntischen Kernlandschaft stand, erklärt seine bedeutsame Rolle bei dieser feierlichen Einführung eines neuen Volksfürsten. Die Deutschen des frühen Mittelalters knüpften in ihren Rechtsbräuchen gern an ältere Malstätten und Steindenkmäler an.

Für die Räumung des Richterstuhles gab der neue Landesherr, wie die jüngeren Quellen berichten, dem Edlingbauer Feldpferd, Rind und Bauernkleider hin. Ist dies als Entgelthandlung ohne weiteres verständlich, so liegt darin vielleicht auch die verblaßte Erinnerung an die Weihehandlung des ersten Pflugganges, wie sie von den Herrschern auch sonst vor ihrem Amtsantritt in alter Zeit geübt wurde.

Der Trunk frischen Wassers, den nach Johannes von Viktring der Herzog aus dem Bauernhute nimmt, stellt eine Handlung dar, die zur Einführung eines Neulings gehörte, denn dieser Brauch knüpft auf mystische Weise die neue Gemeinschaft zwischen dem Fürsten und dem Lande.

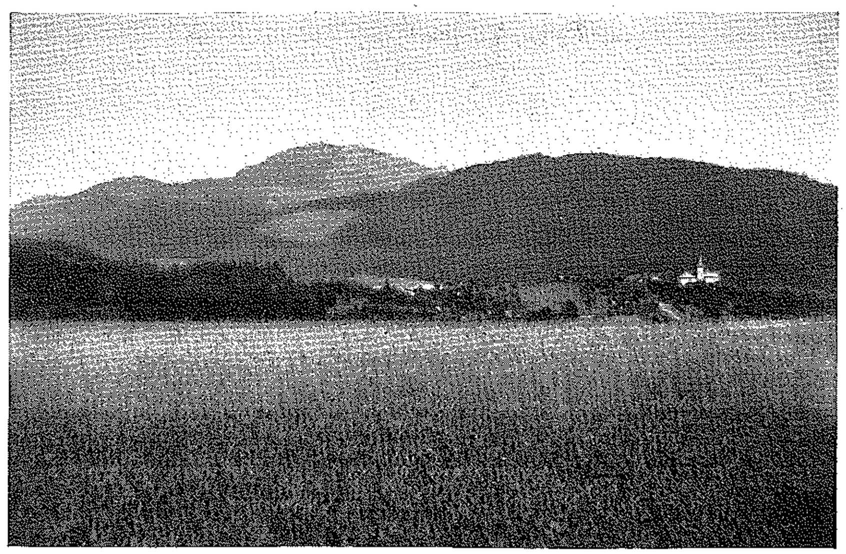


Abb. 3. Der Ulrichsberg, an seinem Fuße Karnburg, vom Zollfelde aus gesehen.



Abb. 4. Karnburg, Pfalzkirche und Dorf, von Süden gesehen.

Abgesehen von dem Frageverfahren, dem nach den späteren Berichten der Herzog von dem Edlingbauer unterzogen wird und das eine volkstümliche Weiterbildung von Bräuchen des Hochzeitszuges und der kirchlichen Palmsonntagszeremonien darstellt, ist als jüngere Zutat auch die Zeremonie des Schwertschwingens anzusehen. Wie einige Fragen entstammt sie dem Krönungszeremoniell der deutschen Kaiser. Wohl führt dagegen der Backenstreich, den der Edling- oder Herzogsbauer dem neuen Herzog gibt, auf alte germanische Überlieferung zurück. Am nächsten steht ihm der Bericht, wonach ein Langobarde am Hofe Kaiser Karls Leute seiner Herrschaft mit einem Backenstreich zu eigen nimmt.

Gerade die jüngsten Ergebnisse der Bodenforschung in Kärnten bringen die Örtlichkeit des Fürstensteines in engste Verbindung mit der Geschichte der Langobarden. An ihr Wirken knüpfen sich auch hier glanzvolle Leistungen der germanischen Kultur. Von ihren kunstvollen steinernen Flechtenbanddenkmälern finden sich in Kärnten ungewöhnlich viele. Ein großer Teil des Landes hat vom 6. bis 8. Jahrhundert zum Herrschaftsbereiche dieses Volkes gehört. Langobardische Grabfunde und Goldmünzen hat der Boden in den letzten Jahren freigegeben und in der Namengebung der adeligen und freien Sippen klingen das ganze Mittelalter hindurch in kärntischen Urkunden Namen aus der langobardischen Heldensage auf, leben aber auch in Ortsnamen noch fort. Spuren langobardischer Volkstracht finden sich hier bis ins 18. Jahrhundert und die Rosentaler Volkssage von den Hundsköpfen geht auf langobardische Überlieferung zurück. Tief in Blut und Boden verankert ist das Schicksal dieses Volkes in Kärnten.

Quer durch das Land zieht sich von Westen nach Osten ein Wehrwall, der die Aufgabe hatte, in der spätantiken Zeit die Grenze des römischen Reiches nach der Preisgabe des Donaulimes gegen Einfälle aus dem Norden zu schützen. Seinen Verlauf und Bestand hat Franz Jantsch verdienstvoll aufgezeigt. Er zieht in Oberkärnten von Aguntum bei Lienz die Drau abwärts bis zur Sachsenburger-Klause am Eingang in das Lurnfeld, wo das alte Teurnia stand. Eine Anzahl vorgeschobener Kastelle soll die verschie-

denen Anmarschwege aus den Seitentälern überwachen und schützen. Von Teurnia abwärts begleitet der Wehrwall den Lauf der Drau bis Villach, rückt dann näher an die Gebirgszüge der Niederen Tauern und die aus dem Norden in die Drau einmündenden Täler heran, schlägt weiter die Richtung zum Feldkirchener Becken und die St. Veiter Gegend ein und setzt sich in der Richtung Längsee und Pölling gegen die Saualpe fort. Östlich von Völkermarkt biegt er nach Südosten an die Drau zurück, in die Ebene von Bleiburg. Die Stadt Virunum und das Zollfeld waren in das Befestigungssystem einbezogen. An Stellen, die von der Natur begünstigt und geschützt waren, standen starke Kastelle mit Turmanlagen. Das Innere der Festungen barg Räume für die Besatzung, Vorratskammern, eine Kirche und das Gebäude des Befehlshabers. In ruhigen Zeiten hielt sich die Besatzung außerhalb des Lagers auf. Die Soldaten erhielten vom Staate Bauerngüter zur Bewirtschaftung. Dafür waren sie verpflichtet, Kriegsdienste zu leisten. Die Liegenschaften gingen auf die Nachkommen über, die wieder zu Kriegsdienst verpflichtet waren.

Diese spätrömische Einrichtung wurde von den nachrückenden Germanen, die den Limes besetzten, und ebenso von den hier einziehenden Langobarden übernommen. Auch sie siedelten die Besatzung außerhalb der Festungen auf Staatsgütern als freie waffenpflichtige Bauernkrieger an und verpflichteten sie, im Notfalle den bewaffneten Grenzschutz zu übernehmen. Beinahe am selben Tage, als die Langobarden vom Königsberg nach Friaul hinabstiegen, fielen ihnen nacheinander diese Bollwerke in die Hände. Die Besatzung bestand vielfach aus Germanen, die entweder freiwillig übergingen oder in den langobardischen Wehrverband aufgenommen wurden. Anderswo wurden sie vertrieben oder erhielten freien Abzug.

Um die Grenzwerke zu verteidigen, waren die Langobarden geradezu darauf angewiesen, in deren nächster Umgebung Krieger anzusiedeln. Land war genug verfügbar, eben das der abgezogenen milites limitanei; wo diese übergingen, konnten sie in ihrem altgewohnten Verbande bleiben und die Einrichtung wurde den Langobarden bekannt, so daß sie fortan ihre eigenen Mannen als Grenzer verpflichteten. Diese nannten sie, wie wir aus den zahlreichen, von Fedor Schneider untersuchten langobardischen Landgemeinden in Italien wissen, in ihrer Sprache Herimanni, verwelscht Arimanni, das ist „Heermänner". Es sind das vollfreie Leute, die den Nießbrauch an Staatsgut mit Zins entgelten. Diese Leistung bildet ein Entgelt für ihre im Gegensatz zum Aufgebot des Volksheeres zeitlich unbegrenzte erbliche Kriegsdienstpflicht. Dagegen sind sie frei von anderen Staatslasten, nicht aber von der Gerichtspflicht, die das unentbehrliche Wahrzeichen der Freien bildet. Sie finden sich überall in der Umgebung der Kastelle des langobardischen Grenzschutzes. Zum Vorbilde diente ihnen das römisch-byzantinische System der Grenzverteidigung. Gegliedert waren diese Grenztruppen nach Hundertschaften. Jede einzelne hatte einen Sculdahîs (Schultheiß oder Richter) zum Anführer, während wir den langobardischen Namen des Führers der Untergruppen nicht kennen. Der Sculdahîs war dem Judex civitatis untergeordnet. Diesen vertrat in fränkischer Zeit der Graf und der alte Sculdahis büßte nunmehr seine öffentlich-rechtlichen Befugnisse ein.

Hier also liegt der Schlüssel zum Verständnis der Bestellung von Richtern, die der Schwabenspiegeleinschub in der St. Gallener Fassung kennt. Es sind die langobardischen Hundertschaftsrichter hier an der ehemaligen Grenze des Langobardenreiches im Bereiche der Civitas Carantana, wie die Gegend von Karnburg noch im 9. Jahrhundert heißt. Daher betonen unsere Quellen der Fürstensteinbräuche so stark den richterlichen Charakter des Herzogsbauers oder Edlingbauers. Und daß dieser aus dem Geschlechte der „Edlinger" stammte, erklären wieder die italienischen Urkunden aus ehemals langobardischem Gebiet mit den häufig gebrauchten Wendungen: arimanni seu edelingi oder herimannos aut

nobiles, qui vocantur edelingi, herimannus seu edelingus. Als freie waffentragende Leute wurden sie schon von den Langobarden „Edlinge" benannt. Mit dem Waffenrecht ausgestattet, zu ständigem Kriegsdienst verpflichtet, besaßen sie als freie Männer überdies das Recht der Richterwahl und übten dieses nach altlangobardischer Sitte hier am Fürstenstein zu Karnburg ohne Unterbrechung aus, bis im Jahre 828 ein fränkischer Graf als Abgesandter des Königs in Karantanien erschien und die bisher dem Edlingrichter zustehenden Befugnisse übernahm. So beweisen die alten Bräuche bei der Besitzergreifung des Richtersteines ein ungewöhnlich starkes Beharrungsvermögen. Denn auch jetzt befragte der Edling-Richter das Volk nach gewohntem Brauch, ob ihnen der neue Herr geeignet und passend erscheine, mochte auch der König durch die Ernennung des Grafen längst den Ausgang dieser Befragung entschieden haben.

Im Gewande der Bräuche um den Fürstenstein lebte so das ganze Mittelalter hindurch langobardisches Volksrecht weiter. Ja die Stetigkeit der Weihehandlung behauptete sich kraft der beharrenden Überlieferung auch noch über die Zeit hinweg, in der die Slawen den Gau von Karnburg zeitweilig sprachlich überschichtet hatten. So wie Virunum der Sitz der römischen Verwaltung Norikums war, blieb die politische und kirchliche Bedeutung der Gegend um den Ulrichsberg auch später erhalten. Eben deshalb hat sich an dieser Stelle im frühen Mittelalter das Kärnter Herzogtum entwickelt. Von den langobardischen Edlingern haben die Slowenen die Einrichtung der freien germanischen Landgemeinde und der Richterwahl am Fürstenstein übernommen. Der ununterbrochene Strom der Überlieferung führt hier zu dem sonderbaren Zufall, daß bei dem Empfang des neuen Kärntner Herzogs der slowenische Bauer die Rolle des germanischen Edlings spielt. Die Kraft des bodenständigen germanischen Bauerntums hatte sich über den völkischen Wechsel hinweg behauptet, als ob der „alte Bauernstuhl", wie der Fürstenstein im Volksmunde hieß, seine Stärke und Beständigkeit auf die umwohnenden Menschen ausgestrahlt hätte.

Der Runenstein von Sparlösa und seine Inschriften

Von F. W. Müller

Die Frage nach der Herkunft der Runen und — als nächster Weg zu ihrer Lösung — die Interpretation der ältesten, meist bruchstückhaften Runeninschriften einerseits und das Nachleben runischer Zeichen als Träger bestimmter Sinngehalte andererseits haben die Runenforschung in der letzten Zeit fast ausschließlich beschäftigt, so daß man leicht jene fast unübersehbare Menge von Runenzeugnissen vergißt, die, in der sogen. jüngeren Runenreihe mit ihren verschiedenen Abwandlungen geschrieben, uns eine Fülle von technisch gut lesbaren und inhaltlich abgerundeten Inschriften bietet. Gewiß, für jene wichtigen Fragen der Herkunft und des Sinnbildcharakters der Runen geben jene bei aller typologischen Vielfalt in ihrem Lautwert eindeutigen Zeichen anscheinend nicht viel her. Freilich ist eine Frage noch nicht geklärt, nämlich wie das gemeingermanische Futhark, das mit seinen 24 Zeichen die Laute der germanischen Dialekte immerhin befriedigend auszudrücken imstande war, im Norden von dem 16typigen Futhark abgelöst werden konnte, dem u. a. besondere Lautzeichen für D, G, E, O, P, W fehlen; daß diese Laute in der Sprache der Zeit wohl vorhanden waren, beweisen einerseits die ältesten Skaldengedichte, besonders die metrisch schon sehr weit durchgebildeten Drottkvaett- (Hofton-) strophen des Norwegers Bragi Boddason (um 800), und andererseits die Tatsache, daß man schon um 1000 den Lautumfang der kürzeren Runenreihe durch Hinzufügung bestimmter Kennzeichen zu erweitern suchte, bis, vor allem durch den Einfluß des gelehrten Isländers Thorodd Runenmeister (um 1125), die sogen. punktierte Runenreihe dem seit

der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nach dem Norden gedrungenen lateinischen Alphabet in Anzahl und Charakter der Lautzeichen angeglichen wurde. Selbst wenn man annimmt, daß die Kenntnis der Runen bei den germanischen Stämmen in und kurz nach der Völkerwanderung nicht Allgemeingut war und die Möglichkeit besteht, daß mit dem Aussterben bedeutender Runenmeistergeschlechter die alten Zeichen teilweise in Vergessenheit geraten konnten, ist es nur eine Notlösung mangels besserer Erklärungsmöglichkeit, in dem um 800 im Norden aufkommenden 16typigen Futhark eine „Verarmung, Entartung und Rückbildung" der gemeingermanischen Runenreihe zu sehen[1]. Auch die Annahme, die kürzere Runenreihe sei eine Zwischenlösung, die bewußt auf eine vollständige Wiedergabe der durch die Aufspaltung des Urnordischen (der Sprache der Runendenkmäler im älteren Futhark) in die verschiedenen nordgermanischen Dialekte bedeutend vermehrten Laute zunächst verzichtet habe[2], ist kaum befriedigend, wenn man die zahlenmäßige Menge, die relative Ausführlichkeit und die große Verbreitung dieser Inschriften in den weiten Räumen Skandinaviens, Islands und Grönlands mit Anzahl, Umfang und Verbreitung der Inschriften des älteren Futhark vergleicht.

Abgesehen von diesem noch ungeklärten Verhältnis von gemeingermanischem und nordischem Futhark zueinander ist der Grund für die Vernachlässigung der jüngeren Runeninschriften im deutschen runenkundlichen Schrifttum vor allem darin zu suchen, daß sie angeblich in ihrem Inhalt allzu dürftig und eintönig sind. Dies Urteil trifft für einen sehr großen Teil der jüngeren Inschriften ohne Zweifel zu. Immerhin gibt es unter der Masse der nordischen Runensteine (allein Schweden beherbergt gegen 2500) genug Denkmäler, die uns für das sonst noch schriftlose Wikingerzeitalter wertvolle Nachrichten zur Geschichte, Sage und Religion vermitteln. Herausgreifen will ich nur die Steine von Fällinge, Gottorp (Haithabu), Oklunda, Ramsundsberg und vor allem den berühmten Stein von Rök.

Nun ist durch einen Zufallsfund die Zahl der inhaltlich bedeutsamen Runensteine der jüngeren Reihe um ein sehr wesentliches Stück bereichert worden. In die Mauer der Kirche von Salem im Kirchspiel S p a r l ö s a im nordwestlichen Västergötland war ein der Länge nach in zwei Teile zerspaltener Stein eingelassen, dessen sichtbare Seite mit auffällig langgestreckten (etwa ½ m hohen) Runen bedeckt war. Am Rande befand sich noch eine kleinere und offensichtlich jüngere Runenreihe. Der Stein war bekannt, und der nicht ganz klare Sinn der älteren Inschrift war bereits Gegenstand der Untersuchungen namhafter skandinavischer Runologen gewesen[3]. — Als man 1937 die beiden Trümmer aus der Kirchenmauer herauslöste, zeigte es sich, daß sie sich zu einem 1,77 m hohen, im Querschnitt fast quadratischen Steinpfeiler von durchschnittlich 64 cm Seitenlänge zusammenfügten. Von den bisher unbekannten drei Seiten dieses Blockes sind die Rückseite und die linke Seite dicht mit Runen bedeckt, zeigen aber daneben bildliche Darstellungen, während die glatte Fläche der rechten Seite ganz von einer sehr lebensvollen, anscheinend sinngemäß zusammengehörenden Bildritzung eingenommen wird, auf der wir einen gewaffneten Reiter, mehrere Tiere, ein getakeltes Schiff und ein eigenartig stilisiertes Haus mit einer runden Scheibe an der Vorderwand gewahren.

[1] Hermann Güntert, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 8. Jahrgang, 1934, S. 53.

[2] Konstantin Reichardt, Runenkunde, Jena 1936, S. 22; vgl. auch S. 24.

[3] L. Fr. Läffler, Sparlösa-stenen. In: Stockholms Dagbald 17. X. 1906 und Dagens Nyheter 16. X. 1906.

— —, Om Sparlösa-stenen, deß twå runinskrifter och deß bildfält. In: Västergötlands fornminnesförenings tidskrift 2, 6.—7. H., 1907, S. 81—100, 1 Taf. (Bespr. von Th. v. Grienberger, Gött. Gel. Anz., 1908, S. 421—23.)

Sophus Bugge, Sparlösa Indskriften. In: Västergötl. fornm.-fören. tidskr. 2, 8.—9. H., 1908, S. 104 f.

L. Fr. Läffler, Om Sparlösa-stenens äldre runinskrift. Ebd. S. 106—116.

— —, Formen airikis i Sparlösa-inskriften. Ebd. 3, 1910, S. 42.

Otto von Friesen, in: Runorna (Nordisk Kultur VI, 1933) S. 174 f.

Der neue Fund wurde sofort sorgfältig untersucht. Einen sehr beachtenswerten Vorschlag zur Lesung der Inschrift und Deutung der bildlichen Darstellungen legt der schwedische Gelehrte Hugo J u n g n e r unter dem Titel „Sparlösastenen, Västergötlands Rök — ett hövdingamonument från folkvandringstiden" in der Zeitschrift „Fornvännen", 1938, H. 4, S. 193—229 vor[4]. Bei der großen Bedeutung des Sparlösasteines in verschiedener Hinsicht ist es wünschenswert, weitere Kreise mit den Ergebnissen der Jungner'schen Arbeit bekanntzumachen, wenn sie auch, wie der Verfasser selbst betont, erst vorläufigen Charakter trägt.

In der Lesung der Runen schließe ich mich, soweit nicht anders bemerkt, Jungner an, da selbst die beste Abbildung dem Original stets unterlegen bleibt.

L e s u n g

Alle vier Seiten des Steines sind sorgfältig zugehauen, um einen glatten Untergrund für die Ritzung von Schrift und Bild zu schaffen. Vor den anderen zeichnet sich in dieser Hinsicht diejenige Seite aus, die schon vorher, als der Stein noch in der Mauer lag, nach außen gekehrt und daher bekannt war (Abb. 1)[5]. Die besonders sorgfältige Glättung der Grundfläche, die monumentale Größe der Zeichen und die absolute Genauigkeit der Ritzung deuten darauf, daß wir auf dieser Seite wirklich den Anfang der Inschrift vor uns haben, der die Blicke auf sich ziehen sollte und sinngemäß den Kernpunkt der Inschrift bildet.

Ich verzichte im folgenden auf eine zeichnerische Wiedergabe der einzelnen Runen, soweit sie auf den Abbildungen gut zu erkennen sind und anstoßfrei gelesen werden können, und gebe gleich die Umschrift.

Vorderseite, Hauptinschrift:

A ⁝ i u l s k A f ⁝ A i r i k i s s u n R k A f A lr i k Ṛ[6]—
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28

Die Inschrift ist rechtsläufig und am Schluß, anscheinend aus Platzmangel, stark zusammengedrängt. Die Lesung ist einfach. Zeichen 24 ist eine Binderune, die beim Z. 106/07 (in der dritten Zeile der Rückseite, s. Abb. 2) noch einmal wiederkehrt: ᛚᚱ = ᛚ + ᚱ[7]. Allein der Schluß bietet einige Schwierigkeiten. Das ᚴ (26) ist noch deutlich zu erkennen. Bei 27 erkennt man einen Hauptstab, der aber aus irgendwelchen Gründen nicht bis in die linke Hälfte des Steines über den Spalt hinaus weitergeführt ist. Darauf folgen zwei Stäbe; an den zweiten schließen sich drei Halbkreise, von denen der rechte wahrscheinlich durch die spätere Bearbeitung der rechten Kante (um eine Grundfläche für die jüngere Inschrift zu schaffen, s. u.) zur Hälfte zerstört ist. Dieser Schluß der Inschrift ist verschieden gedeutet worden; solange man nur diese eine Seite des Steines kannte und nicht wußte, daß die Inschrift auf den übrigen Seiten weitergeht, suchte man einen sinnvollen Abschluß der in Runen gegebenen Mitteilung. In dem Zeichen 27 sahen sowohl Stephens wie Läffler und O. v. Friesen ein i. In dem folgenden Stab mit den 2½ Bögen daran ᛔ glaubte Läffler[8] eine doppelte Binderune, ᛁ + ᛒ + ᚢ, zu sehen, während O. v. Friesen[9] sich mit einer einfachen Binderune, ᛒ + ᚢ, zufrieden

[4] S. die Anzeige von Otto Huth in „Germanien" N. F. Bd. I, 1939, H. 2, S. 95.

[5] Man beachte bei Abb. 3 den geraden Verlauf der rechten Kante!

[6] Ein Punkt unter dem Umschriftbuchstaben bedeutet: die Lesung der Rune ist unsicher.

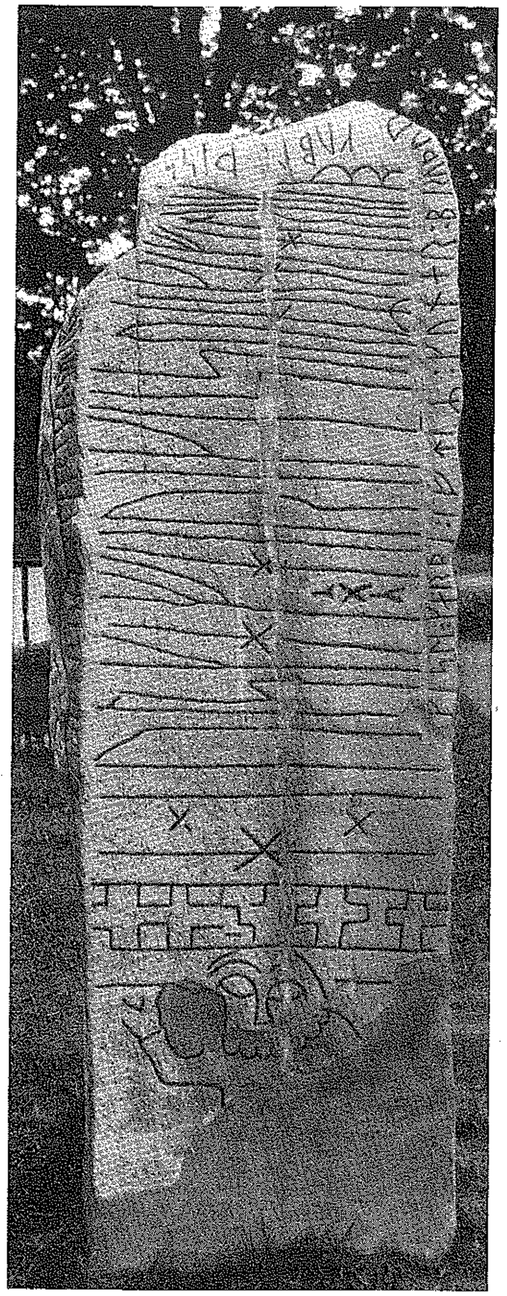
[7] Bei den übrigen 13 r-Runen der Inschrift kommt sie nie hinter einem ᛚ vor. Sie als Binderune auszubilden, war in diesen Fällen nirgends möglich, wenn der Beistab die gleiche Höhe haben sollte. Von hier aus können wir schließen, daß, wenn die beiden vor ᛯ (137) sichtbaren Stäbe wirklich zu einem vollständigen ᚱ zusammengehören, die zerstörte Rune 135 kein ᛚ gewesen sein kann.

[8] Västergötl. fornm.-fören. tidskr. 2, 6.—7. u. 8.—9. H.

[9] Runorna S. 175.

gab[10]. Aus den angedeuteten inhaltlichen Gründen entschloß sich Jungner auf eine An-

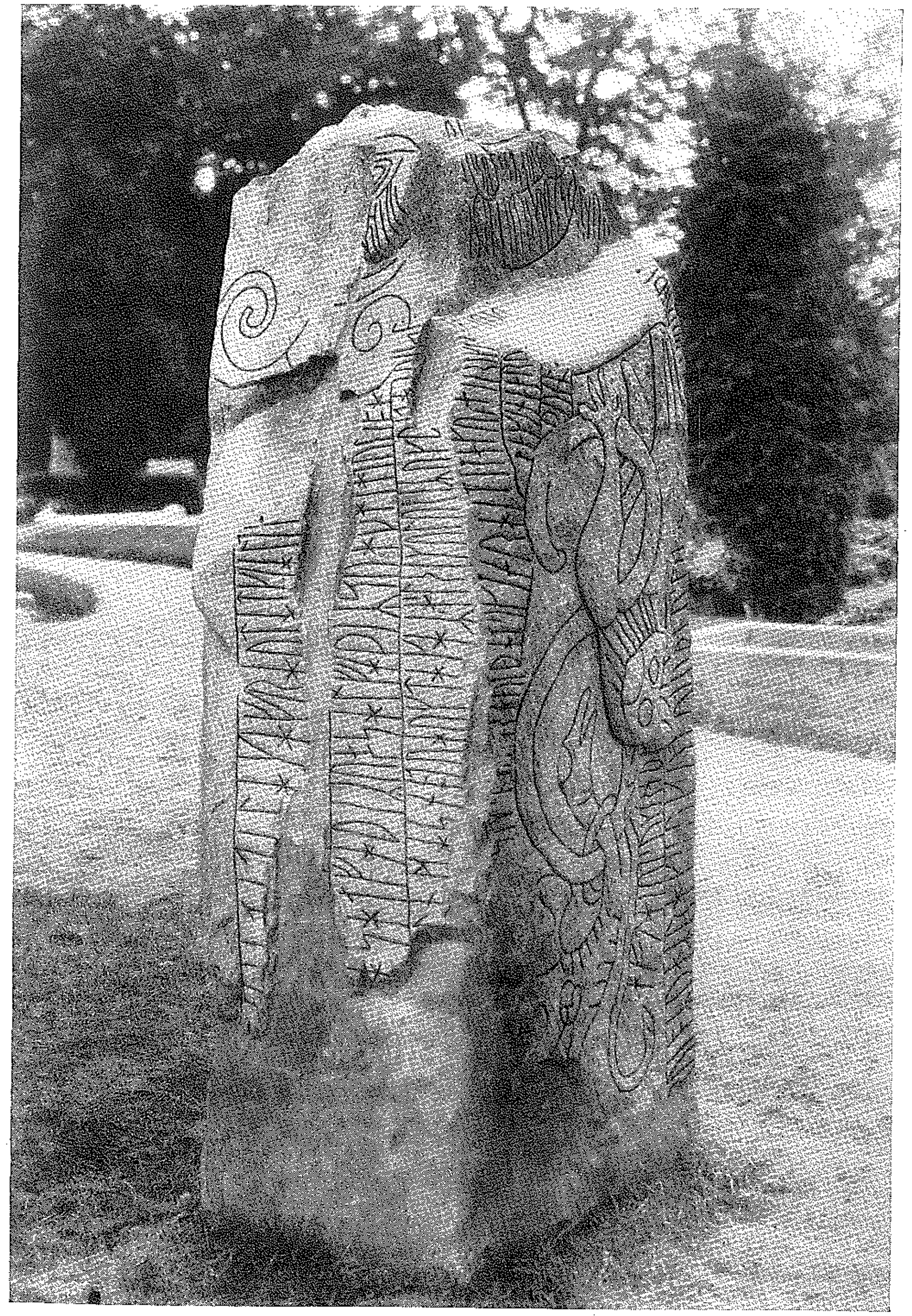
[10] Gegen beide Lesungen ist formal einzuwenden, daß die Form ᛒ für b in dieser Inschrift wenig Wahrscheinlichkeit hat, da sie hier nur einmal unter vier Fällen (Z. 255), und da anscheinend von einer anderen Hand, zu finden ist. Das konnten Läffler und v. Friesen in den genannten Veröffentlichungen noch nicht wissen, da damals die übrigen Seiten noch nicht bekannt waren.



Aufn. H. Jünger
Abb. 1. Vorderseite



Aufn. H. Jünger
Abb. 3. Linke Seite



Aufn. H. Jünger
Abb. 2. Rückseite und linke Seite

regung von Elias Wessén hin, in Z. 24 ein ⅄ (R) zu sehen[11]. Den letzten „Stab" mit den zugehörigen Bögen faßt er als abschließende Zierlinie auf, die der Zeichnung des bärtigen Mannes am unteren Teil des Steines entspricht.

Wir wenden uns nun dem neuentdeckten Teil der Inschrift zu. Die Runen der Rückseite (Abb. 2) sind ähnlich sauber und deutlich geritzt, wenn sie an Größe auch nur knapp ein Drittel derjenigen der Vorderseite erreichen. Leider ist die Lesbarkeit durch Absplittern der Steinoberfläche an mehreren Stellen stark beeinträchtigt.

Rückseite Reihe 1 (linke Reihe):

—	—	—	—	t	—	—	—	l	A	k	A	f	r	A	u	ḷ	A	t	k	i	A	l	t	ị
29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53

Abgesehen von den zur unteren Hälfte zerstörten und daher mit Ausnahme von t (33) nicht identifizierbaren Zeichen 29—36 ist die Reihe ohne Anstoß zu lesen. Allein die letzte Rune, jedenfalls ein i, ist durch Abblättern der Steinoberfläche ihrer oberen Hälfte beraubt, doch erkennt man noch deutlich den Abschlußpunkt. Daher ist nicht anzunehmen, daß durch das schichtweise Abplatzen der Oberfläche unterhalb der spiralförmigen Bildritzung noch Runen verschwunden sind.

Rückseite, Reihe 2 (mittlere Reihe):

A	s	A	ṭ	f	A	þ	i	R	u	b	ṣ	A	ḷ	f	A
54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69
þ	i	R	s	u	A	þ	A	ị	A	ṭ	u	ḷ	ị	b	A
70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85

Z. 27, ein einfacher Hauptstab, kann ein i oder ein t, schwerlich ein l sein. Jungner entschließt sich für t. — Z. 64, ein schwedisch-norwegisches b (ǂ), ist im unteren Teil nicht ausgezogen. — Von Z. 78 ab sind mehrere Runen durch Beschädigung des Steines geköpft worden. Z. 78 kann ein t, l, m oder, am einfachsten, ein i sein. — Von Z. 80 ab werden zwar die Runen überhaupt kleiner, aber daraus mit Jungner zu schließen, daß Z. 78 nie weiter hinaufgereicht habe, ist unzulässig, da die beiden umstehenden A-Runen 77 und 79, aus der Lage der Nebenstäbe zu schließen, bestimmt größer waren als Z. 85. Z. 80 möchte ich eher mit Jungner als t (mit fast waagerechtem Nebenstab) als mit Wessén als i lesen, der in dem auf der Abb. 2 kaum erkennbaren oberen Querstrich die Reste der Randlinie (?) sehen will. Ein Blick auf die beiden folgenden Runen zeigt, daß das unmöglich der Fall sein kann. — Wenn man Z. 82 mit Jungner als l liest, muß man annehmen, daß der Nebenstab aus einer bestimmten Absicht heraus nach links über den Hauptstab hinaus verschoben wurde, denn rechts wäre ja Platz dafür gewesen, wenn man in Z. 83 ein i sieht.

Rückseite 3 (rechte Reihe):

—	ạ	M	(lt?)	A	s	n	a	t	u	A	u	k	t	A	k
86	87	88		89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100

A	R	'	A	s	l	r	i	k	u	l	u	—	i	R	u
101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116

k	þ	—	t	A	i	u	i	s	l :
117	118	119	120	121	122	123	124	125	126

Am Anfang fehlen ungefähr zwei Zeichen, wenn die Inschrift dieser Reihe in gleicher Höhe wie die darüberliegenden begann. Die erste ungefähr lesbare Rune, 87, ist eher ein a (ᚬ) als ein n (ᚿ), vgl. 91 und 92. — Z. 88 sieht aus wie ein unsymmetrisches m der 24typigen Runenreihe[12]; Jungner rechnet auch mit der Möglichkeit, daß hier eine Ineinanderritzung von l und t (ᛚ ᛏ) vorliegt. — Z. 103, ein kurzer senkrechter Strich, ist ein Trennzeichen, und zwar das einzige innerhalb einer geschlossenen Reihe dieser Inschrift (s. u.). — Bei Z. 113 ist ein einfacher Hauptstab erkennbar; da aber der Stein hier besonders mürbe und verwittert ist, läßt sich irgendein kennzeichnender Nebenstab nicht ausmachen. Zwei i nebeneinander (s. Z. 114) sind kaum zu vermuten. — Z. 119 ist durch Beschädigung des Steines nur zum oberen Drittel des Hauptstabes erkennbar. Der Zusammenhang spricht für A (✱). — Am Ende der Reihe finden wir wieder ein Trennzeichen, diesmal aus zwei Punkten.

Der Oberfläche der linken Seite des Steines (Abb. 3) ist nicht so sorgfältig geglättet, und die Runen, wenigstens die an der rechten Kante, nicht mit der gleichen Genauigkeit geritzt wie die der Vorder- und Rückseite. Die Bildritzung zeigt eine sehr bewegte und mit großer künstlerischer Kraft ausgeführte Szene: von oben stürzt ein uhuähnlicher Raubvogel mit mächtigen Fängen herab, während unten ein langhalsiger Vogel, wohl ein Schwan, dessen Hals von zwei Schlangen umklammert wird, mit geöffnetem Schnabel einen Notschrei auszustoßen scheint. Kopf und Hals des Raubvogels treten durch geschickte Benutzung einer Erhöhung der Oberfläche als flaches Relief hervor (Spuren davon gewahrt man an der linken Kontur der Vorderseite, s. Abb. 1; vgl. auch Abb. 3). Die Runen sind offensichtlich erst nachträglich angebracht. Die erste Inschriftreihe läuft die abgeschrägte Kante zwischen der linken Seite und der Rückseite des Steines hinauf.

Linke Seite, Reihe 1 (linke Reihe):

—	s	ị	ḳ	ṣ	ṇ	—	—	—	ṛ	A	ụ	ị	þ	A	t	s	i	k
127	128	129	130	131	132	133	134	135	136	137	138	139	140	141	142	143	144	145
m	a	r	A	i	t	i	m	a	k	u	R	a	i	r	i	k	i	s
146	147	148	149	150	151	152	153	154	155	156	157	158	159	160	161	162	163	164

Eine nicht mehr feststellbare Reihe von Zeichen fehlt am Anfang. Vor dem deutlichen s (Z. 128) läßt sich nur noch die schwache Spur eines Stabes erkennen. — Daß Z. 129 — nur knapp die untere Hälfte eines Hauptstabes ist zu sehen — als i aufzufassen ist, schließt Jungner glaubwürdig aus der folgenden Konsonantenanhäufung. — Während Z. 130 (ᚴ) auch in der Abbildung verhältnismäßig gut zu erkennen ist, läßt sich das folgende ' (schwedisch-norwegisches s) nur aus einer leichten Vertiefung in der oberen, dem Fehlen jeder Spur eines Stabes in der unteren Hälfte der Reihe und dem großen Abstand zwischen Z. 130 und 132 erschließen. Z. 132 ist eher ein n als ein a, der erhaltene Beistab hätte sonst tiefer angesetzt sein müssen, damit der obere hätte Platz haben können. — Die nächsten drei Runen, deren Hauptstäbe oben abgeschlagen sind und unten z. T. nicht bis zur Rahmenlinie reichen, lassen sich nicht identifizieren[13]. — Z. 136 ist ziemlich sicher als r (ᚱ) zu erkennen. — Auch in der Lesung von Z. 138/39 (ui) können wir uns Jungner anschließen.

Die Fortsetzung dieser Reihe hat unterhalb derselben auf der unregelmäßig gebogenen und geknickten Fläche an der oberen linken Kante (s. Abb. 2) in zwei kurzen Zeilen mühsam Platz gefunden.

Linke Seite, Reihe 2:

m	a	k	i	n	i	a	r	u
165	166	167	168	169	170	171	172	173

[11] Allerdings ist von den Beistäben eines ⅄ keine Spur zu sehen. Die jüngere Inschrift kann kaum daran schuld sein, denn bei Z. 19 ist die Rune ja vollständig erhalten.

[12] Freilich wäre das dann der einzige Fall für diese m-Form in unserer Inschrift. Sonst wird der Laut als ᛘ geritzt (s. Z. 146, 153, 165, 239).

[13] Über die unlesbare Rune 135 s. o. S. 367, Anm. 7.

Linke Seite, Reihe 3:

þ	u	n	a
174	175	176	177

Die beiden Reihen sind, obwohl die Runen am Anfang durch die hereinragende Schlangenritzung arg gequetscht sind, überall gut lesbar. Reihe 3 ist durch einen Punkt abgeschlossen.

Die vierte Zeile beginnt unten in der Mitte und reicht hinauf bis zum Kopf des „Uhus".

Linke Seite, Reihe 4:

A	f	t	A	i	u	ị	s	u	k	r	A	þ	—
178	179	180	181	182	183	184	185	186	187	188	189	190	191

Die Steinoberfläche ist hier nur wenig geglättet, und die Runen zeigen nicht mehr die sorgfältige und ziemlich regelmäßige Ritzung der bisherigen. Den Vorschlag, Z. 184 als l zu lesen, lehnt Jungner ab, und zwar, soweit sich aus den Abbildungen entnehmen läßt, mit Recht; der Abstand zum folgenden s wäre auch zu gering. Da man vom Inhalt her hier ein l erwartet, wäre die Vermutung erlaubt, daß der Beistab des l auf der unebenen Grundfläche mit dem (schwed.-norweg.) s zusammengefallen sei.

Reihe 5 der linken Seite beginnt rechts unten und läuft an der Kante entlang aufwärts.

r	u	n	ą	R	þ	A	R	r	A	k	i	(n)	u	k	u
192	193	194	195	196	197	198	199	200	201	202	203	204	205	206	207
t	u	i	u	þ	A	r	s	u	A	þ	A	l	i	r	i
208	209	210	211	212	213	214	215	216	217	218	219	220	221	222	223

k	u	l	u	b	u	f	A	þ	i
224	225	226	227	228	229	230	231	232	233

Im allgemeinen ist diese Reihe besonders gut erhalten. Z. 192 ist als r (ᚱ), obwohl der Hauptstab zerstört ist, klar zu erkennen; als Stütze dürfen wir hier auch den sehr klaren Sinn der Inschrift heranziehen. — Die Beistäbe von Z. 199 (ᛦ) sind fast ganz verwittert. — Z. 204 ist in der Mitte beschädigt; der Abstand zur nächsten Rune spricht dafür, daß hier der Beistab eines ᚿ fortgefallen ist. — Ob Z. 208 die dänische (↑) oder schwed.-norweg. t-Rune (ᛐ) darstellen soll, läßt sich nicht erkennen[14], da hier der Kopf des „Uhus" in das Runenband hereinragt. — Bei Z. 213 ist das Beistabkreuz auf der linken Seite beschädigt, aber noch erkennbar. — Die Lage des Querstriches von Z. 228 beweist, daß darunter ein zweiter Querstrich verloren gegangen sein muß, also b (ᛓ). — Z. 231 (A) ist mit Rücksicht auf das vorausgehende f nur in halber Höhe ausgeführt. — Die Reihe schließt wiederum mit einem Punkt.

Abb. 3 und die Abb. 1 und 2 im Profil zeigen, daß die linke Fläche des Steines in ihrem obersten Achtel um ein beträchtliches Stück zurücktritt. Auf dem so nach hinten gerückten obersten Teil der linken Seite finden sich noch einmal zwei quer über den Stein geritzte linksläufige Reihen, die von einer bogenförmigen Zierlinie begrenzt sind[15].

[14] Beide Formen kommen vor, ᛐ bei Z. 33, 93, 120, 142, 151, ↑ bei Z. 47, 98, 180. Z. 52, 57, 80 sind unsicher.

[15] Daß es sich hier wirklich zunächst um ein Ornament handelt, beweist die Tatsache, daß die Inschrift nicht Platz darin gefunden hat. Man beachte auch die beiden Kreisbögen in der oberen Reihe. Wahrscheinlich waren die Linien ursprünglich zur Aufnahme einer anderen Inschrift bestimmt, worauf die regelmäßig gesetzten Punkte an der untersten Linie hinzudeuten scheinen. Jungner äußert sich nicht darüber. Wenn man annimmt, daß die Inschrift von hinten, d. h. hier: von links oben begonnen wurde, fände einmal die auf diesem Stein einmalige Tatsache der Linksläufigkeit eine technische Erklärung, zum anderen die Tatsache, daß ein Teil der unteren Reihe, sinngemäß der Anfang dieser Inschrift, in der Umrahmung nicht mehr Platz fand.

Auf der schrägen Fläche der so entstandenen Stufe befindet sich noch eine kurze, linksläufige Inschrift:

u	i	u	r	a	m
234	235	236	237	238	239

Die Runen sind recht unbeholfen geritzt, aber deutlich lesbar. Auch in der sehr „unvorschriftsmäßig" geritzten Rune 237 kann man kaum etwas anderes sehen als ein ᚱ (r).

Die Lesung beginnt rechts unten.

Die untere Reihe lautet:

—	i	u	k	r	þ	s	a	r	s	k	s	n	u	i	b	i	n	—	i
240	241	242	243	244	245	246	247	248	249	250	251	252	253	254	255	256	257	258	259

Die erste Rune ist durch ein abgeschlagenes Stück der rechten Kante unlesbar geworden. Jungner schließt aus dem Wortzusammenhang auf ein h[16]. — Der erhaltene Hauptstab 241 hat wohl auf der rechten Seite keine Einbuße erlitten, also i. — Ob zwischen Z. 257 und 259 noch eine Rune anzusetzen ist, ist ungewiß; hier geht die ornamentale Rahmenlinie durch die Inschrift hindurch. Ob jener abwärts gerichtete Zweig der Rahmenlinie der Rest einer Rune ist, wird kaum entschieden werden können.

Die darüberliegende Reihe enthält folgende Inschrift:

—	—	—	ị	k	u	n	R	u	k	l	i	u	s	—
260	261	262	263	264	265	266	267	268	269	270	271	272	273	274

Im rechten Kreisbogen, der durch Abstoßen der oberen Ecke stark gelitten hat, müssen ungefähr vier Runen gestanden haben, von denen nur die letzte mit einiger Sicherheit, nämlich als i, zu erkennen ist. — Auffällig ist bei Z. 269, wenn es ein k darstellen soll, daß der Beistab nach rechts läuft, also ebenso gegen die herrschende Linksläufigkeit dieser drei Zeilen verstößt wie Z. 250 schräg darunter. — Z. 270 ist zweifellos als l zu lesen, und zwar dergestalt, daß der rechte Teil der linken, fast einen geschlossenen Kreis bildenden Bogenlinie als Hauptstab verwandt worden ist, an den der Beistab unmittelbar angesetzt wurde[17]. — Z. 273 ist ziemlich deutlich ein schwed.-norweg. s. — Z. 274, ein nach links geneigter, in sich schwach gekrümmter Strich, fasse ich mit Jungner nicht als Rune auf; er ist wahrscheinlich der nicht fortgesetzte Anfang der ornamenthaften Rahmenlinie und muß vor den Runen geritzt worden sein, denn der linke Beistab des u (Z. 272) ist um seinetwillen bedeutend verkürzt[18].

Ein sehr bedauerlicher Verlust ist wahrscheinlich dadurch eingetreten, daß die Oberseite des Steines beim Einbauen in die Kirchenmauer flach geschlagen und dadurch eine nicht abschätzbare Anzahl von Runen restlos entfernt wurde; nur die beiden letzten sind übriggeblieben:

i	u
275	276

Die kleine Inschrift am rechten und oberen Rande der Vorderseite (s. Abb. 1) ist für das Problem des Sparlösa-Steines von gar keiner Bedeutung. Die Runen erweisen sich

[16] Die Rune h kommt in der ganzen Inschrift sonst nicht vor, obwohl Jungner ihn nach seiner Lesung für das fast ganz zerstörte Zeichen 34 (Reihe 1 der Rückseite) fordert. In dieser Inschrift wäre nur die schwed.-norweg. Form ᚽ vorauszusetzen, da die dänische Form ✱ auf dem Sparlösastein auffälligerweise für A in Anspruch genommen ist.

[17] In entsprechender Weise ist bei Z. 245 das ᑕ gebildet worden. Für die Beurteilung des rätselhaften Zeichens 258 gibt diese Beobachtung leider nicht viel her, da der rechte obere Kreisbogen zwischen 263 und 264 offenbar nicht als Runenbestandteil gedient hat.

[18] Man könnte deswegen auch das s von Z. 273 anzweifeln und etwa ein i für möglich halten, wenn Jungners Lesung nicht gerade an dieser Stelle einen so guten Sinn gäbe.

nach Form und Typus[19] als bedeutend jünger, und inhaltlich geben sie eine Gedächtnisinschrift jener schablonenhaften Art, wie wir sie auf skandinavischem Boden in sehr großer Anzahl finden[20].

Es ist bitter, aber es muß gesagt werden: man könnte manche Runen unserer Inschrift auch anders lesen, besonders solche, die beschädigt sind. Runenlesen erinnert oft an Kreuzworträtselraten: man muß aus den umstehenden Buchstaben das fehlende Glied zu einer Kette von Lauten, zu einem Wort suchen, das man einem weitergespannten Sinnzusammenhang einpassen kann. D. h. man muß in vielen Fällen einfach raten. Vielfach beruht die Lesung einer Inschrift, zunächst einer einzelnen Rune, nicht auf einem logischen Schluß, sondern auf dem Entschluß für diejenige Möglichkeit, die die höchstmögliche Zahl von Wahrscheinlichkeitspunkten für sich hat. Es ist in der Runenforschung schon oft vorgekommen, daß durch eine andere Lesung einer einzigen Rune die ganze bisherige Auffassung einer Inschrift über den Haufen geworfen wurde; dabei werden oft in entscheidender Weise Fragen berührt, die für die Sprach- und Religionsgeschichte, wie beim Ring von Pietroassa, oder unsere Kenntnis des religiösen Brauchtums, der Magie und des Namenzaubers, wie beim Eggjumstein, von größtem Belang sind. Der Runenforscher muß also großzügig genug sein, sich Korrekturen gefallen zu lassen, denn hier vermischen sich die technischen Schwierigkeiten der Lesbarkeit mit unserer lückenhaften Kenntnis der damaligen Sprach- und Kulturverhältnisse, die einerseits Hilfsmittel der Untersuchung, andererseits Forschungsziel sein soll. Die Gefahr des Zirkelschlusses droht dem Runenforscher beständig.

Ich schicke das voraus, um Jungners geistvolle Lesung und Auffassung der Sparlösa-Inschrift, die ich im folgenden vortragen will, von vornherein gegen den Vorwurf der Willkür zu wappnen. Wer kann, mache es besser! (Schluß folgt.)

Salzburger Wissenschaftswochen

Das gediegene Programm der „Salzburger Festspiele" wird in diesem Jahre und späterhin regelmäßig eine besondere Bereicherung durch die „Salzburger Wissenschaftswochen" erfahren. Zu dieser Veranstaltung haben sich auf besonderen Wunsch des Gauleiters Dr. Rainer hin das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" zusammengefunden. Die „Salzburger Wissenschaftswochen" sollen vor der Öffentlichkeit des In- und Auslandes in würdiger Form die Leistungen deutscher Wissenschaft im nationalsozialistischen Reich darbieten. Hervorragende Vertreter der verschiedensten Sachgebiete werden einen Querschnitt deutscher Kultur und ihres Beitrages zum Geisteskampf Europas und der Menschheit geben. Durch die Verbindung dieser eine alte akademische Tradition Salzburgs fortführenden Wissenschaftswochen mit den Festspielen wird Salzburg im europäischen Sommerprogramm eine neue und fast unerhörte Anziehungskraft gewinnen, der, wie zu hoffen ist, auch das Ausland besonderes Gehör schenkt.

Der diesjährige Plan der „Salzburger Wissenschaftswochen" sieht eine bunte Folge von Vorlesungen aus allen Wissenschaftszweigen vor. So sind die Gebiete der Geschichte, der Literaturgeschichte, der klassischen Altertumswissenschaft, der Germanenkunde, der Physik, der Chemie, der Philosophie, der Kunstgeschichte, der Wirtschaftswissenschaft usw. vertreten. Namhafte Persönlichkeiten haben ihre Zusage als Dozenten für Salzburg bereits abgegeben. Darunter sind zu finden etwa der Münchner Literarhistoriker Herbert Cysarz mit einer Vorlesung über „Unsterblichkeit und Geschichte", Prof. Dirlmeier-München mit einer Vorlesung „Apollon, Gott und Erzieher des hellenischen Adels". Der Kurator der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Prof. Dr. Walther Wüst-München, kündigt einen Vortrag „Von indogermanischer Religiosität. Sinn und Sendung" an. Dr. Karl Ritter von Halt spricht über das „Ewige Olympia". Der Präsident der „Deutschen Forschungsgemeinschaft" und Chef des Amtes Wissenschaft im Reichserziehungsministerium, Prof. Dr. Rudolf Mentzel, wird über „Die Wissenschaft im Leben der Völker" grundsätzliche Ausführungen machen. Weiter sind verzeichnet: der Historiker Karl Alexander von Müller-München, der Staatsrechtslehrer Paul Ritterbusch-Kiel, der Philosoph Kurt Schilling-München; ferner aus der Wirtschaft Generaldirektor Dr. h. c. Albert Vögler-Dortmund, Prof. Dr. Carl Krauch-Berlin und Karl Blessing-Berlin.

Die Teilnehmer der „Salzburger Wissenschaftswochen" genießen weitgehende Preisermäßigungen für den Besuch der Festspiele. Auch Fahrpreisermäßigungen der Reichsbahn erleichtern den Besuch dieser Veranstaltung. Kartenbestellung und weitere Auskünfte vermittelt die Geschäftsstelle in Salzburg, Hofstallgasse 2.

[19] Sie gehören ausnahmslos der sog. dänischen Runenreihe an.

[20] Ich nehme die Lesung dieser Inschrift, auf die Jungner gar nicht weiter eingeht, voraus: kisli : karþi : iftiR : kunar : bruþur (:) kubl (:) þisi = „Gisli errichtete zum Andenken an seinen Bruder Gunnar diesen Hügel."

Die Fundgrube

Eine arabische Nachricht über Runen?

Von Heinz-Joachim Graf

Als äußerst merkwürdig darf die Nachricht des Arabers Ibn Abî Ja'qûb über die Schrift der Rûs (d. i. Waräger) gelten.

Ibn Abî Ja'qûb, der nach Frähn[1] im 10. Jahrhundert schrieb, ist der Verfasser des bibliographischen Werkes Kitab el fihrist (Hrg. v. Flügel, Leipzig 1871). In der Einleitung, die von den verschiedenen Schriftarten handelt, findet sich nun die folgende Mitteilung: „Die russische (Schrift). Jemand, dessen Worten ich trauen darf, erzählte mir, daß einer von den Königen des Kaukasusgebirges ihn an den König der Rûs geschickt habe; und er gab an, diese hätten eine Schrift, die in Holz eingeschnitten werde. Dabei zog er ein Stück weißes Holz hervor, das er mir hinreichte. Auf demselben standen Charaktere (eingeschnitten), von denen ich nicht weiß, ob sie Wörter oder einzelne Buchstaben darstellten[2]. Hier ihre Nachbildung[3]."

Nach der ganzen Stelle liegt es am Nächsten, an Runen zu denken. Dazu kommt ferner noch das Zeugnis des Ibn Fadlân der 922 dem Begräbnis eines Warägers in Bulgâr beiwohnte und mitteilt, daß die Rûs den Namen des Verstorbenen sowie

[1] Ibn Abi Jakubs Nachricht von der Schrift der Russen im 10. Jahrhundert n. Chr., Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. VI. Série. Sciences politiques. Tom. III (1836). Vgl. auch noch C. Brockelmann, Geschichte der Arabischen Literatur, Supplementband, Leiden 1936, S. 226/27.

[2] G. Jakob, Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter, Leipzig 1887, S. 91.

[3] Frähn a. a. O. S. 513.

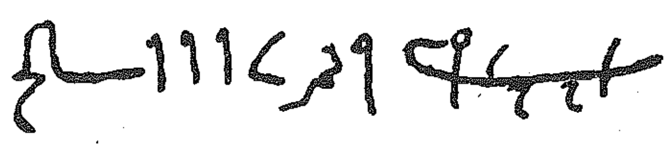


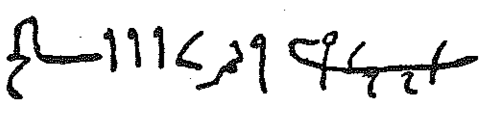
abb. 1

den ihres damaligen Königs auf das Holz über dem Grabhügel geschrieben hätten[4].

Es könnte nun ja auch dabei an die kyrillische Schrift gedacht werden, die sich gegen Ende des 10. Jahrhunderts auf einigen Münzen Wladimirs und an der 996 ausgebauten Zehntkirche in Kiew findet. Unsere Nachbildung läßt jedoch diesen Schluß nicht zu. Frähn sagt diesbezüglich a. a. O. S. 515: „Denn von slawischen Buchstabenzügen läßt sich, nach dem Ausspruch eines wohlbekannten Kenners des slawischen Altertums, des Hn. v. Köppen, in der uns leider so spärlich gespendeten Probe, nichts erkennen."

Er selbst zieht dann einen Vergleich mit den sinaitischen, richtiger nabatäischen Inschriften aus dem Wadi Mokatteb (bis 260 n. Ztr.) und spricht von einer „frappanten Verwandtschaft" (a. a. O. S. 516). Wie es um diese bestellt ist, vermag man aus Abbildung 2 bei aufmerksamer Betrachtung zu ersehen.

RUSSISCHE SCHRIFT



SINAITISCHE SCHRIFT

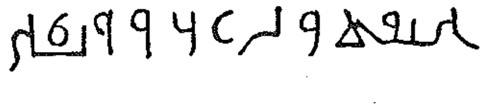


Abb. 2

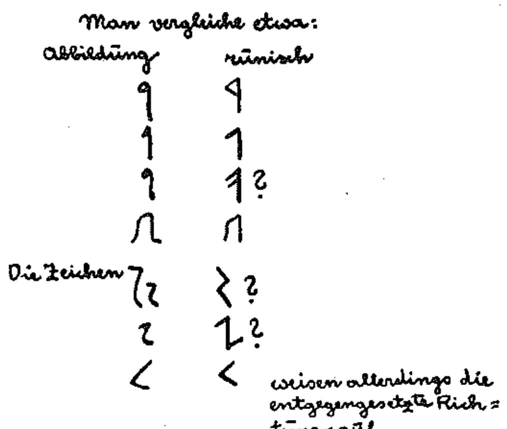


Abb. 3

Sieht man davon ab, daß auf Abbildung 1 überhaupt nicht unbedingt Gewicht zu legen ist, weil Ibn Abî Ja'qûb sehr wahrscheinlich nur einen allgemeinen Eindruck und keine getreue Nachzeichnung des Originals wiedergibt[5], so kann man gegenüber Frähn mit dem gleichen Recht von einer auffälligen Verwandtschaft mit den Runen sprechen. Dies gilt für die Form einzelner Zeichen sowohl wie für die wahrscheinliche Richtung der Hand. Was die linkswendige Schriftrichtung anbelangt, so ist sie ja auf ostnordischen (!) Runendenkmälern des 5. und 6. Jahrhunderts, beispielsweise dem bekannten Stein von Möjebro und dem Amulett von Lindholm, öfter zu finden.

Was der Deutung auf Runenzeichen aber einen wichtigen Vorrang vor Frähns Meinung sichert, ist einmal die eben angeführte Nachricht des Ibn Fadlân vom Bestattungsbrauch der Bulgâr-Waräger und dann die Stelle einer russischen Chronik des 14. Jahrhunderts, in der es heißt, „die Slawen hätten vor Einführung der Schrift Kyrills keine Schrift (keine Bücher) gehabt, sondern nach S t r i c h e n und E i n s c h n i t t e n gelesen und gerechnet, weil sie Heiden waren" (Frähn a. a. O. S. 515). Diese Bemerkung von den Strichen und Einschnitten sowohl wie auch Ja'qûbs obige Mitteilung über das Holz, das ihm der Sendbote zeigte, lassen die Verwendung von Kerbhölzern und Runenstäben bei den Rûs vermuten.

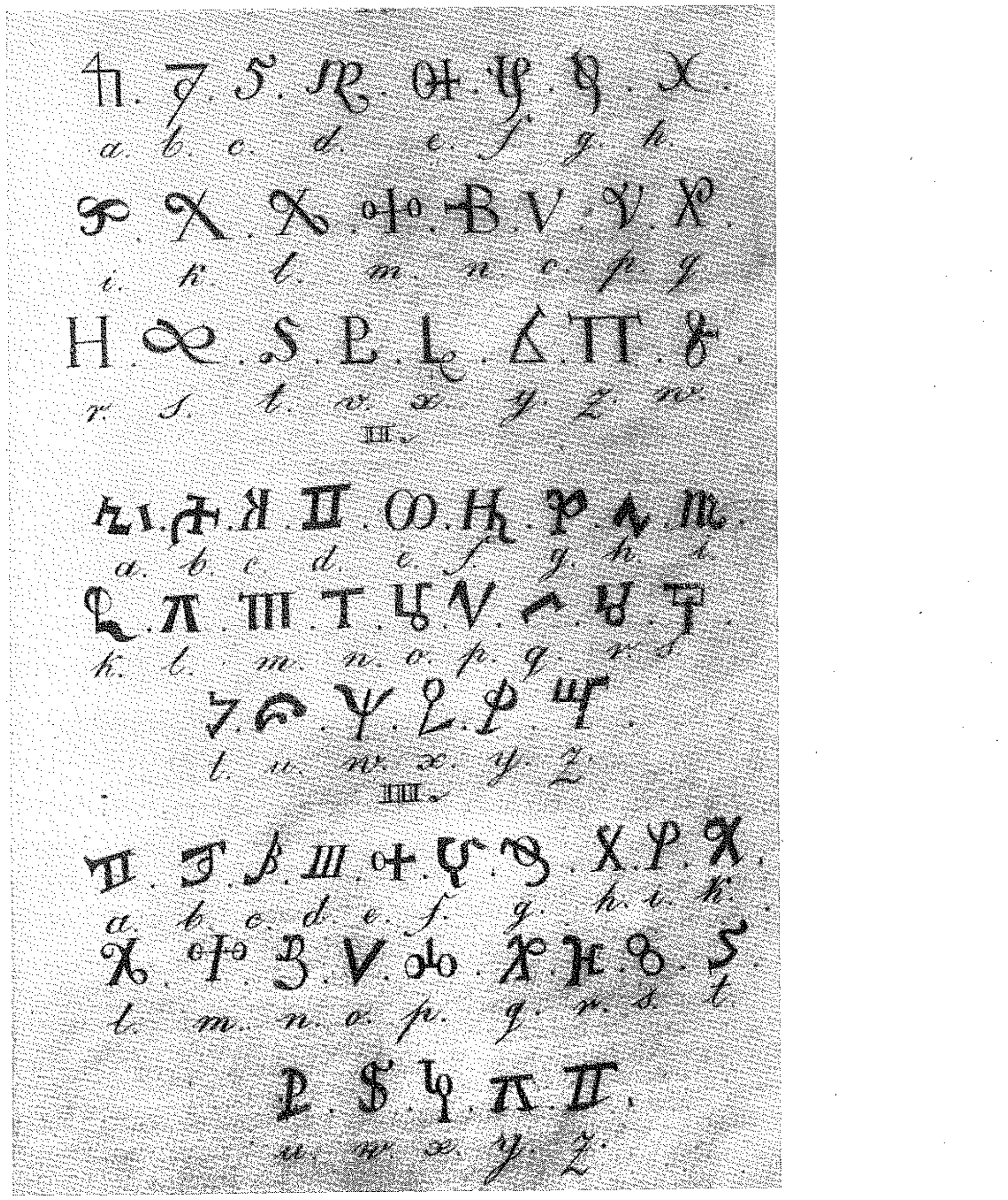
Zu E. Weber:
Weiteres zum Wittekindstein

In „Germanien", Jg. 1939, H. 3, S. 135, schreibt Edmund Weber anläßlich seines Beitrags „Weiteres zum Wittekindstein": „In Dr. Otto Schnellers Büchlein ‚Die Veme' fand ich eine Bemerkung, daß nach einigen Forschern die Femgenossen ein Geheimalphabet besessen haben sollen. Als Quelle dafür war angegeben L. Troß, ‚Sammlung merkwürdiger Urkunden' (1826). Es ist mir bisher nicht gelungen, das Buch zu erhalten. Aber vielleicht sind Heimatforscher des Landes Lippe in der Lage, dem Fall nachzugehen. Troß dürfte die Quelle für Wecus gewesen sein."

Zu dem Büchlein von Ludwig Troß, Sammlung merkwürdiger Urkunden für die Geschichte des Femgerichts, Hamm 1826,

[4] Frähn, Ibn Foszlans und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit, Petersburg 1823.

[5] Es können genau so gut aber auch die verschiedenen Abschreiber die Schrift entstellt haben (der Pariser Codex stammt aus dem 13. Jahrhundert!).



Angebliches Geheimalphabet der Femgenossen

kann ich folgendes mitteilen. Der Seite 96 des Textes ist ein Merkblatt folgenden Inhaltes angeheftet:

„Bemerkung. Die auf der beiliegenden Kupfertafel vorgestellten Alphabete sollen einst von den Freigrafen und Femgerichtsschöffen gebraucht worden seyn. Das erste findet sich in ‚Hermanni ab Hövel speculum Westphaliae Ms.', das zweite bei ‚Trithem. Polygraph. L. VI. p. 589' und das dritte in ‚G. Seleni cryptomenytices et cryptographiae bibl. IX. Lunaeb. 1624, 1. IV. c. 3. p. 282'. Obgleich noch nicht ausgemacht ist, daß die Schöffen eins dieser geheimen Alphabete

wirklich gebrauchten, so dürfte dennoch die Abbildung der mitgetheilten nicht ohne Interesse seyn, und ich habe dem Wunsche des Herrn Verlegers darin um so lieber nachgegeben, als von den angeführten Werken das erste nur handschriftlich existiert und die andern ungemein selten sind.

Troß."

Es folgt dann als letztes Blatt des Büchleins die in der Abbildung wiedergegebene Kupfertafel mit den erwähnten Geheimalphabeten.

Heinz-Joachim Graf.

Nochmals das Rätsel vom Ei

Im Juliheft 1936 teilte H. v. Staden ein Rätsel von der Niederelbe mit, dem sich ein bekanntes englisches Rätsel, dem Lesebuche der Volksschule entnommen, als augenscheinlich verwandt zur Seite stellte. Es handelte sich um das bekannte Rätsel vom Ei, niederdeutsch:

Hintje Potintje leeg up de Bank,
Hintje Potintje föll ünner de Bank;
Es keen Dokter inne ganze Welt,
De Hintje Potintje weller heel maken kann.

englisch:

Humpty Dumpty sat on the wall,
Humpty Dumpty had a great fall:
All the kings horses and all the kings men
Could not put Humpty Dumpty together again.

Einige Zuschriften, veröffentlicht von F. O. Plaßmann im Oktoberheft 1936, brachten Varianten aus Ostfriesland und aus Westfalen, darunter einige mit folgendem neuen Motiv:

... Is geen Könenk in Engelland,
De Hümelke Tümelke weer maken kann.
(Ostfriesland)

... Do was ninn Dokter in Engelland,
Doe dat kureeren kann.
(Bielefeld)

... T'iß kin Dokter in Engelland,
De Hüppelken Püppelken kureeren kann.
(Münsterland)

Dies Engelland verstand Plaßmann sinngemäß als Land der Engel, das mit dem Lande der Angeln nichts zu tun hat, wobei er noch auf die enge Berührung zwischen der christlichen Engelvorstellung und den germanischen von den Schwanenjungfern und Fylgjen hinwies. Zum gleichen Ergebnis kam Mannhardt, Germ. Mythen S. 397 ff. auf Grund eines reichen Stoffes an Lied- und Märchenmotiven, vorwiegend

aus Niederdeutschland. Wenn wir von der allzu konkreten Ausdrucksweise absehen, so dürfen wir uns wohl Mannhardt „Übersetzung" des zugrunde liegenden mythischen Motivs zu eigen machen (S. 418): „Ist das Ei zerbrochen, so kann kein Mensch es wieder heilen, nicht einmal die kunstvoll schmiedenden Geister (Elbe) im Lande der Engel." In anderen Liedern, die nicht in diesen Zusammenhang gehören, steht für Engelland in manchen Fassungen „Niederland", „Brabant", „Flandern" usw. Auch hierin dürfen wir weniger geographische Ortsangaben erblicken, als vielmehr die Andeutungen einer mythischen Ferne.

Die Fülle der Varianten des Rätsels vom Ei ist unerschöpflich. Sie scheinen sich über den ganzen germanischen Raum zu verbreiten. Oberintendanturrat Dr. Spruth, Berlin, teilt eine nordnorwegische Fassung mit:

Egget (das Ei)

Trille Rille
Falt nedar hylle (fällt vom Wandbrett)
ingen man (es ist kein Mann)
i dette land (in diesem Land)
som denne trille binne kann (der Trille wieder heil machen kann)
(Vesteraalen)

In Jg. 43 (S. 67) der Zeitschr. f. Volkskunde teilt G. Henßen nach Aarne Krohn eine Variante aus Finnland mit:

Lilleri Lalleri schlief auf dem Brett,
Lillerie Lalleri fiel von dem Brett.
Es ist niemand in ganz Finnland,
Der Lilleri Lalleri heilen kann.

Mannhardt (S. 416) bringt noch drei skandinavische Formen: Lille trille (Dänemark), Lille bylle (Falster), Lille trölle (Westergötland). Ferner eine von den Faröer:

Bolli fôr af skâr'di
han vâr hvörki firi eystan, ella firi vestan
allar gjâr'dir sprungu âf,
id' bolla afturbœ ta kundi.
(Ballen fiel von der Bergkluft,
alle Reifen sprangen ab.
Da war Niemand in Osten oder Westen,
Der Ballen wieder ganz machen konnte.)

Auch in der Schweiz ist das Rätsel bekannt:

Annebadadeli lit uf em Bank,
Annebadadeli fallt ab em Bank.
S'isch ken Dokter im Schweizerland,
Der's Annebadadeli bümbümerlen kann.
(R. Petsch, Neue Beiträge ..., S. 75.)

Das „bümbümberlen" bezieht sich auf die Tätigkeit des Faßbinders, worin wir einen Anklang an das eddische Rätsel vom Ei (Heidrekgátur) und seine friesischen, holsteinischen, luxemburgischen Entsprechungen erblicken dürfen (vgl. Germanien 1936, S. 313 f. — Mannhardt a. a. O., S. 415), die das Ei als ein auf einem Eiland, in Niederland, in Engelland usw. hergestelltes Fäßlein umschreiben.

In Tirol heißt es:

Gigele Gagele auf der Bank,
Gigele Gagele unter der Bank ...
(Mannhardt S. 416)

In Schwaben:

Wirgele Wargele uffer Bank,
Wenn es fällt, ist es krank ...
(Mannhardt S. 416)

Damit ist die Verbreitung des Rätsel ungefähr umschrieben und zugleich ein Überblick über die Hauptformen des Textes, die nicht sehr von einander abweichen, gegeben. Wesentlich mehr variiert das Rätselwort; davon einige Proben: Hudele Pudeli (Rheinland), Enter partenter (Dithmarschen), Ente petente (Hamburg), Otje podotje (Bredstedt), Hintje potinje (?, verm. Friesland), Humpel pumpel (Lüneburg), Hümmelken Trümmelken (westl. von Halberstadt), Hüpp'l de Püpp'l (Musterhorst), Tirrland Irrland (Altmark), Pissewittken (Westfalen), Rolleken Bolleken, Witteken Witteken (Niederdeutschland), Hebbelken Tebbelken (Rheinland). Weitaus am häufigsten im Verhältnis zu den anderen Formen kommen Bildungen wie Hüppelken Püppelken, Pümpelken vor. Das legt von vornherein den Gedanken nahe, daß es sich dabei um zum Teil auch lautmalende Umschreibungen des gleichsam humpelnden Rollens des Eis handelt. In einem anderen plattdeutschen Rätsel (Sauerland) drückt sich das deutlich aus:

Hüppelken püppelken op äinem Bäine,
Sint draihunnert schoape alläine,
Sint ok alle lyke swart,
Roa du es, bat es dat?

Der „Hinkende Bote" und seine dreihundert Werktage (Zsch. f. deutsche Mythologie III, S. 192 f.). So kommt auch das niederrheinische Hebbelken Tebbelken in einem holländischen Rätsel vor, wo es den hüpfenden Frosch umschreibt. Mannhardt (S. 419) meint, Humpelken usw. bedeute „bucklig", näher liegt aber wohl die Beziehung zu humpeln = hinken; hierzu gehört zweifellos auch das englische Humpty, wobei die Bedeutung „hunchbacked" (vgl. T. Wright, Dictionary of obsolete and provincial English, London 1857, S. 673; übrigens eine Fundgrube für den Volkskundler) keinen Einwand darstellen muß. „Humptydumpty" heißt nach Kaltschmidt, Engl. Wörtbuch, s. v. eine „kleine tölpische Person". Ähnliche Lautmalerei liegt auch dem zweiten Teile einer Reihe von weiteren Varianten des Rätsels zugrunde, worin es heißt:

... do kemen de Herren von Hicken-Hacken, die nun das zerbrochene Ei auch nicht wieder ganz machen können; Hoefer, v. d. Hagens Germania V, S. 252, meint dazu: „Hühner und Hähne sammeln sich um das auf dem Hofe liegende, zerbrochene Ei in hastiger Geschäftigkeit, die halb wie Neugierde, halb wie klagendes Bedauern aussieht." In der Sprache des Rätsels klingt das anschaulicher und lustiger. Ich meine aber, wir können nach allem wohl dabei bleiben, daß der täppische Drei- oder Zweitakt der Wörter im Grunde nichts als das „Kullern" des Eis malen soll.

Wie steht es aber nun mit dem von Frau Zimmermann, Karlsruhe (Germanien 1936, S. 313) bemerkten Anklange an den Namen des Karlsruher Nikolausgebäcks „Dambedei", das ein Männchen darstellt, woran nach O. Suffert auch das „Mantje Timpeteh" im Märchen vom „Fischer und syner Fru" erinnert. Ein Zusammenhang ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, zumal auch die Varianten des Märchens eine Reihe von ähnlich klingenden Namen des zaubermächtigen Männchens aufweisen: Dundeldeen (Uckermark), Düffelken (Pommern), Ticktockteen, Tintelteen, Tintelenteen, Krempelenteen (Flandern) (Bolte-Polivka I, S. 143 ff.). „Buttje Buttje in dem See" ist ursprünglich gar kein Fisch, sondern ein Butte, Butke, Buddeke mhd. vielfach bezeugt als „butze", weitverbreitet als Name für gespenstische Wesen, Kobolde und Wichtel (vgl. Grimm, Mythologie S. 419). Möglicherweise kommt der Name des Plattfisches davon her. In Schwaben heißt ein Hausgeist „Pöpple". In den Kreis dieser Bildungen würde sich unser Timpeteh, Dambedei gut fügen und auch das engl. Humptydumpty = „kleine tölpische Person". Alle die Zwerge und Wichtel in Sage und Märchen leiden bei aller Zaubergewalt an irgend einem offenbaren oder geheimen Gebrechen ihrer Gestalt, abgesehen noch von dem ihrer Winzigkeit. Riesen sind stark, aber tölpelhaft, Zwerge sind drollig, „putzig" (zu jenem mhd. butze), aber klug. Ein kullerndes Ei aber schießt gleichsam „Kobolz", womit der wahrscheinliche Zusammenhang wohl genügend angedeutet ist. Auch das „Wirgele Wargele" deutet darauf, sowie das dän. Trille Rille usw., wo-

bei Trille = Rad. Daneben ist wohl möglich, daß auch die Beziehung des Eies als eines häufigen Opfers für die Unterirdischen (durch Vergraben) zu den Wichteln dabei eine Rolle spielt. — Damit kann also das Rätsel als vorläufig gelöst betrachtet werden. Eine ausführliche Zusammenstellung sowohl solcher Rätselworte wie auch dazu stimmender Zwergennamen usw. könnte fruchtbar sein, wir geben darum noch eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur über unser Rätsel vom Ei.

Schrifttum zum Rätsel vom Ei: v. d. Hagens Germania V, 252 f.; VI, 156. — Zeitschr. f. deutsche Mythologie III, 7. 183, 192, 345, 394 ff. — Mones Zeitschr. 1838, 262. — N. Preuß. Provincialbl. V (1840) 396 ff. — Urquell (1890) 170 f. 187. — Mitt. d. Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde des Hasegaues 1900, Heft 9. — Germanien 1936, 220 f., 313 f. — Karl Simrock, Das deutsche Räthselbuch, Frankf. a. M., no. 136, 137. — Meier, Kinderreime aus Schwaben, 79, 310. — Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen, S. 506, no. 9. — Mannhardt, Germanische Mythen, 400 ff. — J. Ehlers, Schleswig-Holsteensch Räthselbok, no. 65. — R. Eckart, Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel, no. 349. — Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I, 25. — J. Gillhoff, Das mecklenburgische Volksrätsel, 15 ff. — A. Brunk, Pommersche Volksrätsel, S. 6. — A. Brunk, Osnabrücker Rätselbuch, 17. — R. Petsch, Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels, Palaestra IV, Bln. 1899 (Literatur). — R. Petsch, Das deutsche Volksrätsel, Straßb. 1917 (Literatur).

Hans Bauer.

Die Bücherwaage

Karl Kaiser, **Lesebuch zur Geschichte der deutschen Volkskunde.** (Volkskundliche Texte, herausgegeben von Lutz Mackensen, Heft 10.) Ehlermann, Dresden 1939. 224 S. 8°.

Von einem „Lesebuch" erwartet man, daß man aus ihm „lesen" lernen kann; ebenso setzt man voraus, daß vielleicht aus ihm „gelesen" werden könnte. Jedenfalls soll ein Lesebuch kein Nachschlagebuch sein. Lesebücher müssen auch sinnvoll aufgebaut sein und ihre Aufgabe — aus ihnen lesen lernen können — geradlinig verfolgen.

Kaisers Zusammenstellung läßt leider einen geradlinigen Zug fast völlig vermissen und hat in vielem einen ausgesprochenen Spiralengang; zum rechten „Lesen" ist es ganz ungeeignet. Ja, es führt den unbefangenen Leser und Neuling auf Abwege und Irrwege.

Den Aufbau des Buches hat sich Kaiser mehr als leicht gemacht. Ein „Lesebuch der deutschen Volkskunde" kann und darf sich nicht darin erschöpfen, einfach in der Reihenfolge des Erscheinens Auszüge aus Aufsätzen und Büchern volkskundlicher Natur zu bringen. Dabei sind auch keineswegs alle angeführten „Volkskundler" nun auch Volkskundler oder gar Wissenschaftler. Durch Anführen von Aufstellungen auch von volkskundlichen Gelegenheitsarbeitern, die wie so meist ungetrübt und unberührt von dem ernstlichen Mühen um wissenschaftliche Erkenntnisse längst Abgetanes oder Überholtes immer wieder von neuem ahnungslos oder auch böswillig auftischen, wird das wirkliche „Geschehen", die „Geschichte der deutschen Volkskunde" verschüttet und diese zugleich mit vollendeter Mühe erst zu einem langersehnten Problem erfunden und gemacht! Ein rechter Abklatsch ewiger Stil- und Textphilologie und reiner Schreibtischarbeit, wenn wir annehmen sollen, daß es Kaiser hier mit einem Ringen um wissenschaftliche, volkskundliche Erkenntnisse ernst ist.

Jede eigene Stellungnahme zu den gebrachten Lesestücken hat Kaiser mit Fleiß unterlassen; allein das Vorwort soll uns von seinen wissenschaftlichen Absichten überzeugen. Wir können ihm die Reinheit seiner Absichten nicht glauben, weil sie der Anlage des Ganzen nach nicht zur Wirklichkeit stimmen. Herabsetzung und der Versuch wissenschaftlich-moralischer Tötung gewisser „Unbeliebter", die Kaiser allerdings noch vor der Machtübernahme am volkskundlichen Himmel in ewigem Glanze sehen zu müssen glaubte, sind allzu deutlich spürbar. Die politische Notwendigkeit eines volkskundlichen Lesebuches nach der Auswahl und Bearbeitung durch Kare (!) Kaiser (siehe z. B. Zs. f. Vkde. N. F. 3, 1931/32, Heft 1, Seite 71) ist weder unbedingt einsichtlich noch seine Echtheit irgendwie glaubhaft.

Der betonte Hinweis auf das Judentum einiger „Volkskundler" ist zu begrüßen; allein diese Fingerzeige verdanken wir dem Herausgeber der Schriftenreihe.

Heinrich Harmjanz-Berlin.

Das germanische Erbe in der deutschen Volkskultur. Die Vorträge des 1. Deutschen Volkskundetages zu Braunschweig, Herbst 1938. Bearbeitet von Ernst Otto Thiele. Hoheneichen-Verlag München 1939. 239 S. mit 126 Bildern.

Die hier vereinten Vorträge über den hohen Wert der deutschen Volkskunde, denen Reichsleiter Alfred Rosenberg ein Geleitwort mit auf den Weg gab, umfassen ein weites Gebiet. So bringt schon der erste Beitrag einen Überblick über die Aufgaben, die der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde gestellt sind. Ministerpräsident Dietrich Klages würdigt anschließend die Bestrebungen und Leistungen der Volkskunde seit ihrer Begründung und kommt zum Ergebnis, daß trotz aller Fehler und Irrwege und Behinderungen der früheren Jahre es sich doch klar zeige, daß „die deutsche Volkskunde in der Tat eine hervorragende Aufgabe und eine wichtige erzieherische Bedeutung" habe.

Die weiteren Beiträge wenden sich, mit Ausnahme eines Aufsatzes über die Feiergestaltung von Thilo Scheller, dem Weiterleben des germanischen Ahnenerbes zu. Es würde zu weit führen, alle Ausführungen, die durch gut gewählte Bilder unterstützt werden, einzeln zu würdigen und zu ihnen Stellung zu nehmen. Hervorheben möchte ich die Beiträge von Hermann Reischle, Bruno Schier und K. Th. Weigel über das germanische Erbe im deutschen Bauerntum, in Siedlung und Hausbau und in den Sinnbildern. Am wenigsten vermag Karl von Spieß mit seiner recht einseitigen Darstellung über die deutsche Volkskunst zu überzeugen. Sie liegt auch sonst unter dem guten Niveau des Sammelbandes. Die restlichen Beiträge befassen sich mit dem Donauraum, dem bäuerlichen Sachgut und mit Volkstanz und Volksspiel.

H. Zwölfjahr.

Das Nibelungenlied. Nach dem Ursprunge erneuert von Hermann Stodte. Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag.

Vor anderen Dichtungen unseres Mittelalters verdient, ja verlangt das Nibelungenlied eine Wiederbelebung für unser Volk. Der Form nach ein gewaltiges Epos, ist es seinem Wesen nach vielleicht die gewaltigste Tragödie, die aus germanischem Wesen heraus erschaffen wurde. Doch ist sein Gehalt schwer zugänglich durch jene Strophenbildungen, die dem mittelalterlichen Hörer (besonders im Ostraum) mit ihrem behaglichen Gange und mit ihren reichen Gelegenheiten zu mannigfachen Abtönungen die heldischen Gestalten näherbrachten, während sie von uns gewisse Opfer verlangt. Darum hat die eng an die alten Formen sich anlehnende Übertragung von K. Simrock nie recht wirksam werden können, während eine ganz freie Nachdichtung, wie sie W. Schäfer forderte, den eigentümlichen Schmelz, ja die Atmosphäre des Liedes zerstören würde. Es gilt also einen Mittelweg zu finden zwischen der „naiven Breite der echten Erzählkunst mit ihren Wiederholungen und Füllseln" und einer „größeren sprachlichen Dichte", die „unser Stilgefühl" verlangt. Auf diese Weise hat Hermann Stodte in Lübeck die Aufgabe erfaßt und in hohem Grade befriedigend gelöst. Wenn auch manche Bindung uns noch hart oder gewollt anmutet, im Ganzen hat er als Erster eine wirklich lesbare Übertragung des Liedes in unsere Sprache gegeben, die nicht nur den Inhalt vermittelt, sondern vieles von dem Zauber der alten Form ahnen läßt.

Robert Petsch.

Dr. Johann Pfeufer, **Rhönerisch und Fränkisch.** Michael Haßleben Verlag, Tallmünz und Regensburg. 12 RM.

Ein dickes Buch, das von einem unermüdlichen Fleiße zeugt und eine ungeheure Stoffmenge bringt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das Volkstum der Rhön in all seinen Erscheinungen aufzuzeigen.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Mundart als Ausgangspunkt zu nehmen; allerdings ist die Schreibung der Mundart nicht einwandfrei gelungen, oft ist sie verwirrend. Der Sprachwandel im Ablauf der Generationen ist gut dargestellt. Das „Grundsätzliche über Mundart" dürfte sich jeder Dorflehrer zu Herzen nehmen. Zur klaren Herausarbeitung der Eigenart des rhönerischen Volkstums zieht Pfeufer das Gaufränkische heran; es zeigt sich, daß die Unterschiede größer sind als die Gemeinsamkeiten. Die Auswertung des Materials gelingt dem Verfasser manchmal nicht (z. B. über die Dorfzucht). Auch an der letzten Ausdeutung der Wallfahrten geht er vorbei. Die Bindungen der Familie sind dagegen sehr gut erfaßt. Im Wahne vom „Hexenwahn" und „Aberglauben" ist der Verfasser leider noch so sehr verfangen, daß er sich selbst um die schönste Frucht seiner mühevollen Arbeit bringt. So müssen wir denn folgende „Feststellungen" lesen: „Natürlich wurden die hohen kirchlichen Festtage mit Aberglauben umgeben", und „Alte Formen und alte Anschauungen schleppt man bis heute mit und verfälscht unbewußt sein Christentum mit einem Rest heimlichen Heidentums" usw. So wirkt die Arbeit leider manchmal recht zwiespältig. Eine eindringliche Karte, Register und Literaturverweise fehlen.

Niederlöhner.

Walter Schulz, **Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands.** 248 Seiten, 302 Abbildungen. Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung, Halle a. d. S. 1939. Geb. 9,50 RM., brosch. 8 RM.

Der Verfasser bringt mit dem vorliegenden Buch eine zusammenhängende Darstellung der Vor- und Frühgeschichte des mitteldeutschen Raumes sowie eines Teiles des nördlich vorgelagerten Gebietes der Altmark. Die Arbeit ist wohl als eine gleichzeitige Einführung in die Deutsche Vorgeschichte an Hand des mitteldeutschen Materials gedacht, und daher das ausführliche Eingehen auf die allgemeinen Fragen, wie z. B. die Auswertung der Bodenfunde und die jeweiligen Zusammenfassungen am Ende der einzelnen Abschnitte. Hierdurch wie auch durch die vielen schönen Bilder und die vereinfachten und dadurch klaren Verbreitungskarten wird die Übersicht sehr erleichtert. Leider mußte sich der Verfasser in dem engen Rahmen von 248 Seiten auf die Beschreibung und Behandlung des wichtigsten Fundstoffes beschränken und konnte daher einen Teil der Gruppen und Sondergruppen innerhalb des Materials nur aufzählen. Die Arbeit zeigt aber, daß bei den reichen und wichtigen Funden dieses Gebietes, die als Gemeinschaftsarbeit geplante Herausgabe der Vorgeschichte Mitteldeutschlands nicht vergessen werden dürfte. G. Thaerigen.

Paul Grimm, **Die Salzmünder Kultur in Mitteldeutschland.** Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Band XXIX/1938.

Der Kustos der Landesanstalt für Volkheitkunde in Halle weist in der vorliegenden Arbeit auf eine Kultur hin, die sich eng anschließt an die Walternienburger und Bernburger Stufe. Eine durchaus nordisch bestimmte frühe Kultur wird dadurch geschlossen vorgeführt, die bis jetzt lediglich durch beachtenswerte Einzelfunde in das Blickfeld getreten war. Von besonderer Wichtigkeit dürfte sein, daß Grimm dabei den ganzen Schatz nordischer Sinnbilder nachweist, der mit dieser Kultur auf das engste verknüpft ist. Die älteste Jagddarstellung, die wir aus der Jungsteinzeit besitzen, gehört hierher, ebenso wie die ältesten Hakenkreuzfunde, die bis jetzt ziemlich allgemein als „mitteldeutsche" Funde bezeichnet wurden. Ebenso gehört eine Reihe reich verzierter Prunkäxte, die ausgesprochenen Sinnbilderschmuck tragen, hierzu. Die Arbeit ist ein wichtiger Beweis dafür, daß das Auftreten der Sinnbilder in den Beginn der nordischen Jungsteinzeit zu setzen ist.

Weigel.

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrg., 20. Juni 1939, Nr. 18. Joseph Wiesner, **„Fahren und Reiten in Alt-Europa und im Alten Orient".** Der Schwerpunkt der Untersuchung Wiesners liegt nicht in der „Frage nach der ersten Zähmung des Pferdes und der Herkunft des Wagens, sondern in der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Fahren und Reiten im kriegerischen Einsatz". Der leichte zweirädrige Streitwagen hat seit dem 17. Jahrhundert die Geschichte des zweiten Jahrtausends beherrscht. Dieser Streitwagen tritt gleichzeitig in Alteuropa und im Alten Orient auf. Im Alten Orient erscheint er mit einer Kulturwelle, die von Ariern getragen ist. Es sind hier vor allem die Mitanni zu nennen, aus deren Land auch das Holz ägyptischer Wagen stammt — so zum Beispiel des berühmten Wagens im Museum von Florenz. Dieser Streitwagen gehört zu einer Kulturbewegung, die nicht auf Einflüssen innerasiatischer Reittierzüchter beruht, die den Wagen nicht kennen. Sie ist vielmehr im indogermanischen Bauerntum wurzelhaft, das das Pferd auch vor den Pflug zu spannen gewohnt war. „Der Ausgang der Bewegung liegt vermutlich bei den bäuerlichen Streitaxtleuten Osteuropas ... Von nordischen Streitwagen gleicher Form wie in Mykenä und dem Alten Orient sind uns auf schwedischen Felsbildern und auf einem Stein des Kivikgrabes in Südschweden seit der Mitte des zweiten Jahrtausends klare Darstellungen erhalten." Die Umstellung vom Fahren auf das Reiten erfolgte in der Wanderungszeit seit dem 12. Jahrhundert. Reiter sind nur ein Teil der Indogermanen geworden, und zwar die Thraker, Illyrer, Germanen und Festlandkelten, ferner die Griechen, Italiker u. a. — Emerich Schaffran, **„Die germanische Besiedlung von Südtirol zur Zeit der Völkerwanderung".** „Bei der Besetzung Oberitaliens, zuerst durch die Ostgoten und später durch die Langobarden, war Südtirol bis hinauf nach Meran nicht nur ein wichtiger Flankenschutz, sondern auch eine strategisch wertvolle Verbindung mit den nördlich davon liegenden Germanenreichen. Daher haben von Theoderich d. Gr. angefangen alle germanischen Beherrscher von Oberitalien auf die Sicherung von Südtirol großen Wert gelegt und dies durch die oft starke Befestigung strategisch und taktisch wichtiger Punkte erwiesen. Dazu kam eine nicht nur am Haupttal haftende, sondern auch in die Seitentäler bis in ziemliche Höhenlagen sich erstreckende Besiedlung, in deren Gefolge sich eine germanische Kultur von verschieden starker Dichte ergab. Diese Kultur war in den militärisch unbedeutenden Dolomiten, was germanische Völker der Völkerwanderungszeit anbelangt, sehr gering, erreichte dagegen im westlichen Südtirol eine oft an die kommunikationsreichere Ostschweiz heranreichende Bedeutung und Dichte. Die Grabfunde aus ostgotischer und langobardischer Zeit, die seit dem 19. Jahrhundert in Südtirol gemacht wurden und die hauptsächlich in den Museen, Trient, Bozen und Rovereto aufbewahrt werden, sind die sichtbaren Belege für diese umfangreiche germanische Kultur. Hierzu kommt noch eine sehr große Zahl von Steindenkmälern des 7. bis 9. Jahrhunderts. Ich hatte Gelegenheit, in den letzten beiden Jahren eine gründliche Bearbeitung dieser Denkmäler vorzunehmen." — **Forschungen und Fortschritte,** 15. Jahrg., 1. Juli 1939, Nr. 19. Walther Heinrich Vogt, **„Altgermanische Religiosität".** Die Erforschung des Glaubens bietet große Schwierigkeiten, da die Religiosität zum Verschleiertsten gehört. Die Wissenschaft muß versuchen, durch die äußeren Schichten ins Innere hindurchzudringen. Die äußerste Schicht ist der Mythos. Tiefer einzudringen erlaubt die Beobachtung des Kultes, von dem auf germanischem Gebiet wenig erhalten ist. Die Forschung wird sich mit den Fragen zu beschäftigen haben, wie die Germanen zu ihren Göttern gestanden haben. Zu dieser Frage gibt Vogt einige Hinweise. — **Neue Jahrbücher für Antike und Deutsche Bildung,** 1939, Heft 6. Gerhard D. Röttger, **„Die taciteische Germania im heutigen Lateinunterricht".** Die Germania des Tacitus hat immer wieder den Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit unseren Vorfahren gebildet. R. berichtet über die Hauptergebnisse der Tacitus-Forschung und zeigt an einigen Beispielen, wie sie im Schulunterricht fruchtbar gemacht werden kann. Er beachtet dabei vor allem die Ergänzungen und Korrekturen, die das taciteische Germanenbild durch die Ergebnisse der Bodenforschung und auf Grund der nordischen Schriftquellen erhält. R. gibt viele gute Hinweise; bemerkenswert ist seine Feststellung: „Die Zeit ist noch nicht allzu fern, wo man sich den Germanen wenigstens in Laienkreisen als kulturlosen Wilden vorstellte. Ebensowenig aber erscheint es angebracht, die Vorstellung vom Germanen zu verniedlichen, indem man die herbe Härte germanischen Wesens unnötig mildert und dem Germanen alle Züge abspricht, die vom heutigen Standpunkt aus als nicht vereinbar mit dem gewünschten Idealbilde erscheinen. Es kommt eben nicht darauf an, das Bild unserer Vorfahren unseren unmaßgeblichen Wünschen anzupassen und dadurch, sei es auch in bester Absicht, zu verzeichnen, sondern eine Darstellung zu geben, die durch verantwortungsbewußte Verwertung aller Quellen der Wahrheit möglichst nahe zu kommen versucht." — **Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, 1939,** Bd. 13. Karl Helm, **„Über einige grundsätzliche Fragen der germanischen Bekehrungsgeschichte."** Eins der verbreitetsten Vorurteile über die Bekehrung der Germanen ist die Meinung, daß die Germanen das Christentum sehr rasch angenommen hätten. H. prüft diese Ansicht, indem er für die wichtigsten Germanenstämme die Zeit ihrer ersten Berührung mit dem Christentum und den Zeitpunkt der offiziellen Bekehrung feststellt. „Dieser historische Überblick zeigt, daß der Prozeß der Christianisierung überall eine lange Reihe von Generationen und Jahren dauerte: 6—8 Generationen ist die Regel, in Zahl der Jahre ausgedrückt ist das ein Vierteljahrtausend. Das Bild ist also ganz anders, als vielfach angenommen wird: Rasche Bekehrung begegnet nirgends, wenn auch an einzelnen Stellen, wo Beschlüsse gefaßt werden, der Eindruck der Schnelligkeit entstehen konnte, der aber nicht bleibt, wenn man betrachtet, was den Beschlüssen voranging." Vor allem aber ist dann zu beachten, daß man auch zwischen offizieller Bekehrung und wirklicher Christianisierung genauestens unterscheiden muß. Im Folgenden stellt H. fest, daß auch die Ansicht falsch ist, die Germanen wären zum Christentum prädestiniert gewesen. Wenn man den Erfolg der christlichen Mission verstehen will, muß man berücksichtigen, daß die Stellung einer Religion desto schwächer ist, je duldsamer sie ist. Das Heidentum hat keines-

wegs Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben. Wer als wesentliche Ursache für den Übertritt zum Christentum einen vorausgehenden Verfall der heidnischen Religion annehmen will, „erleichtert sich die Antwort auf die Frage, warum die Germanen Christen geworden sind, in kaum erlaubter Weise". Die Quellen zeigen uns den Germanen „als in seinem ganzen Lebensgefühl noch engst verbunden mit der alten Religion". Schließlich meint H. die Lösung des Rätsels der Christianisierung zu finden, indem er die Seiten des Christentums beachtet, „die den Germanen fesseln und bewegen konnten, ohne seinen Widerspruch zu erwecken". — **Zeitschrift für celtische Philologie,** 21, 1939, Heft 2. Joseph Weisweiler, **„Die Stellung der Frau bei den Kelten und das Problem des ‚keltischen Mutterrechts'".** W. kommt zu dem Ergebnis, daß die Stellung der Frau bei den Festlandkelten (Galliern, Galatern) der bei den Indogermanen, besonders bei den Germanen, entsprach: Bei durchaus „vaterrechtlicher" Organisation herrschte „Gleichberechtigung" der beiden Geschlechter. Auch die reiche Überlieferung der Inselkelten gibt keine Beweise für ein keltisches Mutterrecht in bestimmtem rechtswissenschaftlichem Sinne, wohl aber viele Belege für die Mutterverehrung. — **Mitteldeutsche Volkheit,** 6. Jahrg. 1939, Heft 1/2. Walter Schulz, **„Bernstein in Mitteldeutschlands Vorzeit."** In einer kurzen Übersicht zeigt Sch., „welche kulturgeschichtlichen, religionsgeschichtlichen, handelsgeschichtlichen und selbst politischgeschichtlichen Ausblicke sich an den Bernstein Mitteldeutschlands knüpfen". Der Name Bernstein gehört zu nd. bernen, d. i. brennen. Auch der berühmte Halsschmuck der Freyja, das brisingamen, ist dem Namen nach der ‚leuchtende Schmuck' und war möglicherweise ein Bernsteinschmuck. Die germanische Bezeichnung des Bernsteins ist glaesum, deren Wurzel ebenfalls ‚glänzen' bedeutet. Die in Mitteldeutschland gefundenen Anhänger in Keulen- und Axtform, die aus Bernstein gefertigt sind, waren mit der Ausbreitung der nordischen Großsteingrabkultur dorthin gekommen, aber nicht aller in Mitteldeutschland gefundene Bernstein stammt von den nordischen Küsten; denn es gibt in Mitteldeutschland selbst Fundstellen dieses fossilen Harzes. — W. A. Brunn, **„Der heilige Hain bei Falkenberg".** Die Erhaltung großer Gräberfelder ist abhängig von ihrer Lage. In Waldgebieten sind sie geschützter als in der Kultursteppe. Auch wenn man dies berücksichtigt, kann man in der heutigen Provinz Sachsen drei Landschaften, in denen vorgeschichtliche Hügel in größeren Gruppen vorkommen, unterscheiden und darf annehmen, „daß die drei heutigen Gebiete alter Grabdenkmäler bereits gewisse Verhältnisse, Kulturgebiete der Vorzeit, widerspiegeln". Diese drei Gebiete liegen in der Altmark, im Südwesten der Provinz und im Osten. Zu diesem östlichen Gräbergebiet gehört das größte Hügelgräberfeld der Provinz Sachsen. Es liegt im Falkenberger Forst, nordöstlich von Falkenberg im Kreise Liebenwerda. Dieses Gräberfeld umfaßt noch heute 642 Grabhügel; es wird von v. Brunn näher beschrieben. — Klocke, **„Sinnbildliche Darstellungen an unseren Bauernhäusern im Ostharz."** K. bringt Abbildungen verschiedener Sinnbilder, u. a. Raute, Donnerbesen, Mühle und Lebensbaum. — **Volk und Scholle,** 17. Jahrg. 1939, Heft 6. Friedrich Mößinger, **„Sagen aus dem Ried."** M. teilt eine größere Anzahl Sagen aus dem Ried, der Ebene zwischen Rhein und Odenwald, mit. — Friedrich Hörreth, **„Die Bekämpfung der Sonnwendfeiern."** Die Volksbräuche sind lange Zeit hindurch von der Kirche bekämpft worden. Vielfach sind die Verbote der Kirche und die Verbotsgesuche der Pfarrer die einzigen Belege für das Brauchtum in älterer Zeit. Sie sind bisher noch nicht vollständig gesammelt. H. teilt einen schriftlichen Bericht aus dem Jahre 1582 mit, in dem ein Pfarrer bei der Gräflich Erbachischen Regierung um Abschaffung der Sonnwendfeuer und der damit verbundenen „Abgötterei" bittet.

O. Huth.

Ummauerte Städte, Arsenale und Waffenlager, tüchtige Rosse, Kriegswagen, Elefanten, Geschütze und dergleichen – das alles ist wie ein Schaf im Fell eines Löwen, wenn nicht das Volk an Zucht und Haltung zuverlässig und kriegerisch ist.

Francis Bacon

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Werner Meyer, Berlin C 2. D. A. 2. Vj.: 11 500. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 September Heft 9

Stevenverzierung eines Wikingerschiffes aus der Schelde bei Termonde

Von Peter Paulsen

Ohne Schiffe von höchster Seetüchtigkeit ist die weite Ausdehnung der Wikingerzüge überhaupt nicht denkbar. Die Annalen und Sagas berichten uns von großen Flotten, die die Meere und Flüsse des Abendlandes befuhren. Und doch ist es ein glücklicher Zufall, wenn man ein unversehrtes Wikingerschiff findet. In der Nähe Haithabus wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts das jetzt berühmt gewordene Bootkammergrab entdeckt. Von dem Schiff selbst sind jedoch nur einige Nieten geblieben. Besonderes Aufsehen erregte vor einigen Jahren die Entdeckung der Schiffsbestattung von Kerteminde auf Fünen, der ersten auf dänischem Boden[1]. Von dem Schiff und seinen Ausmaßen zeugen nur Nieten und der Abdruck im Lehmboden. Bemerkenswert ist, daß von dem Steven spiralartige Eisenbeschläge — gleichsam die stilisierte Mähne am Nacken des „Meerrosses" — erhalten waren. Weil ein solcher Befund eine Seltenheit ist, hat man an Ort und Stelle in dem einstmaligen Hügel eine große gläserne Halle, in ihrer Form dem Schiffskörper angepaßt, erstehen lassen, um so diesem Überrest aus der stolzen Wikingerzeit einen würdigen Rahmen zu geben.

Aber keine noch so gut gemeinte Bemühung in dieser Hinsicht erreicht das, was das Freilichtmuseum von Bygdø bei Oslo dem Beschauer bietet. Wer kennt nicht die dort in schönen Hallen aufgestellten Schiffe von Tune, Gokstad und Oseberg? Vor allem hat die verzierte Jacht der Königin Aase mit den darin gefundenen Schätzen Weltberühmtheit erlangt[2]. Von den genannten Schiffen sind die wesentlichsten Teile zwar erhalten, aber von dem Steven und seiner Verzierung hat nur das Osebergschiff einige Bruchstücke aufzu-

[1] Fra Nationalmuseets arbejdsmark, Kopenhagen 1936 und 1938. — Dieser Fund ist insofern wichtig, als diese Bestattungsform bei den Dänen — dort Kammergräber — nicht Brauch war und das Grab seinen Beigaben nach wohl einem Norweger zuzuschreiben ist.

[2] In dem mehrbändigen Werk „Osebergfundet" hat dieser Fund seine fachkundige und großzügig ausgestattete Veröffentlichung erfahren.